

**Kurt
Tucholsky
Gesammelte Werke
1928 6**

ro
ro
ro



Digitized by the Internet Archive
in 2023



KURT TUCHOLSKY

GESAMMELTE WERKE

IN 10 BÄNDEN

HERAUSGEGEBEN VON

MARY GEROLD-TUCHOLSKY

FRITZ J. RADDATZ

KURT TUCHOLSKY
GESAMMELTE WERKE
BAND 6

1928



ROWOHLT

Umschlaggestaltung Werner Rebhuhn

157. – 181. Tausend Mai 1993

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg, September 1975

Copyright © 1960 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Aufführungsrechte: Rowohlt Theater Verlag,
Reinbek bei Hamburg

Gesamtherstellung Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 3 499 29012 x

KURT TUCHOLSKY

Peter Panter · Theobald Tiger · Ignaz Wrobel
Kaspar Hauser

haßt:

das Militär
die Vereinsmeierei
Rosenkohl
den Mann, der immer in der
Bahn die Zeitung mitliest
Lärm und Geräusch
«Deutschland»

liebt:

Knut Hamsun
jeden tapfern Friedenssoldaten
schön gespitzte Bleistifte
Kampf
die Haarfarbe der Frau, die
er gerade liebt
Deutschland

HOROSKOP 1928

Prophezeiungen eines alten Chinesen

Ich werde, meine Herren Mitchinesen,
euch nunmehr etwas aus eurer Zukunft lesen.
Diesen Goldlack lasse ich von dem Plättchen aufsaugen — — —
Und was sehen meine entzündeten Augen?

Im Jahre 1928 werdet ihr oft zu wiederholten Malen
zehn Prozent Einkommensteuer bezahlen —
aber zum Glück nicht aus eurer Vermögensvermehrung,
sondern nur nach eurer Steuererklärung.
Auch werdet ihr durch einen rosa Brief in euern Überziehertaschen
eure verehrte Frau Gemahlin auf das erfreulichste überraschen,
als welche euch, weil sie heftig erregt,
ihren Pantoffel um die Ohren schlägt.
Sa — sa —!

Ihr werdet in euern Zeitungen lesen,
daß die Südmarmee wieder siegreich gewesen;
und daß der General Tuang-fu-tscho
besiegte den Kontregeneral Tschung-po-po.
Dieses braucht euch aber nicht die Ruhe zu rauben —
ihr müßt mitnichten alles, was in der Zeitung steht, glauben.
Denn dies ist der Zeitung tiefer Sinn:
die bessern Sachen stehen nicht drin.

Sa — sa —!

Ihr werdet ferner, hochverehrte Mitchinesen,
 eines neuen Rundfunksenders genesen.
 Daran wird der Oberchinese Al-phred-braun
 eure Kinder betören sowie eure werten Ehefraun.
 In den chinesischen Autobussen werdet ihr gepreßt sein,
 und der Reis wird weich, und die Börse vorwiegend fest sein.
 Toi — toi —!

Dieses alles ersehe ich aus meinen Zaubegeräten.

Zeuchet nunmehr hin und entbrennet die Neujahrsraketen!
 Was aber den 2. Januar angeht, so prophezeie ich hier:
 der Kater ist ein durchaus heiliges Tier.
 Ich habe schon manchen gesehen, der beneujahrt nach Hause rollte,
 weil er die ganze Nacht beim sa-cha-rin-sekt tollte,
 weswegen er dem Weinstubenwirt am nächsten Morgen heftig grollte,
 und seine liebe Frau ihm gleich zu Beginn des Jahres schmollte,
 indem sie nicht wünschte, daß er sich so zurichten sollte.

Womit ich um ein kleines Trinkgeld oder Douceur gebeten haben wollte.

DIE LEIBESFRUCHT

Du bist so schwer, du bist so blaß —
 was hast du, Mutter?
 Du willst etwas und weißt nicht was —
 was hast du, Mutter?
 «Ich trag in meinem Leibe ein Kind;
 ich weiß, wie seine Geschwister sind:
 ohne Stiefel, ohne Wolle, ohne Milch, ohne Butter —
 ich bin eine Mutter! Ich will keine Mutter mehr sein!
 Laß mich schrein —!
 Laß mich schrein —!»

Es darf und darf mir nicht zur Welt!
 «Frau, was wollen Sie?»
 Mein Mann ohne Stellung — wir haben kein Geld!
 «Frau, was wollen Sie?»
 Ich will nicht, daß man für eine Nacht
 mich und die Kinder unglücklich macht!

Dieselben Rechte will ich wie die Reichen,
die ungestraft zum Abtreiber schleichen —
Warum will mich denn keiner befreien?

Laßt mich schrein —!

Laßt mich schrein —!

Mit Schreien ist da nichts getan —

Wacht auf, ihr Frauen!

Nieder mit kirchlichem Größenwahn!

Wacht auf, ihr Frauen!

Ihr krümmt euch vor Schmerzen, und in euer Ohr
tönt heulend der Unternehmerchor:

«Trag es aus! Trag es aus!

Trag es aus im Sturmgebraus!

Wenn der Staat bleibt bestehn,

könnt ihr alle zugrunde gehn!

Ihr habt nichts zu fressen?

Wir brauchen die Kinder für Dortmund und Essen,
für die Reichswehr und für die Büros —
und wenn ihr krepirt, dann sind wir euch los!»

Aus Jodoform und blutigem Leinen
kommt winselnd eines Kindes Weinen.

Es wartet an dem kleinen Bett

bereits ein mächtiges Quartett:

Fabrik. Finanzamt. Schwindsucht. Kirchengucht.

Das ist das Schicksal einer deutschen Leibesfrucht.

RECHENMASCHINE AUS USA

Im Studio des Champs Elysées, einem der wenigen pariser Theater, in dem neben Jouvett überhaupt noch experimentiert wird, startet ein neues amerikanisches Stück: *«Die Rechenmaschine»* von Elmer L. Rice.

Haben Sie schon mal im Theater geschlafen? Ich treibe immer unter der Bank Allotria, besonders in Paris, aber dieses Mal war ich überwach, den ganzen Abend. Ich wollte kein Wort verlieren, und ich habe keins verloren. Das ist eine dicke Sache.

Es fängt gleich richtig an: nämlich mittendrin. Frau Buchhalter Null steht am Waschtisch und gurgelt sich die Zähne und enthüllt ihre ehelichen Reizlosigkeiten und kämmt sich und quatscht: vom Kino und von den großen und kleinen Filmen und von Buster Keaton und vom Privatleben der amerikanischen Filmdiven ... Herr Buchhalter Null

zieht sich sachte aus und sagt kein Wort. Das ist ein Zahlenmensch, der fünfundzwanzig Jahre bei derselben Firma gearbeitet hat, immer mit Zahlen, neben Zahlen, über Zahlen gebeugt — sein Gehirn kann nichts als rechnen. Sie sagt: «Fünf Dollar kostet der Platz . . .» und er, automatisch: «Fünf und fünf sind zehn mal fünf sind fünfzig . . .» Sie sagt: «Die Gish verdient achtzigtausend Dollar im Monat», und er: «Das sind neunhundertundsechzigtausend im Jahr und in der Minute sind das . . .» Und sagte sie: «Ich habe so gelacht, daß ich nicht mehr auf meinen vier Buchstaben sitzen konnte» — so sagte er: «Vier mal vier sind sechzehn, mal vier sind vierundsechzig . . .» So eine Ehe ist das.

Zweites Bild. Am hohen Pult sitzt Herr Null seiner Mitarbeiterin Daisy gegenüber, und was sich da begibt, das ist noch nie geschrieben worden. Georg Kaiser ist der Sache sehr nahe gekommen — aber auf diese letzte Formel hat es, scheint mir, noch keiner gebracht. Sie sagt die Rechnungszettel an, er wiederholt die Summen, das Lied der Zahlen ertönt, und eintönig klappert der Geschäftsapparat: «4 Dollar fünfzig; 8 Dollar dreiundneunzig; 10 Dollar; 2 Dollar; 2 Dollar zehn — —» nur das Klappen der Löscher ist zu hören. Und während die Zahlen sumsen, fangen die Angestelltengehirne an, ganz leise privat zu summen; zunächst schnauzt Herr Null Fräulein Daisy an, weil es zu schnell geht und zu langsam, und dann schweifen die Gedanken von den Dollars in die weite Welt. Was da an verblühter Romantik aufsteigt, an Blasen verkümmerter und niedergehaltener Gehirne, das ist herzbrechend schön. «Wie muß das sein», denkt sie laut, «wenn einen einer auf den Mund küßt — richtig auf den Mund!» — «Wie wäre das», denkt er, «wenn ich meine Frau totmachen könnte, ohne daß es einer merkt. Ich würde . . .» Der Tagtraum läuft, Freuds Blähungen steigen auf, eigentlich lieben sich die beiden; nein, sie begehren sich nur, nein, sie langweilen sich nur. So mutig sind sie, während sie Dollars zählen. «... geh ich glatt zum Chef» und: «Im Hemd ist das Mädchen im Zimmer herumgelaufen, nur im Hemd . . . acht Dollar zwanzig . . . vier Dollar neunundneunzig . . .» Es pfeift Mittag. Mit einer wundervollen fünfundzwanzigjährigen Geste steht Null an seinem Pult, legt die Büroärmel in die Schublade, dabei stülpt er sich den Deckel auf den Kopf, um ihn zu halten . . . Da kommt der Chef.

Null hat ihn erwartet: heute ist er fünfundzwanzig Jahre dabei — «und ich habe nicht ein Mal gefehlt!» — Der Chef schmeißt ihn raus. Ja, die neuen Rechenmaschinen sind grade aufgekommen; er bedauert, einen so vorzüglichen und treuen Angestellten zu verlieren, aber die Geschäfte . . . nationalökonomische Belange . . . die Rationalisierung . . . Die kleine Daisy kommt zurück, sie hat ihre Tasche vergessen; da stehen sich Chef und Angestellter gegenüber, der Chef gleichmütig, fett; der Herr Null drohend-demütig, mit erhobenem Arm. Wird Null den Chef töten?

Drittes Bild. Bevor der Vorhang aufgeht, sagt ein Chor: «Maschinen — Maschinen — Maschinen — schinen — sch... st... sch...» und dann steht da der Mittagstisch der Nulls. Frau Null kommt hereingedampft: «Sch—sch—sch—» und schleppt eine kleine Dampfmaschine, das Essen herbei. Sie essen und bewegen die Arme wie die Ventile eines Kolbens, sie sprechen, und es ist das Geräusch, das Kurbelstangen erzeugen. Besuch. Sechs Menschenmaschinen kommen hereingefahren — sch—sch—sch—sch! —, sie werden auf Stühlen angebracht. Die zu diesem Zweck vorgesehenen Münder sagen Gespräche auf. Das typisch amerikanische Wettergespräch der Herrenmaschinen und das Klatsch-Gespräch der Damen; das Witzgespräch der Herren und das Gesundheitsgespräch der Damen; das Geschäftsgespräch... und alles das mündet schließlich in ein herrliches patriotisches Gespräch, wo diese armseligen Räderwerke ihren eingelernten Haß herunterleiern: «Nieder mit den Negeren! Nieder mit den Fremden! Hoch Amerika! Hoch das Vaterland!» Wenn das dem Regisseur Fehling in die Finger fällt: dann könnt ihr etwas erleben. Eintritt das Gesetz, der Staat, der Schutzmann. Und verhaftet Herrn Null: er hat seinen Chef erschlagen, weil der ihm gekündigt hat. Sch—sch— — sinken die Damenmaschinen in sich zusammen. Ab.

Viertes Bild. Verteidigungsrede des Herrn Null vor den (imaginären) Geschworenen. Um eine Kleinigkeit zu lang; um eine Kleinigkeit zu rhetorisch. Wie überhaupt der Autor das, was er in einem höllisch klugen Aufsatz über seine Figuren gesagt hat, nicht immer hat gestalten können: Null ist der Untertan, wie er also auch drüben in Amerika leben muß: ein heimlicher Sadist, ein unterdrücktes Geschöpf, «versehen mit einem Gefühl der Überlegenheit seiner Rasse, um seinen sadistischen Ideen einen moralischen Unterbau zu liefern, der sie veredelt. Er tötet seinen Chef», sagt Rice, «aber er wäre ganz außerstande, unhöflich mit ihm zu sprechen.» Und stellt — immer in der Vorrede — die höchste Forderung an sich und an das Stück, «Null ist zu gleicher Zeit ein Individuum und ein Typus». Ja, wer das kann... Aber jeder heißt eben nicht Gerhart Hauptmann.

Wir wissen ja auch von andern Beispielen her — Dos Passos, Lewis und Dreiser —, daß es drüben Männer gibt, die die Mechanisierung ihres Landes nicht stolz empfinden, sondern als eine Vergewaltigung der Natur. Und die höhnen, weil sie leiden. Es gibt ein anderes Amerika, so, wie es überall zwei Länder gibt.

Da steht er also nun auf seiner Anklagebank, der Herr Null, und wartet; Stimmen aus dem Dunkel steigen auf: «Coupable — coupable — coupable — coupable —» zwölfmal. Es ist aus. Er wird hingerichtet werden.

Fünftes Bild. Auf dem Kirchhof. Ganz abgesehen von Wedekind, der das für uns beinah ein für allemal zu Ende gestaltet hat: hier taucht

eine Figur auf, in die Rice verliebt ist und die uns Europäern nicht so sehr viel sagen kann. Das ist ein beerdigter Puritaner, ein Mann, der zwar seine Mama erstochen hat, aber sonst so fromm ist, daß sich die Bibelsprüche biegen. Unterhaltung zwischen dem toten Null und dem toten Puritaner.

Sechstes Bild. Im Paradies. Perlen in der Unterhaltung, in die sich die inzwischen vermittelt eines offenen Gashahnes dazugelangende Daisy mischt. Als der Puritaner nicht hören will, sagt Null: «Nun sehen Sie! Er stellt sich tot!» Das Herz geht einem bei diesen Totengesprächen auf: «Wenn ich das gewußt hätte, daß Sie mich so gern gehabt haben, Herr Null!» — und: «Wir waren schön idiotisch!» — und dazu immer ein paradiesisches Grammophon; denn so ist das in den Gefilden der Seligen.

Null arbeitet — als Geist — im Bauch einer Rechenmaschine und ist selig. Er brüllt vor Zahlen, er hantiert an den Hebeln und werkt umher, er hat nun gar keinen Sinn mehr als Zahlen, Zahlen, Zahlen. Drei Trillionen, vierhundertachtzig Billionen, dreihundertundsiebenundneunzig — Komma acht! Ein leider etwas redseliger Erzleutnant löst ihn von seinem Posten ab. Er soll wieder von vorn anfangen. Das wird ihm erklärt (schwächste Stelle des Stücks: geredet, nicht gestaltet). Die «Hoffnung» erscheint in einer nicht allzu kostbaren Allegorie . . . es hilft alles nichts: Null wird wieder ein zu pudernendes Baby, es geht mit ihm alles von neuem an.

Achtes Bild. Sie stehen in derselben Haltung da wie vordem: der kündigende Chef, die kleine Daisy, die ihre Handtasche vergessen hat, und der gekündigte Herr Null. Er hat seinen Chef nicht getötet. Das Stück hat nur eine Schleife gemacht; in den winzigen Bruchteil einer Sekunde hat sich das ganze Drama eingeschoben. Was wäre, wenn . . . Es war nichts. Null ist gekündigt. Ein Buchhalter ist gekündigt.

Nach einer nadelfeinen Psychologie, die auch nicht hat helfen können, uns vor einem Weltkrieg zu bewahren; nach einer Seelenzerfaserung, die anfängt, lächerlich zu werden, weil Typen als Individuen behandelt werden und Kollektivprodukte als Originalschöpfungen; nach diesem saftlosen und leeren Gerede ist das hier eine Erfrischung. Ja, es ist primitiv. Ja, es ist jung und einfach und manchmal zu einfach. Aber wohin muß sich das Mitleid mit der Menschheit flüchten? Wohin mit dem Schmerz über die Erde, über das, was sie aus unserm Leben machen? Wohin? Ins Kasperletheater. Und im Puppenhaften steckt hier mehr Herz als in den piekfeinen französischen Seelendramen und auch — halten zu Gnaden — mehr als in manchen Weltanschauungsklubs.

Das Publikum lachte mehr über die da oben als mit ihnen, also über sich. Es begriff so wenig wie die französische Kritik begriffen hat, die diesem Stück ziemlich hilflos gegenüber dastand. Wie man überhaupt

solche Theater-Experimente in Paris niemals überschätzen darf: so ein Stück ist zum Beispiel niemals eine Sensation; es gehen wohl Leute — zu ermäßigten Preisen — hinein, sie sprechen auch davon, aber «ganz Paris» spricht bestimmt nicht davon. Parolen werden hier nicht ausgegeben. Das ausgezeichnete Studio des Herrn Baty ist ein Théâtre «d'avantgarde» — also steht es am Rande.

Das Stück aber ist von unserer Zeit. Oft sagen die Figuren wirklich genau das, was unsere Nachbarn auf der Untergrundbahn denken, und sie denken viel uniformer, als wir alle glauben. Manches ist vielleicht nicht übertragbar: eine Kündigung in Amerika ist etwas anderes als eine Kündigung in Frankreich. Aber es bleibt doch so viel. Was bleibt, ist: unser Leben.

Warum schreiben das die Leute nicht? Wo ist der berliner Geschäftsroman? Man muß sehen, was sich dafür ausgibt: dieser durchs Gehirn passierte Naturalismus, der keiner ist, weil er vor falscher Überlegenheit stotzt, weil er keinen Humor hat, weil der Autor sich gar nicht freut, «einen nachzumachen». Ohne diese primitive Jungensfreude ist das aber nicht zu bewältigen. Wo haben die Leute ihre Ohren —? Warum schreibt keiner, keiner, was um uns ist —?

Fällt das Stück den Übersetzerwanzen zum Opfer, zu denen immer einer mehr gehört als jeder glaubt, dann ist es verloren. Es muß nachgedichtet werden. Dann hätte man zwar kein neues Genie entdeckt, aber einen höchst amüsanten, lebendigen, bunten und erquickenden jungen Autor.

Denn was suchen wir —? Erlösung durch die Gewißheit, Kameraden zu haben.

JOURNALISTISCHER NACHWUCHS

Woran es in Deutschland so merkwürdig mangelt, das ist die Möglichkeit für einen jungen Mann, in der Praxis und an der Praxis zu lernen: also arbeitend von einem Erfahrenen belehrt zu werden. Das Ideal aller Berufe ist die «Hochschule» — irgend etwas der veralteten Universitätsform Nachgeäfftes, mit Professoren, Studenten, Studentenverbindungen und einem Examen. Dieses Examen soll dem Kandidaten die «Berechtigung» geben, seinen Beruf auszuüben; er versteht das meist falsch und leitet ein Recht daraus her, wo doch nur eine theoretische Vorbereitungszeit gewesen ist. Am liebsten möchten sie eine «Hochschule für wider-natürliche Unzucht sowie deren Abarten» haben.

Wie sieht, zum Beispiel, der Nachwuchs im Journalismus aus —?

Kümmert. Und das kann gar nicht anders sein.

Wer jemals einlaufende Post auf einer Redaktion gelesen hat, der weiß, wie so ein Einlauf aussieht. Wenig Hoffnungen, viel Entwürfe — sehr

viel Dilettanten, sehr viel Männer und Frauen, «die gar nicht einsehen, warum sie sich in dieser schweren Zeit nicht etwas nebenbei verdienen sollten», die aber niemals auf den Gedanken kämen, sich etwa nachmittags zwei Stunden lang als Ingenieure einem Elektrizitätswerk zur Verfügung zu stellen. Schreiben kann jeder. Wie wird man Journalist —?

Man wird Journalist durch innere Berufung, weil man es werden muß. Und man kann es werden: durch Ermunterung. Die bleibt meist aus.

Ob das in andern Berufen auch so ist, weiß ich nicht: der deutsche Zeitungsmann ist ein sehr ungeduldiger Mensch. Das mag der Beruf so mit sich bringen — er wartet jedenfalls nicht lange ab, experimentiert selten, hält nicht aus. Gleich oder gar nicht. Das kann man nun mit jungen Menschen nicht machen, die ermutigt werden sollen, gefördert, beraten und geführt. Die Arbeitgeber im Zeitungsgewerbe aber wollen möglichst fertige Leistungen sehen, und da alle es wollen, also fast niemand halbfertige, entwicklungsmögliche Arbeiten druckt, so herrscht in der Zeitung der Routinier.

Das Gros der Redakteure liest Arbeiten wie Schulaufsätze; und zensiert sie. Ja — oder Nein: darüber hinaus gehts selten. Daß sich der Redakteur, der immer überlastet ist, mit seinen Leuten wirklich beschäftigt, ihnen die Unarten austreibt, ihnen nicht nur sagt, wie man es nicht machen darf, sondern anschaulich erzählt, wie man es machen solle. So züchtet man Nachwuchs.

Die Presse macht sichs bequemer und jammert hinterdrein, daß «keiner da ist». Natürlich ist keiner da — sie jagen ja die meisten davon.

Da ist zunächst die Herrschaft der Geronten. Es ist gradezu kläglich, mitanzusehen, wie eine falsch angewandte Treue alte Knacker im Betriebe läßt, die schon in der Blüte ihrer Mannesjahre den Durchschnitt niemals überragt haben; Männer, die gar nicht alt werden können, weil sie nie jung gewesen sind. Arthur Holitscher oder Alfred Kerr oder Karl Scheffler werden niemals «passé» sein — das welkt nicht. Dagegen hat bei irgend einem Dutzendschreiber die Sache mit dem fünfundsechzigsten Jahr gewöhnlich ihr Ende; wenn er je die Berechtigung hatte, überhaupt so lange zu schreiben, so waren es die Manneskraft, das Handgelenk, das handwerkliche Können, und die lassen etwa um diesen Zeitpunkt erheblich nach. Aber das klebt und nimmt jüngeren Leuten die Plätze fort; mit dem ganzen starren Eigensinn des vergreisten Alters sitzt das und sitzt, und die Verlage sind auf einmal so zartfühlend, so scheu, so duldend . . . Nie hat man sie so gesehen. («Wen meint er —?» Ein System.)

Der Lernende aber läuft neben dem Betrieb her und wird nur selten herangelassen. Das Beispiel S. J.'s, der, noch nicht zwanzigjährig, als Theaterkritiker an die *«Welt am Montag»* zugelassen worden war, ist fast unerhört. Wo aber, in aller Welt, soll sich der deutsche junge Journalist die Feder glatt schreiben?

In der Provinz —? Da ist die Position des angestellten Journalisten viel kümmerlicher als man gemeinhin ahnt — ich besinne mich noch auf jenen journalistischen Schützling S. J.'s, der von Berlin an einen großen Generalanzeiger Süddeutschlands ging und mit der *«Weltbühne»* einen Tauschverkehr verabredete. Die *«Weltbühne»* ging heraus; der Generalanzeiger kam nicht. Anfrage. «Es ist mir leider nicht möglich, meinen Verlag zu überzeugen, daß . . .» Poincaré anrühren, das können sie; vor dem Zimmer des Verlagsprokuristen hören der Spaß und die Allmacht auf. In der Provinz wird der junge Mann nicht viel lernen, weil mit Ausnahme von ein paar Blättern das politische und künstlerische Gesichtsfeld dieser Zeitungen viel zu eng, die drückende Herrschaft der Abonnenten viel zu groß ist. Wir möchten schon, aber wir dürfen nicht . . .

In Berlin dürften sie schon eher. Aber wer hilft den jungen Menschen? Man müßte glauben, daß die sozialistischen und kommunistischen Blätter dazu noch am ehesten prädestiniert wären. Über die *«Rote Fahne»* als journalistisches Erzeugnis ernsthaft zu reden, ist leider nicht möglich — ich sage *«leider»*, weil mir ihre Grundgesinnung sehr nahe ist. Aber wie sieht das aus! Wie ist das geschrieben! — Der *«Vorwärts»* ist heute noch so verkalkt wie damals, als ich bei ihm anfangen wollte — über ein paar Glossen hinaus habe ich es da nie gebracht, und beim mechanischen Abdruck ist es geblieben. Von Ermunterung war wenig zu spüren.

Bleiben die großen demokratischen Zeitungen. Pro domo kann ich mich nicht beklagen — aber hier gehts um die Sache. Gewiß, es gibt hier und da junge Leute, die die große Zeitung weiter treibt; aber sehr häufig wird man den Eindruck nicht los, als habe das, was da steht, nur deshalb Wert, weil das Blatt eine so hohe Auflage hat. Lernen diese jungen Leute wirklich etwas? Beschäftigt man sich mit ihnen? Nicht schulmeisterlich, sondern fördernd? Mit wirklicher Zuneigung zu dem, was da entstehen will? Mit dem *«Annehmen»* ist es eben nicht getan, man muß so einen Menschen bilden, ihm Fingerzeige geben, ihn in die Schule nehmen (und ihm nicht auf die Schulter klopfen). Wer tut das —?

Ich glaube, daß der journalistische Nachwuchs in Deutschland nicht gut ist. Es wäre hübsch, wenn der Durchschnittsredakteur, der schwer von seiner Gottähnlichkeit überzeugt ist, seinen Stolz auf die Tarifverhandlungen verlegte und den Kollegen hülfte, nicht, wie man armen Leuten hilft, sondern indem er seine, ihre, unsere Sache fördert. Konkurrenz —? Aber ich wünschte, die Besatzung der *«Weltbühne»* bestände aus lauter Genies — das käme noch dem schwächsten Mitarbeiter zugute. Starwesen ist nicht nur geschmacklos — es ist dumm.

Es ist aber nicht nur die Angst vor der Begabung, nicht nur Eitelkeit und Greisenhaftigkeit.

Es ist auch häufig die Angst der Verlage, der Mann könne nach der Ausbildung davonlaufen. Aber das hat S. J. mindestens zehn Mal erlebt, und er hat nicht nachgelassen. Da ist weiter die Furcht, den Leser mit einer halbfertigen Leistung vor den Kopf zu stoßen. Grade eine Redaktion, deren Beiträge häufig anonym erscheinen, hat die Möglichkeit, kollektiv zu verbessern. Und da sind wir am Angelpunkt. Es wird zu wenig kollektiv gearbeitet. Lassen wir einmal die *Frankfurter Zeitung* beiseite —: in den meisten Blättern ist die Leistung zu individual aufgefaßt; sie ist Einzelarbeit eines einzelnen, der sich gegen alle andern durchsetzen will, nicht: Resultat einer Gruppe, Deutschland hat die meisten Gruppen der Welt (Vereine, Verbände, Parteien, Orden), Deutschland ist das Land, in dem die Leute so schwer miteinander arbeiten. Sie können nur: untereinander und übereinander. Koordination ist hierzulande eine seltene Sache.

Ich glaube, daß sich ein starkes journalistisches Talent wie zum Beispiel Friedrich Sieburg auf alle Fälle durchsetzt. Aber der mittlere Mann, der fleißige, begabte, anständige Arbeiter — wo bleibt der —? Wer kümmert sich um den? Wer hebt den herauf? Wer beschäftigt sich mit ihm —?

Man hebt einen Stand am besten dadurch, daß man sich eine gute Konkurrenz schafft.

DER MANN AM SPIEGEL

Plötzlich fängt sich dein Blick im Spiegel
und bleibt hängen.
Du siehst:

Die nackt rasierten Wangen
— «Backe»: das ist gut für andere Leute —
den sanft geschwungenen Mund, die glatte Oberlippe,
die Krawatte sitzt — nein, doch nicht:
zupf!

Jetzt bist du untadlig.
Haare, Nase, Hals, Kragen, Rockschultern sind ein gut komponiertes
Bild —
tief bejaht dich dein Blick.

Wohlgefällig ruhst du auf dir,
siehst die seidigen Ränder der Ohrbrezeln,
unmerklich richtest du dich auf —
du bist so zufrieden mit dir
und fühlst das gesunde Mark deines Lebens.

Übrigens haben die Fliegen auf dem Spiegelglas gegessen,
oder ein chemischer Vorgang hat das Quecksilber bepickelt:
kleine blinde Pupillen sitzen darauf . . .

Nun stell den innern Entfernungsschätzer der Augen wieder um:

An der rechten Schläfe
— aber nur, wenn man schärfer hinsieht —
stehn ein paar kleine Runzeln,
Schützengräben der Haut —
nein, es sind noch keine Runzeln,
doch da, an dieser Stelle, werden sie einst stehen.

Dann bist du ein alter Mann;
dann sagen die Leute: «Der alte Kaspar —»;
dann wird ein Mädchen leise ausgelacht, der du etwas zuflüsterst —
«Mit dem alten Mann . . .?» sagen ihre Freundinnen.
Alter Mann.

Wie ihr euch ansieht:
der Glasmann und du!
Nie
nie wird dich jemals ein anderer Mensch so ansehen,
ohne Beigeschmack von Ironie.
Du kannst dich gar nicht im Spiegel sehn.
Tat twam asi —?

Glatt ist dein Gesicht, sauber gewaschen und frottiert.
Zeit ist darüber hingespült.
Dein Gesicht, den Schuttplatz deiner Gefühle, hast du zusammengelogen,
zusammengelacht,
geküßt, geschwiegen, gelitten, geseufzt: zusammengelebt —
sieh, unterhalb des linken Auges bist du leicht fleckig.

Mach dein Spiegelgesicht!
Was in den letzten Jahren alles gewesen ist,
nichts davon ist dir anzusehen.
Alles ist dir anzusehen.

Fakire sollen sich manchmal allein hypnotisieren.
Wenn man sich lange in den Spiegel sieht, steht im Lexikon,
verfällt man in Trance . . .
du siehst den Spiegelmann an,
der sieht, wie du siehst —

du siehst, wie er sieht, wie du . . .
Reiß deinen Blick zurück! Erwache.

So, mit dem aufgestützten Arm, ergäbe das eine gute Fotografie
für die illustrierten Blätter:
ernst blickt der Dichter den Abonnenten an,
Ehrfurcht erheischend und einen zerstreuten Blick lang auch zugebilligt;
unnahbar, sehr sicher,
wie aus gefrorenem Schmalz gehauen — ein fertiges Ding.

In den zwei glitzernden Pünktchen, die
in der Mitte deiner Augen angebracht sind,
funkelt das Leben.
Eigentlich sind wir ganz schön, wie —?
Du betrachtetest dich, wie sich die Männer in den Friseurläden betrachten,
wenn sie, haargeschnitten, aufstehn:
«Es ist, Gott sei Dank, alles da, und wir sind repräsentative
Erscheinungen —!»
Mit einem langen Blick sehen sie sich im Spiegel an:
Kontrollversammlung der Kompanie, vorgenommen durch den
Feldwebel Auge —
nicht losreißen können sie sich,
dann ziehen sie ihre Weste herunter
und gehen neu gestärkt auf die Straße,
durchaus bereit zum Kampf mit den andern, denen man nicht die Haare
geschnitten hat.

Aber auf einmal
ist die glatte Sicherheit deines gebügelten Rockes dahin;
die Angst ist da.
Angst sitzt in den dunkeln Vertiefungen deiner Nase,
mit der du die Luft einschaufelst;
das Blech am Kamin erzittert leise,
du hörst mit den Augen —

Sag etwas!
Sprich!
Prophezeie, wie es weiter werden wird!
Ob ich gepflegt sterbe, im Bett: umgeben von einem ernstesten Professor,
einer weißen Krankenschwester und süßlich riechenden Flaschen;
oder ob ich auf kalter Chaussee verrecke, ganz allein —
zu den andern Landstreichern habe ich manchmal französisch
gesprochen, weil ich doch etwas Besseres gewesen bin;
ob ich mich zerhuste oder sacht im Sessel zurücksinke . . .

In das Weiße der Augen steigt langsam Rot auf —
welch ein Mitleid hast du mit dir!
Du betest dich hassend an.

Sprich!

Prophezeie:

Erfolg — Ansehen — Vergessenheit — Geldmangel — Demütigung; es
gleiten die wohlgenährten Kameraden vorbei und klopfen dir er-
munternd auf die Schulter, in leiser Schadenfreude.

Flocke. Geküßter Mund. Belebte Kopfkugel.

Mit mobilisierten Muskeln seht ihr euch beide an.

Noch ist nichts zu sehn. Noch seid ihr beide schön.

Tief unten knistert die Angst.

«Sie haben», so sagt der Spiegelmann zu dem andern Mann,

«da ein Haar auf Ihrem Rockkragen!

Sehn Sie? es glänzt im Schein der abendlichen Lampe — das darf,
merkwürdigerweise, nicht sein; nehmen Sie es bitte herunter —!»

Sorgsam entfernt ihr das Haar.

Ich gehe vom Spiegel fort.

Der andre auch —

Es ist kein Gespräch gewesen.

Die Augen blicken ins Leere,

mit dem Spiegelblick —

ohne den andern im Spiegel.

Allein.

«mit»

Daß es ernsthafte Verlage gibt, deren Lektoren Vokabeln wie «unerhört»,
«fabelhaft» und «ein unmögliches Hotel» durchgehen lassen, ohne daß
der Schreibersmann damit die Sprachverschluderung von Snobs charak-
terisieren wollte, vielmehr die eigne aufzeigt, mag angemerkt werden.
Diese großstädtischen Kleinstädter glauben wirklich, daß ihr «Kreis»
die Welt darstelle oder zum mindesten die Pyramidenspitze der Welt.

Diese Sprachverderber, denen die vierhundert Modewörter fertig
aus dem Munde kollern, und die keinen Satz mehr ohne «menschlich»
und «ihn als Menschen» schreiben können, geben noch dem ärgsten Pu-
risten recht, der der Meinung ist, daß man auch ohne «halluzinative
Substantive» auskommen könne. «Diese undeskriptiven Substantive
sind gehirnlisch-empfindsame Summationen . . .» Kann man das auch

auf deutsch sagen? Nein, das kann man freilich nicht auf deutsch sagen.

Und wenn die Grammatik in diesen Sprachsumpf taucht, dann bringt sie etwas ans Licht, das heißt: <mit>. Und sieht so aus:

Friedrich Nietzsche hat den snobistischen Superlativ erfunden; er milderte ihn durch <vielleicht>. Er schrieb fast nie: «Dieses Buch war im achtzehnten Jahrhundert von sehr großem Einfluß», sondern er liebte es zu sagen: «Dieses Buch hat im achtzehnten Jahrhundert vielleicht den größten Einfluß . . .» Die Schönheit der Prosa dieses Philosophen hat manche Früchte getragen; seine kleinen Höcker trägt die ganze Familie. «M. ist vielleicht unser größter deutscher Journalist», schreibt ein Reporter vom andern, das klingt, und darin steckt vor allem die Fiktion, als habe der Schreibende sämtliche deutsche Journalisten vor Augen, wähle unter ihnen aus, erwähle sich nun diesen einen . . . und er verdickt die Lüge, indem er sie durch <vielleicht> scheinbar mildert. In dieser Schublade liegt <mit>.

Der Gedankengang ist, an einem Beispiel gezeigt, dieser:

«In Gemeinschaft mit andern ist besonders Rathenau durch unklare Diktion dem philosophischen Bedürfnis der deutschen Masse entgegengekommen.» Hier setzt nun die stenographische Denkweise der Alphabeten ein; sie schlucken den Satz herunter, würgen ihn wieder hoch, und das Wiedergekäute sieht dann so aus: «Rathenau hat mit am meisten . . .» Es ist ganz und gar abscheulich: <mit> ist eine Präposition oder Suffix eines Verbums — so aber, wie es sich da im Satz herumtreibt, ist es gar nichts, ein elendes Wrack vom Schiffbruch eines deutschen Satzes.

Es ist ein Jammer um die Pflege der deutschen Sprache.

Kümmert sich schon einmal einer um sie, dann heißt er Eduard Engel; dieser unsägliche Hohlkopf hat es neulich fertig bekommen, den feinen Sprachkenner Wustmann zu beschimpfen, der in der kleinen Zehe mehr Sprachgefühl hatte als der Schöpfer der arabischen Zahlen auf den Eisenbahnwaggons im Kopf hat. Das Zeitungsdeutsch, das sich erheblich gebessert hatte, ist heute wieder im Begriff, in Modewörtern zu ertrinken. Erst denken sie nicht, und dann drücken sie schlecht aus. «Er ist menschlich mit einer der besten . . .», daß das einer schreiben, redigieren, setzen und durchgehen lassen kann! Diese Snobs schreiben, wie die Verkäufer von Seidenwaren sprechen: atemlos, eilig, alles im Superlativ, bewegt anpreisend. Alles wird auf eine Spitze getrieben, von der es wackelnd wieder herunterfällt. «Das 's ja faabelhaft! Na, unerhört! Ein unmöglicher Patron . . .!» Wieviel Offizierskasino ist darin, wieviel Anreißerei!

Eine Rede ist keine Schreibe. Und dieses da ist weder eine solche noch eine solche.

TOURIST

Ich reise schon zwei Monate — bald bin ich gar nicht mehr da.
Die scharfen Schneidekanten der Eisenbahnschienen schälen mir
im Gleiten die Aura herunter, eine Haut nach der andern — ich friere.

Jeden Abend: ein neues Zuhause.

Jeden Abend: das Klinkengefühl der Hand, der Orientierungsgang zu
Toilette und Schreibzimmer —
«Wo ist denn hier die Post —?»

am nächsten Morgen will das anwachsen. Du sagen —
nachmittags geht ein Zug.

Bekümmert gehe ich durch die langen Hotelkorridore, mit einem
Schlüssel in der Hand: daran ist eine kindskopfgroße Kugel ge-
bunden oder eine gewaltige Münze oder ein Stuhlbein —

der Schlüssel geht mit mir,

und unten werden wir beide abgegeben: er beim Portier, und ich im
Eßsaal,

und dann habe ich keinen Schlüssel mehr.

Beim Essen lese ich, den Kopf in die Hand gestützt, ich esse vom Blatt.

Wieviel traurige Junggesellen sitzen um mich und tun ebenso; wer
bessert ihnen die Wäsche aus, nimmt ihnen die Bettbeichte ab, leitet
Jähzorn und gefleckten Mißmut in stille Kanäle —?

Manchmal stehe ich auf dem Aussichtsturm und sehe allein hinunter.

Da liegt eine Stadt, Gebrauchsmusterschutz angemeldet, da liegt eine
Stadt.

Stumpfrohe Dächer zeigen ihre Giebel, eine kleine Lokomotive rutscht
über schwarze Fäden; der geschwungene Bogen des blanken Flusses
beschämt meine Geographie . . .

Immer wird in der Stadt gehämmert und gebosselt, geklopft und ge-
stampft, in der Stadt. Immer bauen sie, nie sind sie fertig, das ist das
rauschende, zeugende Leben, müssen Sie wissen.

Wie schön wäre es, einmal in eine stille Stadt hinunterzusehen!

Wirbelnd im Meer der fremden Stadt, rette ich mich auf die beleuchtete und geheizte Insel: das Hotel.

Reisen. Reisen. Die Wurzeln schleifen, blasse, dünne Fäden, die so gern trinken wollen und einen Boden suchen, der ihnen schmeckt.

Jeder Mann seine eigene Erde.

SCHUTZ VOR SCHALL

Unsere Häuser sind fürs Auge gebaut. Da sind zwei, drei, vier Zimmer — aber es ist gar nicht wahr — sie sind nur für das Auge da. Das Ohr wohnt in einem einzigen Raum: nämlich in einem Haus, dessen gesamte Geräusche es in sich aufsaugen muß. Dagegen kann man keinen «Anti-Lärm-Verband» gründen — hier ist etwas anderes am Werk.

Es soll nicht davon gesprochen werden, daß es Mieter gibt, die die Geduld ihrer Mitmieter auf eine harte Probe stellen: Rücksichtslose, die kein Gefühl dafür haben, daß es nicht so sehr lustig ist, stundenlange Grammophonmusik, Hundegébell und Füßetrampeln zu ertragen. Aber schließlich kann man Menschen nicht verbieten, zu *leben* — und Leben ist Lärm. Daß es vermeidbaren Lärm gibt, ist sicher — wie aber schützen wir uns gegen den unvermeidlichen?

Ich glaube, daß man heute falsch baut: nämlich anachronistisch. Die alten Wohnungen, die etwa um das Jahr 1860, 1850 gebaut sind, weisen zum Teil solidere Mauern und festere Wände auf als die Häuser von heutzutage — die wirtschaftlichen Bedingungen, unter denen damals gebaut worden ist, haben sich eben geändert, und die Rabitzwand ist nicht nur eine Allegorie der Zeit. Aber diese alten Häuser waren auch für andere Menschen bestimmt — für weitaus ruhigere Leute, für Familien, die viel stiller lebten, als wir.

Nun ist aber sicher, daß die Empfindlichkeit der Menschen gewachsen ist — sie sind nicht «nervöser» geworden, sondern hellhöriger, schneller in der sinnlichen Auffassung; der Aufnahmeapparat des Organismus ist differenzierter, was das äußere Leben angeht; er wird mehr in Anspruch genommen, ist also früher abgenutzt, häufig überanstrengt. Die Architekten nehmen gar keine Rücksicht auf diese veränderte Gesamtlage des heutigen Menschen — sie bauen immer noch wie vor hundert Jahren, und sie bauen, was die Dichtigkeit der Wände angeht, schlechter als vor hundert Jahren.

Die sind aus Karton, aus Pappe, aus gar nichts. Der moderne Mieter in einem großen Haus hört vielerlei Leben mit. Das ist nicht nur störend; es ist ein falsches Prinzip der Lebensführung — es ist sinnlose Belastung der Nerven. Der Lärm, den die «andern» machen, ist nicht

abzustellen: man kann Kinder nicht aus dem Fenster hängen, Klaviere nicht verbrennen, die Wirtschaft vielleicht etwas leiser und sehr viel zweckentsprechender führen, aber kaum viel leiser. Resultat:

Kaum jemand, von den sehr reichen Leuten abgesehen, lebt sein eigenes Leben, was das Ohr anbetrifft. Er lebt das Leben seiner Nachbarn mit. Er muß mit ihnen aufwachen und mit ihnen zu Bett gehen; er muß hören (also einen Teil seiner Energie und Nervenkraft draufgeben), wenn sie ihre Wohnung säubern; er muß mit ihnen singen, mit ihnen Klavier spielen, mit andern weinen und jauchzen . . . Fremder Rhythmus zieht unfehlbar mit — auch dann, wenn man es gar nicht empfindet. «Ich höre das nicht mehr», ist ein schiefer Satz — mit den Ohren vielleicht nicht. Lärm frißt.

Da es nun nicht möglich ist, an Stelle von Miethäusern alte Ritterburgen aufzuführen, so schreit die lärmende Zeit meines Erachtens nach einem schallerstickenden Medium bei der Konstruktion von Häusern. Es ist doch ein Unfug, wenn für die Miete, die im Budget jedes Arbeitenden eine große Rolle spielt, nicht einmal Ruhe eingekauft werden kann — wenn man von der Gnade, vom Zufall, vom guten oder bösen Willen der Nachbarn abhängt; wenn nicht nur der geistige Arbeiter, der zu Hause tätig ist, sondern auch der ermüdete Geschäftsmann abends nicht die Ruhe findet, ohne die kein tätiges, kraftvolles Leben denkbar ist: jeder Mensch braucht «schöpferische Pausen». Dafür gibt es aber keine Architektur.

Mit «gegenseitiger Rücksichtnahme» ist es nicht getan, ich sagte es schon. Der Häuserbauer muß anders denken, wenn er baut: er zeigt uns die Häuser, wenn wir einziehen sollen; er ist nicht mehr dabei, wenn wir drin wohnen. Und viel wichtiger noch als das, was wir so schön «Komfohr» nennen, scheint mir die Lärmabdichtung der Wohnungen, die fast völlig fehlt. Ein gut Teil von allgemeiner Nervosität, Verärgerung, schlechter Seelenverdauung ist auf dies Konto zu schreiben: mit Prozessen, Hausordnungen, einstweiligen Verfügungen ist da wenig erreicht. Die Häuser sind falsch gebaut.

Es gibt, soweit ich weiß, heute schon Mittel, durch Korklagen und gepolsterte Türen den äußeren Lärm wenigstens etwas fernzuhalten — aber diese Mittel sind noch viel zu teuer. Die Rabitzwände schützen nicht — jeder von Ihnen hat schon einmal ein neues Haus gesehen, wenn es halb fertig dasteht: die Böden, die Decken sind fingerdünn, ein paar Planken . . . und die Eisenkonstruktion und die Röhren tragen den Musik-Lärm, den Hunde-Lärm, den Wirtschafts-Lärm vom ersten bis zum vierten Stockwerk. Hier sollte der neue Architekt einsetzen.

So, wie es ihm in Deutschland gelungen ist, den Ornamenten-Kitsch zu entfernen und glatte, äußerlich zweckentsprechende Häuser zu bauen, die, soweit ich Europa kenne, zu den besten und schönsten des

Kontinents gehören, so sollte er auf Mittel sinnen, uns wirklich Wohnungen zu geben und nicht nur äußerlich für das Auge abgegrenzte Hohlräume einer Scheune. Und wir sollten diese Mittel verlangen — gute Kräfterdisposition ist ein Zeichen fortschreitender Erkenntnis und einer hohen Kulturstufe. Was mancher von uns durch Zufall hat, das sollten alle haben: Ruhe, eine wirklich abgeschlossene Wohnung und Schutz vor Schall.

AUF DEM NACHTTISCH

Den ganzen Tag hab ich mich schon darauf gefreut: ein neuer Chesterton ist da. Und wenn mir abends die schwarze Katinka Kulicke auf weißem Linnen entgegenblühte, so könnte ich nicht freudiger ins Schlafzimmer gehen, wie nun, da der gelb-rote Band auf dem Nachttisch liegt. (Verzeih, Katinka!) Das Buch heißt *«Das Paradies der Diebe»* und ist im Musarion-Verlag zu München erschienen. Die erste Nacht —

Die Kriminalgeschichten G. K. Chestertons, deren eine Sammlung schon im selben Verlag vorliegt: *«Der Mann, der zu viel wußte»* — sind eigentümliche Gebilde. Algebraischen Gleichungen nicht unähnlich, gehen sie in tödlicher Sicherheit mit Null auf, nicht ein Quentchen bleibt, nichts — außer der unerklärlichen Tatsache, daß ein «einfacher kleiner katholischer Priester», Pater Brown, untrüglich herausbekommt, wer wen wo wie bestohlen hat. Von den Morden zu schweigen. Er sagt zwar, wie er es gefunden hat, aber er sagt nicht, wie er es gefunden hat. Welche Reklame für die katholische Kirche: ihre Geistlichen sind neben allem andern auch noch Detektive, nein, natürlich Detektive.

Das Vergnügen, diese Vornhintennachvorn-Geschichten zu lesen, ist höchst reizvoll. Erst aalt man sich in der Vorfrende der Titellektüre: *«Der Kopf Caesars»* und *«Die purpurfarbene Perücke»* und *«Der Salat des Oberst Cray»*, lauter zu lösende Spannungsaufgaben, und nun sind nur noch zwei Geschichten übrig, und nun nur noch eine, die allerletzte — nein! eine haben wir noch nicht gelesen . . . Die kompliziert einfachen Lösungen sind mitunter wie eine hundertmal überdrehte Spirale. Ein Neger, der gemordet hat wie ein Marder, will ausreißen; die Häfen sind blockiert, kein Schwarzer kann ohne die gewichtigsten Legitimationspapiere hinaus. Wie also wird es er anfangen —? «Ich bin ganz überzeugt davon, daß er sein Gesicht niemals weiß anstreichen würde. Aber was könnte er denn sonst machen?» — «Ich glaube», sagte Pater Brown, «er würde sein Gesicht schwärzen.» Flambeau stand regungslos am Geländer gelehnt da und lachte. Pater Brown lehnte auch regungslos am Geländer, hob einen Augenblick den Finger und deutete in die

Richtung der maskierten Negersänger mit rußgeschwärmten Gesichtern, die am Ufer eine Vorstellung gaben.» Das ist Chesterton.

Die kleinen Geschichten sind mit den amüsantesten Einzelheiten besetzt.

Die Journalisten, die sich immer, und manchmal zu Recht, beklagen, daß sie in Dramen und Filmen so schlecht wegkommen und so falsch abgebildet werden, können sich diesmal nicht beschweren. Von einem Chefredakteur: «Sein Leben —» ich gucke keinen an — «sein Leben war eine Reihe von aufreibenden Kompromissen zwischen dem Eigentümer der Zeitung, einem senilen Seifensieder mit drei unausrottbaren fixen Ideen im Kopf und dem sehr tüchtigen stock von Mitarbeitern, den er sich zur Führung der Zeitung gesammelt hatte; einige davon waren wirklich erfahren und ausgezeichnete Leute, die sogar (was noch schlimmer war) einen aufrichtigen Enthusiasmus für die politische Überzeugung des Blattes hatten.» Und: «Er nahm ... einen kurzen Bürstenabzug zur Hand, überflog ihn mit blauen Augen und einem blauen Bleistift, änderte das Wort 'Unzucht' in 'Ungehörigkeit' um und das Wort 'Jude' in 'Ausländer', läutete dann und schickte die Korrektur in die Druckerei hinauf.» Und dann ganz dick: «Ich weiß, das Wesen des Journalismus besteht darin, das Ende einer Geschichte an den Anfang zu stellen und das eine Überschrift zu nennen. Ich weiß, Journalismus besteht zum größten Teil darin, zu sagen: 'Tod des Lord Jones', und zwar zu Leuten, die niemals wußten, daß Lord Jones gelebt hat.» Und nun behüte uns Gott vor dem Reichsverband der deutschen Presse.

Mitunter freilich überkugelt sich die Klugheit des dicken Chesterton. Er sagt zum Beispiel von einem Mann, er erinnere in seiner Figur an eine Champagnerflasche — «und dies war auch der einzig festliche Eindruck, den der Mann erweckte». Das ist eine wildgewordene Metapher und ein typischer Beweis für die Schwäche eines zu starken Gehirns.

Sehr lustig, wenn er fremde Nationen schildert. Manchmal sitzt es. «Sie hatten beide schwarze Bärte, die nicht zu ihren Gesichtern zu gehören schienen, nach der seltsamen französischen Mode, die es zuwege bringt, echtes Haar wie künstliches erscheinen zu lassen. Mr. Armagnac hatte der Abwechslung halber zwei Bärte ...» Manchmal sitzt es gar nicht — wie lustig ist es doch für unsereinen, wenn Fremde deutsche Namen erfinden! Nie wird das was.

Übersetzt ist Chesterton durchaus glatt und sauber. Nur ist ein Übersetzer, der das Modewort 'irgendwie' in seine Arbeit hineinpappt, ein schlechter Übersetzer. «Ich schlug irgendwie die Fensterläden zu» — das machen Sie mal, Frau Clarisse Meitner!

Himmel, jetzt ist es halb drei, und ich habe die ganze Nacht mit Katinka Chesterton verbracht. Licht aus. Messer raus. Zwei Mann zum — Blute Nacht.

Man lebt in Paris, um — daran ist gar kein Zweifel — deutsche Übersetzungen englischer und amerikanischer Romane zu lesen. Herrschaften, seid nicht böse; in blauer Nacht darf man es sagen: mich langweilt die französische Literatur so, daß ich mich ernsthaft frage, ob ich vielleicht die Franzosen gar nicht verstehe. Ach, geht mich das nichts an! Ach, ist das begabt und «fin» und talentiert und gut gesagt und zart psychologisch und haardünn und graziös und gleichgültig. Also richtig: Wells. *«Menschen, Göttern gleich»*. (Bei Paul Zsolnay in Berlin.) Die zweite Nacht —

Eine Utopie. Das Genre ist so alt wie die Welt; denn schon im Jahre 386 vor Christo . . . (folgen zwei Seiten abgeschriebener Bibliographie über die Geschichte der Utopie). Abgesehen davon — eine leicht mechanische Utopie. So: die bösen Menschen sind alle böse oder doch sehr unvollkommen und kläglich — und die guten Utopianer sind alle gut und vollkommen und herrlich und überhaupt. Nicht so stark wie sonst, wenn auch, wie immer bei Wells, interessant und lesenswert; es gibt da doch etwas zu lernen. (Kein Vergleich mit der *«Zeitmaschine»*, aus der sich die selige Minna von Harbou, doch: Minna, eine Filmidee abgekurbelt hat.) Manchmal ist dieser Band von Wells wie eine mit Phantastik dünn übertünchte These. «Der richtige Weg, die Dinge anzupacken, ist gefunden worden.» Sehr schön — aber was hat das noch mit Kunst zu tun? Daneben eine Fülle herrlicher Einzelheiten. Der Held ist auf dem fremden Stern nach wundersamen Abenteuern in eine Schlucht geraten. «Ein jüngerer Mann hätte die Einsamkeit in der Schlucht wahrscheinlich sehr schrecklich empfunden, aber Mr. Barnstaple hatte Ärgeres durchlebt: die Enttäuschungen der Zweisamkeit. Er hätte gern eine letzte Aussprache mit seinen Söhnen gehabt und sein Weib beruhigt, aber sogar diese Wünsche waren vielleicht mehr sentimental als wirklich empfunden.» Vielleicht? Sicher. Übrigens wird auch Sentimentalität wirklich empfunden, aber es ist doch schön, zu sehen, wie ein fast weise gewordener Mann männlichen Empfindungen auf den Grund geht, auf dem sie stehen. Und dann ist da allerdings etwas, das mich bewegen würde, gradenwegs auf den fremden Stern zu fliegen, mich als Strahl hinaufsenden zu lassen, oder wie man das nun macht. Denkt doch nur! «Hier gab es kein Gekläff und Heulen müder oder gereizter Hunde, kein widerliches Geschrei, Gebrüll, Gequieke und keinen jämmerlichen Aufschrei ängstlicher Tiere, keinen Wirtschaftslärm, keine Wutschreie, kein Geblöke und Husten, keinen Lärm von Hämmern, Klopfen, Sägen, Schleifen, Sirenengeheul, Pfeifen, Kreischen und ähnlichem, kein Rattern entfernter Eisenbahnzüge, kein Gerassel von Automobilen oder anderer schlecht konstruierter Mechanismen; die ermüdenden und häßlichen Geräusche mancher unangenehmer Wesen waren nicht mehr zu hören. In Utopien herrschte sowohl für das Ohr wie für das Auge Friede. Die Luft, einst

von unentwirrbaren Geräuschen verseucht, war jetzt gereinigte Stille.» Ach, Utopien —! Wo liegst du? Wie kann man zu dir gelangen —? Ach, Utopien.

Die Übersetzung habe ich nicht kontrolliert. Ich habe aber zu einem Übersetzer kein Vertrauen, der «moving pictures» mit «lebenden Bildern» übersetzt (S. 221). Dies dürfte ein kleiner Skandal sein. Immerhin hat es sich wohl herumgesprochen, daß diese englischen Wörter «Kino» bedeuten. Wie mag das also wohl mit der Übertragung der andern Anglizismen bestellt sein?

Ich wollte nun «*Manhattan Transfer*» meines großen Lieblings Dos Passos lesen, aber da hat sich ein Heftchen dazwischengeschoben, blutrot leuchtet es, voilà: «*Zwei Märtyrerinnen der Keuschheit*» von einem italienischen Salesianer-Priester Ferdinando Maccono. (Verlag der Salesianer; München.) Also, das ist beispiellos.

Die Sache ist die, daß vor langen Jahren in Italien zwei kleine Mädchen: Clementina Sechi, 14 Jahre, und Maria Goretti, 12 Jahre, an zwei verschiedenen Orten von zwei verschiedenen Männern ermordet wurden. Lustmord. Die Mörder sind hart bestraft worden; auch braucht nicht gesagt zu werden, daß sich die bejammernswerten kleinen Opfer nach Kräften gewehrt haben, als die psychologisch zu analysierenden Männer über sie herfielen. Bis dahin wäre an diesen Fällen eigentlich nichts Besonderes zu vermelden. Aber in diese winzige Blutpause, jene, in der sich das Menschentier, das Weibchen, die natürliche Scham kleiner Wesen gegen einen rohen Übergriff zur Wehr setzten, schiebt sich nun die Kirche ein, benutzt diese scheußlichen Vorfälle als herrlichen Propagandastoff und deklariert die zersetzten armen Dinger als «Märtyrerinnen der Keuschheit». Man höre diese Traktätchen-Überschriften: «*Die engelgleiche Tugend*» — «*Demut und Bescheidenheit*» — «*Ihre Abscheu vor dem Bösen und ihre Einfalt*» — «*Emsige Biene*» — «*Ein Scheusal im Hause*» — «*Die Versuchung überwunden und mit Abscheu zurückgewiesen*» — «*Das Martyrium*» (das ist der Mord!) — «*Die Verherrlichung auf Erden*». Soweit die eine. Und die andere: «*Liebe zur Mutter*» — «*Welch brave Tochter!*» — «*Die Taube und der Habicht*» — «*Vorsichtsmaßregeln und Gebet*» — «*Der Kampf und das Martyrium*» — «*Von Stichen durchbohrt*» — «*In der Heilanstalt von Nettuno*» — «*Die Mittel zur Bewachung der Unschuld*». In diesem Stil.

Ist das nicht verabscheuenswert? Ist eine größere Niedrigkeit denkbar, als kriminalistische Vorgänge, die man von allen Seiten betrachten kann, nur von einer nicht, als blutige Plakate an die Mauern zu kleben? So sieht die praktische Erziehungsarbeit der katholischen Kirche aus? Das Heft trägt die oberhirtliche Druckerlaubnis, ist also als offiziell anzusehen, und nicht als Entgleisung eines Übereifrigen. Einmal sieht aus den blutigen Tüchern ein gehörnter Fuß heraus. «Somit waren es

die schlechte Erziehung, der Müßiggang und das Lesen schlechter Blätter, welche im jungen Serenelli die niedersten Leidenschaften aufweckten und ihn zu einem schrecklichen Menschenmorde verleiteten. Was muß man denken von all den Unbesonnenen, die ihn nachahmen in der Scheu vor der Arbeit, im Lesen schlechter Romane und verderblicher Blätter, in der Teilnahme an gewissen Zusammenkünften, worin man zum Hasse aufstachelt, im Besuch gewisser Kinos?» Man muß denken, daß gewisse Zusammenkünfte die Stimmenzahl des Zentrums gefährden könnten, und daß «Übeltäter der Feder und der Kunst» jene hundsgemeine Denkungsart nicht teilen, die auf die Geschlechtsteile stiert wie der Fakir auf eine goldene Nadel. Hier hat manches gute Wort für die katholische Kirche gestanden, für ihre Weisheit, ihre mitunter für Deutschland nützliche Außenpolitik (mit der es jetzt vorbei ist) — aber wenn die Erziehungsarbeit der Geistlichen so aussieht, dann lasse ich hundertmal die protestantischen Feiglinge in der Sozialdemokratie zusammenzucken und bin für Kulturkampf. Für einen Kampf gegen die Unkultur und für die Freiheit.

Da sieht *«Der Heilige Franziskus von Assisi»* eben jenes Chesterton (bei Josef Kösel und Friedrich Pustet in München) schon anders aus. Auf mich hat er wenig Eindruck gemacht; es ist das ein Buch, das den Glauben voraussetzt, zu dem es bekehren will. Ich habe es nicht verstanden; und drei Seiten aus den Reden Buddhas sagen mir mehr und erschüttern mich tiefer als das zweifellos ehrlich gemeinte Pathos des Dicken. Dazu brodelte leise in mir der Einwurf: «An ihren Werken sollt ihr sie erkennen» — und da habe ich sie dann erkannt.

«Pep» ist kein Verdauungsmittel, sondern ein sehr lustiger Gedichtband Lion Feuchtwangers (dessen Werke ein besonders tüchtiger Verleger am Ende noch aus dem Englischen aufkaufen wird). Das Bändchen ist bei Gustav Kiepenheuer erschienen — und ich habe sehr gelacht. Vor allem ist die Form außerordentlich gut gegossen; die langen Zeilen, die im Deutschen sehr schwer zu meistern sind, sind gut geformt, wie immer bei Feuchtwanger: saubere Arbeit. Thema: das Erstaunen des Amerikaners, daß da noch etwas anderes sein müsse, außer den Dollars. Die, I beg your pardon, Seele. Die Lieder, von denen ich ums Vergehen gern wissen möchte, was wohl ein Amerikaner von ihnen dächte, sind von Jaap Kool unter Musik gesetzt. Leider ist die Ausgabe auch bebildert — das ist schief gegangen: falsch primitiv, falscher Klamauk, ich werde es in fließendem Englisch sagen: No good. Wenn das Buch einen Fehler hat, kaum zu schmecken, so sagt es eine faksimiliert wiedergegebene Zeile besser als alles andre: «Er schwitzte stark in jenen Nächten und brauchte sich wenig mit «Hallo, dein Gewicht!» zu beschäftigen . . .» Aber als europäische Beurteilung Amerikas, die mir sonst fast überall zu milde, zu wenig selbstbewußt erscheint, ist das eine gute und lustige Sache.

Die dritte Nacht. Es kann nicht alles auf meinem Nachttisch liegen. Erstens ist er dazu zu klein; zweitens bin ich nicht der *praeceptor Germaniae*, und drittens ist Schweigen nicht immer Kritik in der Melodie Nietzsches, die S. J. zuletzt so sehr geliebt hat: «Schweigen und Vorübergehn». Manchmal ist Schweigen auch: Zeitmangel, Ignoranz, Überbürdung, Mangel an den letzten, entscheidenden zehn Karat Interesse . . . Aber da ist ein Buch, das kommt mir nicht vom Nachttisch und nicht vom Tagtisch herunter, ein kleiner hellgrüner Band in sanfter, grauer Antiqua gedruckt. Alfred Polgar: *Ich bin Zeuge* (bei Ernst Rowohlt in Berlin). Hätte ich einen Degen, ich senkte ihn. So bleibt mir nur übrig, die Schreibmaschine dreimal auf- und wieder zuzuklappen. Den Daumen nach oben! Er hat gesiegt.

Ihr kennt das alles: seine Zartheit und seine bezaubernd starke Schwäche: seine Skepsis und den Glauben an diese Skepsis, welcher aber wiederum leicht an sich selbst zweifelt, das kann man bis in die tausendste Windung fortsetzen, und er tut es auch; seine Tapferkeit und seine Unbedingtheit, wenn er vom Kriege spricht — da hat es nie, niemals eine, auch nur eine einzige Zeile gegeben, die zum Lobe der Schlächtereie ausgesprochen wurde, jeder Aufsatz, der aus dieser Zeit stammt, und die vorher und die nachher sind eine einzige Verhöhnung, Verspottung, Verneinung der niedrigsten Geistesverfassung, die es gibt: der militärischen — dazu zuckt es in dem Buche von Antithesen, die funkeln, ohne daß man je die Lichtquelle entdecken könnte. Es ist ein Spiel von Nordlichtern, etwas ganz und gar einzigartiges.

Man lese etwa die Geschichte der *«Nichtbegegnung mit einer Frau»* — das ist von einer Zartheit, daß man die Seiten streicheln möchte, auf denen das steht; einmal: «Liebe: ein privates Weltereignis» — und jeder Scherz ist von einer warmen Güte durchzogen, die ganz unverfälscht rein und süß schmeckt. «Kunst», hat Polgar einmal geprägt, «kommt von Sein.» Gut — aber das Sein allein tuts nicht; es ist ihre Grundbedingung, — doch ohne Können ist sie nichts. (So, wie Kunst ohne Sein nicht ist.) Und der kann —! Ich kann das handgreiflich kontrollieren: wir haben nämlich einmal alle beide über dasselbe Thema geschrieben — eine Beeinflussung ist ausgeschlossen, ich bin sicher, daß Polgar meine Arbeit überhaupt nicht kennt, und ich habe die seine erst jetzt im Buch gelesen. Das Thema lag übrigens auf der Straße; nein, es ging auf der Straße. Das Thema: *«Der Herr mit der Akten-tasche»*. Was er da gemacht hat: das kann ich nicht.

Wie da der Ernst des Lebens feierlich-heiter genommen wird, mit einer leisen Angst, mit einem Scherzando, in dem im Baß ganz leise die Paukenschläge rummeln . . . Der Mann mit der Mappe sitzt im Restaurant und ißt. «Zu Suppe, Fleisch und Süßspeise hat er die Beziehung eines Vorgesetzten zum Untergebenen . . . Er ist der strikte Gegensatz zu dem andern Stammgast, der ein bescheidener Unter-

gebener seiner Mahlzeit, den vorgesetzten Braten wie den Vorgesetzten empfängt, das Auge treu und stark auf ihn gerichtet, Messer und Gabel, faustumklammert, als ehrenbezeugende Schildwachen auf den Tisch gepflanzt.» Und dann, ein Donnerschlag an ernstem Witz: das Fazit. Was ist der Mann mit der Mappe? «Er ist die Schule. Er ist das Abiturium. Er ist die Kaserne. Er ist der Richter, der die Gesellschaft vor den armen Sündern schützt. Er ist das Amt. Er ist das Büro. Er ist der Aufseher in der Katorga und der Mustersträfling in ihr . . . Er ist das tätige Leben, dessen Rhythmus den Unmusikalischen alle Musik ersetzt. Ich möchte aus seiner Haut eine Aktentasche haben.»

Und da erinnere ich mich, daß Polgar «notre maître à nous tous» neulich von Berlin geschrieben hat: «Hier bibbert noch, wer stille steht», und da stehe ich in meinem schönsten Pyjama auf und schwenke das Buch über meinem Kopf und rufe dreimal Hurra! Wenn es eine Gedankenübertragung gibt: der Meister wird nachts nicht schlecht aufgefahren sein. Wir sind Zeuge, wie einer Zeuge ist. «Ich schwöre . . .» Filigran aus Stahlfäden, Taue aus Gold und die feinste Hand unsrer Zeit.

NEBENAN

Es raschelt so im Nebenzimmer
im zweiten Stock, 310 —
ich sehe einen gelben Schimmer,
ich höre, doch ich kann nichts sehn.
Lacht eine Frau? spricht da ein Mann?
ich halte meinen Atem an —
Sind das da zwei? was die wohl sagen?
ich spüre Uhrgetick und Pulse schlagen . . .
Ohr an die Wand. Was hör ich dann
von nebenan —?

Knackt da ein Bett? Rauscht da ein Kissen?
Ist das mein Atem oder der
von jenen . . . alles will ich wissen!
Gib, Gott, den Lautverstärker her —!
Ein Stöhnen; hab ichs nicht gewußt . . .
Ich zecke an der fremden Lust;
ich will sie voller Graun beneiden
um jenes Dritte, über beiden,
das weder sie noch er empfinden kann . . .
«Marie —!»
Zerplatzt.
Ein Stubenmädchen war nur nebenan.

War ich als Kind wo eingeladen —:
 nur auswärts schmeckt das Essen schön.
 Bei andern siehst du die Fassaden,
 hörst nur Musik und Lustgestöhn.

Ich auch! ich auch! es greift die Hand
 nach einem nicht vorhandenen Land:

Ja, da —! strahlt warmer Lampenschimmer.

Ja, da ist Heimat und das Glück.

In jeder Straße läßt du immer
 ein kleines Stückchen Herz zurück.

Darfst nie der eigenen Schwäche fluchen;
 mußt immer nach einem Dolchstoß suchen.

Ja, da könnt ich in Ruhe schreiben!

Ja, hier —! hier möchte ich immer bleiben,
 in dieser Landschaft, wo wir stehn,
 und ich möchte nie mehr nach Hause gehn.

Schön ist nur, was niemals dein.

Es ist heiter, zu reisen, und schrecklich, zu sein.

Ewiger, ewiger Wandersmann
 um das kleine Zimmer nebenan.

ZEHN GEBOTE FÜR DEN GESCHÄFTSMANN, DER EINEN KÜNSTLER ENGAGIERT

1.

Laß ihn in Ruhe.

2.

Überlege dir vorher, ob der Mann für deinen Betrieb paßt; das machst du am besten so, daß du dir seine Werke ansiehst und dich bei jedem fragst: Kann ich das gebrauchen? Wenn du die Mehrzahl nicht gebrauchen kannst, dann engagiere den Mann nicht. Denn:

3.

Wenn ein Künstler anständig ist und etwas taugt, ändert er sich dir zuliebe nicht, nur weil du mit ihm einen Vertrag gemacht hast — ändert er sich aber, hast du nur einen Namen bezahlt, also einen Mann überzahlt.

4.

Laß ihn in Ruhe.

5.

Disponiere sorgfältig, damit sich dein Mann nicht zu überstürzen braucht — Kunst will Zeit wie eine saubere Bilanz. Man kann, wenn man Pech hat, Flöhe aus dem Ärmel schütteln; Kunstwerke nicht.

6.

Du sollst den Feiertag deiner Leute heiligen: du irrst, wenn du glaubst, daß es für Fremde ein Genuß ist, den Sonntag in deiner Familie zu verbringen. Es ist mitnichten einer.

7.

Wenn der Künstler, den du engagiert hast, am Werk ist, halte ihm täglich fremde Arbeiten vor die Nase und fordere ihn, in anerkennenden Worten für den andern, auf, dergleichen «auch mal» zu machen. Das ermuntert ungemein.

8.

Wenn du mit deinem Künstler verhandelst, besinne dich nur nicht, daß auch du eigentlich ein Künstler seist: du hast beinah studieren wollen, doch dein Vater hat dich ins Getreidegeschäft getan . . . Zugegeben. Aber nimm deinen falschen Ehrgeiz nicht mit ins Büro: der Künstler redet dir ja auch nicht in die Abschlüsse hinein — o beschneide auch du die holden Maientriebe deiner vertrockneten Kunstanschauung, dieser Rose von Jericho!

9.

Höre auf die Stimme des Publikums, aber überschätze sie nicht — in dir selbst muß eine Kompaßnadel die Richtung anzeigen. Zwanzig Briefe aus dem Publikum sind noch nicht die Volksstimmung — vergiß dies nicht, und laß die Dummheit der Leute den Künstler nicht entgelten.

10.

Laß ihn in Ruhe.

SO VERSCHIEDEN IST ES IM MENSCHLICHEN LEBEN

Manchmal, wenn ich nachts nicht einschlafen kann, weil ich zu viel Plumpudding gegessen habe, wälze ich mich im Bett auf und ab, weil wie ein Alldruck etwas auf mir lastet: Hauptmanns siebzigster Geburtstag.

Wenn einer von einem Amt oder einem Beamten das Wort «verantwortlich» gebraucht, frage man sogleich: «Wem —?»

Es gibt mehrere Mittel, sich die Todfeindschaft eines Kunstkaufmanns zuzuziehen: man kann sein Haus schänden, man kann seinen Kredit gefährden, man kann ihn in der Öffentlichkeit prügeln. Aber das sicherste Mittel bleibt doch immer: ihn zur Innehaltung eines abgeschlossenen Vertrages zu zwingen.

Vor Geistlichen darf man nicht Gott lästern. Vor Nationalen darf man nichts gegen das Vaterland sagen. Vor Kapitalisten nichts gegen die Nase der Börse, die tausend Nasen hat und keine . . . Die Empfindungen könnten verletzt werden. Aber ich habe noch nie gehört, daß in Deutschland irgend etwas getan wird oder unterblieben ist, weil sich Pazifisten in ihren Empfindungen verletzt fühlen.

Ein schlechter Journalist ist noch kein Philosoph.

Es ist ein großer Irrtum, zu glauben, daß Menschheits-Probleme «gelöst» werden. Sie werden von einer gelangweilten Menschheit liegen gelassen.

«Der Krieg», hat einmal ein sterbender französischer Offizier gesagt, «ist eine viel zu ernste Sache, als daß man ihn den Militärs anvertrauen könnte.»

Die Besucher einer berliner Premiere wollen Goethe, plus Dante, plus Brecht, plus Bronnen; die Besucher der 50. Aufführung wollen das Dreimäderlhaus. Nun mach du in Berlin Theater.

Wenn man auf dem Broadway nach dem 15. September einen Strohhut trägt, wird einem dieser, nach dem Sprichwort, vom Kopf geschlagen. Aber hast du schon einmal gehört, daß jemand einem Amerikaner, der in Europa geistig die Füße auf den Tisch legt, leise auf die Schulter klopft und sagt: «Sie! Bei uns dürfen Sie das nicht machen.»?

Ich möchte einmal eine Bücherbesprechung lesen, in der nicht das Wort «menschlich» vorkommt.

Wenn alle Leute erster Klasse fahren, ist die erste Klasse keine erste Klasse mehr. Berlin hat die Aristokratie des Durchschnitts erfunden.

Ganz Deutschland ist in Deutschland auf Flaschen gezogen.

Es gibt Schriftsteller, die werden gedruckt, weil sie so bekannt sind: das sind die freien Schriftsteller.

Und es gibt Schriftsteller, die sind so bekannt, weil sie gedruckt werden: das sind die Redakteure.

So verschieden ist es im menschlichen Leben.

BANGER MOMENT BEI REICHEN LEUTEN

Wenn ich bei den reichen Leuten eingeladen bin, also bei so reichen, daß es einen vor lauter Reichtum schon graust, dann ist da immer ein Augenblick, wo mir heiß wird, und wo ich denke, daß mir nun gleich der Kragen platzt. Es ist alles so fein und so wunderbar herrlich: die Katzen sind noch hochmütiger als anderswo, die Hunde sind gut gezogen wie artig gebadete Kinder, das Stubenmädchen funktioniert lautlos wie der Teetisch auf Rollen, den sie wie auf der Bühne vor sich herschiebt, die gnädige Frau spricht leise und fast halblaut, diskret, fein — alles ist selbstverständlich und gewiß nicht snobistisch, es klappt wie geölt: und ich habe das lebhafteste Bedürfnis, einmal in die Vorhalle zu gehen, mich in eine Ecke zu stellen und ganz laut: «Scheibenkleister!» zu rufen, nur, damit das innere Gleichgewicht wieder hergestellt ist. So fein geht es da manchmal zu. Was ist es —?

Also es ist zunächst und zu allerunterst: der Neid. Daran darf man nicht zweifeln. Nicht Mißgunst. Es ist die stille Wut, es nicht so weit im Leben gebracht zu haben wie jene — der tiefe Glaube, ohne den man sich ja selbstmorden müßte: genau so viel wert zu sein wie jene; die Ablehnung der Rangordnung, nach der diese den höheren Platz einnehmen, und ihre tiefste Anerkennung. Aber es ist doch noch etwas anderes.

Wenn es bei den reichen Leuten so fein zugeht, dann habe ich immer den Herzenswunsch, mir den Rock auszuziehen und zu der feinen gnädigen Frau und zu dem gnädigen Herrn zu sagen: «Kinder, nun laßt das mal alles beiseite — nun wollen wir uns einmal erzählen, wie es im menschlichen Leben wirklich zugeht —!» Aber das darf man doch nicht. («Man sieht, Herr Hauser, daß Sie noch nicht —» Komm raus in die Vorhalle.)

Sie leben wattiert. Es ist da etwas Anämisches, etwas von einem luftleeren Raum. Sie sind von der Erdkruste durch eine Schicht Geld getrennt — sie sind, *media in vita*, lebensfremd, unserm Leben fremd. Es gibt doch gewiß alte, reiche Familien, die es schon gewohnt sind, viel Geld zu haben, es zu verwalten, es verdienen zu lassen, solche, die sich höchlich wunderten, als selbstverständliche Geste etwa nicht zur Bank zu schicken: aber auch bei denen, gerade bei denen fühle ich schärfstens, daß ihre Natürlichkeit so oft nicht natürlich ist, daß sie einen zu engen weiten Anzug tragen, der ihnen übrigens ausgezeichnet sitzt, daß ihre Gelockertheit anerzogen ist, daß sich unter dem

ganzen Gehabe von Selbstverständlichkeit etwas regt, das gar nicht reich ist. Ein Dickdarm ist nicht reich. Ein Herzmuskel ist nicht reich. Ein Oberschenkel ist nicht reich. Die Natur fühlt sich wohl im Reichtum — aber sie spielt das Spiel nicht mit; sie ist. Reich ist sie nicht.

Und darum dehne und strecke ich mich auf der kühlen Straße, wenn ich von den ganz reichen Leuten komme, und sage zu Paul: «Paule, wo jehn wir denn jetzt hin —?» Und dann gehn wir noch wohin und trinken einen Topf irgendeiner nassen Sache und bereden es alles miteinander und sind heilfroh, dem Backofen des Reichtums entronnen zu sein. Und für wen bin nun ich: ein Reicher? Wer beneidet mich?

Und dennoch hab ich harter Mann es immerdar gefühlt: mir ist ganz kannibalisch wohl, wenn ich wieder draußen bin.

BRIEFE AN EINEN FUCHSMAJOR

«Meinigen hat ganz recht. Wir kommen schon von selbst in unsre Positionen, die ein für allemal für uns da sind. Wir übernehmen dazu einfach die bewährten Grundsätze, die Verwaltungsmaximen unsrer Väter. Wir wollen von gar nichts anderm wissen. Wozu —?» ... Der junge Reisleben begann jetzt zu kotzen. Leben und Treiben der Saxo-Borussen, aus Harry Domela: *«Der falsche Prinz»*

Im fröhlichen Herbst, als ich mit unserm Carl von Ossietzky in Würzburg bei schwerem Steinwein saß, fiel mein Blick auf eine kleine Broschüre *«Briefe an einen Fuchsmajor, von einem alten Herrn»*. (Verlag Franz Scheiner, Graphische Kunstanstalt, Würzburg.) Ich habe das Heftchen erstanden und muß dem anonymen Verfasser danken: außer dem *«Untertan»* und den gar nicht genug zu empfehlenden Memoiren Domelas ist mir nichts bekannt, was so dicht, so klar herausgearbeitet, so sauber präpariert die studentische Erziehung der jungen Generation aufzeigt. Selbst für einen gelernten Weltbühnenleser muß ich hinzufügen, daß alle nun folgenden Zitate echt sind, und daß ich, leider, keines erfunden habe.

Unter den Milieuromanen der letzten Jahrzehnte gibt es zwei, die besonders großen Erfolg gehabt haben, wenn ich von dem seligen Stilgebauer absehe, der butterweichen Liberalismus mit angenehm erregender Pornographie zu vereinigen gewußt hat. Das sind Walter Bloems *«Krasser Fuchs»* und Poperts *«Helmut Harringa»*. Beide Bücher taugen nichts. Sie sind aber als sittengeschichtliche Dokumente nicht unbrauchbar. Bloem, ein überzeugungstreuer Mann, außer Walter Flex

einer der ganz wenigen nationalen Literaten, die für ihre Idee im Kriege geradegestanden haben, gibt sanft Kritisches, das er für scharf hält. Popert, ein hamburgischer Richter, dessen sicherlich gute anti-alkoholische Absichten die hamburger Arbeiter damit karikierten, daß sie in der Kneipe sagten: «Nu nehm wi noch 'n lütten Popert!» (statt Köhm) — ist im politischen Leben eine feine Nummer und als Schriftsteller ein dicker Dilettant. Der Erfolg seines Buches basierte auf dem angenehmen Lustgefühl, das es in dem nicht inkorporierten Wandervogel wachrief, der nach solchen Schilderungen studentischen Lebens getrost sagen durfte: «Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen!» Er hat mit seiner Sittenfibel so recht, daß man ihm nur wünschen möchte, er hätte es nicht: einer der nicht seltenen Fälle, in denen ein unsympathischer Anwalt eine sympathische Sache vertritt.

Die *«Briefe an einen Fuchsmajor»* sind nun kein Roman, sondern eine durchaus ernstgemeinte Anweisung, junge Füchse zu brauchbaren Burschen und damit zu Mitgliedern der herrschenden Kaste zu machen. Es ist wohl das Schlimmste, das jemals gegen die deutschen Korpsstudenten geschrieben worden ist.

Daß das Heft die Mensur verteidigt und damit das Duell, braucht nicht gesagt zu werden. Nun halte ich das zwar für wenig schön, jedoch kann ich mir kluge, gebildete und anständige Männer denken, die in der Billigung dieser Einrichtung aufgezogen sind. Der *«Alte Herr»* begründet seinen Standpunkt folgendermaßen:

«Wo Hunderte, gar Tausende von jungen, lebensfrohen, heißblütigen Männern eng und dicht nebeneinander leben, wie auf Universitäten, da kann es nie und nimmer stets und jederzeit friedlich zugehen; wollte da jeder wegen jedes kleinen und großen Wehwehchens zum Richter laufen, so gäbs eine Atmosphäre der Angeberei, des Denunziantentums und aller ekelhaften Nebenerscheinungen, die nicht zum Aushalten wäre. Die üblichen Verbitterungen und Feindschaften brächten letzten Endes den Knüppelkomment, das Recht des rein körperlich Stärkeren, der zahlenmäßig Mächtigeren mit sich.»

Wem wäre das noch nicht in Paris, in Oxford und in deutschen Fabriken aufgefallen!

Was es wirklich mit dem Waffenstudententum auf sich hat, das sagt uns der *«Alte Herr»* besser, boshafter, radikaler, als ich es jemals zu tun vermöchte. Das hier ist zum Beispiel ein Argument für, nicht gegen das Duell:

«Mit verhimmelnder Begeisterung werden lange Feuilletonspalten, geduldige Broschüren und gar dickleibige Bücher gefüllt, wenn irgendein deutscher Intellektueller bei irgendeinem fernen Volkstamm, seien es Ostasiaten, Südseeinsulaner oder Buschmänner, irgendwelche Überreste alter Gebräuche, alter Traditionen entdeckt.

Aber daß bei uns noch mitten im Alltagsleben eine derartige Tradition voll hoher und idealer Ziele lebendig ist —»

das zeigt allerdings, aus welcher Zeit sie stammt: aus der Steinzeit. Nur sehen die Schmucknarben der Maori hübscher aus als die zerhackten Fressen der deutschen Juristen und Mediziner.

Es ist selten, daß man so tief in das Wesen dieser Kaste hineinschauen kann, wie hier. In den Korpszeitungen geben sie sich offiziell; manchmal rutscht zwar das Bekenntnis einer schönen Seele heraus, aber es ist doch sehr viel Vereinsmeierei dabei, sehr viel nationale und völkische Politik, Wut gegen die Republik, die die Krippen bedrohen könnte und es leider nicht tut — kurz: jener Unfug, mit dem sich die jungen Herren an Stelle ihres Studiums beschäftigen. Hier aber liegt der Nerv klar zutage.

Man bedenke, was diese Knaben einmal werden, und ermesse daran die Theorie von der Gruppenehre:

«Wenn Herr Wilhelm Müller schlaksig mit den Händen in der Hosentasche, Zigarette im Mund, mit einer Dame spricht, interessiert das keinen, wenn aber ein Fuchs von Guestphaliae dasselbe tut, so ist für alle, die das sehen, Guestphaliae eine Horde ungezogener Rüpel.»

Wie da das Motiv zum anständigen Betragen in die Gruppe verlegt wird; wie das Einzelwesen verschwindet, überhaupt nicht mehr da ist; wie da eine Fahne hochgehalten wird — wie unsicher muß so ein Einzelorganismus sein! Das sind noch genau die Vorstellungen von «Ritterehre», über die sich schon der alte, ewig junge Schopenhauer lustig gemacht hat. Noch heute liegt diese Ehre immer bei den andern.

«Wenn ohne Widerspruch erzählt werden kann, daß ein Waffenstudent oder gar einige Vertreter des Korporationslebens beschimpft oder verprügelt worden sind, so bleibt damit ein Fleck auf der Ehre des einzelnen und des Bundes.»

Nach diesem Aberglauben kann also die Gruppe ihre Ehre nicht nur verlieren, indem sie schimpfliche Handlungen begeht, sondern vor allem einmal durch das Handeln anderer Leute. Diese Ehre hats nicht leicht.

«Die Ehre des Bundes steht bei jedem Gang der Mensur auf dem Spiel.»

Dahin gehört sie auch. Der Kulturdichter Binding hat in seinen wenig lesenswerten Memoiren über die Korporationen mit jenem gutmütigen Spott des Liberalen geschmunzelt, der älteren Herren so wohl ansteht: billigend, mit einer leichten Rückversicherung der Ironie fürs Geistige, und überhaupt fein heraus. Gefochten muß sein.

Gesoffen aber auch. Dieser Satz ist nicht von Heinrich Mann:

«Ich schrieb einmal früher: Das Kommando «Rest weg» muß über der Kneipe schweben wie das «Knie beugt» über dem Kasernenhof.»

In der Praxis sieht das dann so aus:

«Unser gemeinsamer Freund R., der schon mehrere Semester herzkrank und schwer nervös studierte, wurde, eine unscheinbare, wenig repräsentative Erscheinung, nur auf Grund sehr dringlicher Empfehlungen aufgenommen, er fand Freunde und Kameraden im Bund, die ihn richtig leiteten, so daß er körperlich und geistig gesundend aufblühte, seine Mensuren focht, rezipiert und später sogar Chargierter werden konnte. Er hatte auf seiner Rezeptionskneipe, obwohl er sonst vom regulären Trinken wegen seiner schwächlichen Gesundheit dispensiert war, sehr kräftig seinen Mann gestanden. Bis in tiefster Nachtstunde hielt er sich in jeder Hinsicht so tadellos aufrecht, daß niemand ihm den schweren Grad seiner bereits herrschenden Trunkenheit anmerkte. Ich sehe noch den gespannten Blick, als gegen Morgen der letzte fremde Gast die Kneipe verließ. Im Augenblick, als die Tür zuing und mithin nur wir unter uns waren, brach er bewußtlos zusammen . . . In ihm müssen wir das Musterbeispiel eines Menschen verehren, der in jeder Hinsicht den Sinn der waffenstudentischen Erziehung verstanden hatte.»

Stets habe ich mich gewundert, warum die Engländer keine Erfolge in ihrer Politik aufzuweisen haben; warum es mit Briand nichts ist, was an Goethe und Wilhelm Raabe und Tolstoi und Liebknecht eigentlich fehlt. Jetzt weiß ich es.

Die Luft, in der sich diese Erziehung abspielt, ist schwerer Gerüche voll. Man erfinde so etwas: Füchse haben, entgegen einem Verbot, nach der Kneipe noch ein Lokal aufgesucht. Da können sie von einem Angehörigen anderer Korporationen gesehen werden. Was wird der nun denken —?

«Wie leicht wird er bei einer gelegentlichen Frage über den Bund einmal äußern: «Fuchserziehung scheint nicht sehr straff zu sein.»»
Hört ihr den Tonfall dieser Stimme —?

Die Sexualfrage wird unauffällig gelöst:

«Soweit er es mit seinen früher schon besprochenen Pflichten als Aktiver unauffällig vereinbaren kann, ist dies letzten Endes Privatangelegenheit jedes einzelnen. Wenn wir auch den Grundsatz festhalten, daß ein ausschweifend vergnügtes Leben in sexueller Hinsicht, eben was wir burschikos als «Weiberbetrieb» zu bezeichnen pflegen, mit der Aktivität unvereinbar ist, so haben wir andererseits keinesfalls mit unsrer Rezeption ein Keuschheitsgelübde abgelegt.»

Wie recht er hat, das lese man in dem ausgezeichneten Aufsatz Friedrich Kuntzes nach, den die «*Deutsche Rundschau*» jüngst veröffentlicht hat: «*Über den Werdegang des jungen Mannes aus guter Familie einst und jetzt*». Sehr bezeichnend übrigens, wie auch an dieser Stelle, nach ungewollt vernichtenden Schilderungen der herrschenden Klasse der Vorkriegszeit, die Bilanz gezogen wird: «Seine äußerste Probe hat dieses System im Kriege bestanden. Er ist verloren gegangen,

gewiß; aber wenn ein Chauffeur sein Automobil gegen einen Baum fährt — muß dann die Schuld am Konstrukteur liegen?»

Wofür, ihr Männer in den Kalkgruben Nordfrankreichs . . . wofür —?

Zurück zum Alten Herrn, der ein feingebildeter Mann ist, besonders wenn es sich um die Frauen handelt, deren diese Gattung nur zwei Sorten kennt: Heilige und Huren.

«Denn Heinrich Heines ‹berühmtes› Verschen: ‹Blamier mich nicht, mein schönes Kind . . .› ist nicht nur zierliche Spöttelei, es ist zynische Gemeinheit.»

Und nun wollen wir uns in die Politik begeben. Oder ist das am Ende gar nicht möglich? Sind denn diese Bünde überhaupt politisch? Die Korpszeitungen, die Akademikerzeitungen, die Broschüren brüllen: Ja! Der ‹Alte Herr› weiß zunächst von nichts. «Die waffenstudentischen Korporationen sind fast ausnahmslos im Prinzip unpolitisch.» In welchem Prinzip?

Seid verträglich, sagt er, denn:

«Du weißt ja auch nicht, wie bald ihr in Ausschüssen und Ehrengerichten, vielleicht auch bei der Technischen Nothilfe oder gar unter Waffen mit ihnen allen zusammen am gleichen Strang zieht.»

O ahnungsvoller Engel du —!

Es ist der Strang des Galgens: der Strang von Mechterstedt, wo unpolitische Studenten Arbeiter ermordet haben und nicht dafür bestraft worden sind — wahrscheinlich studieren sie noch fröhlich oder sind schon Referendare und Medizinalpraktikanten und Studienassessoren und werden nächstens auf die deutsche Menschheit losgelassen.

Die Protektionswirtschaft der Korporationen wird verklausuliert zugegeben. Im übrigen ist der ‹Alte Herr› liberal und das, was man so in seinen Kreisen ‹aufgeklärt› und ‹modern› nennt. Man stelle sich so etwas unter gebildeten Menschen vor:

«Geh auch ruhig einmal mit den Füchsen ‹offiziell› ins Theater, ein gutes Konzert oder gar in ein Museum. Erschrick nicht über diese Ketzerei, probiere es einmal.»

Wenn das nur gut ausgeht — diese stürmischen und überstürzten Reformen sind doch immerhin nicht unbedenklich: wie leicht können sie im Museum so einen gleich dabeihalten!

Auch sollte man nicht Leute beschimpfen, spricht jener, wenn sie einer bürgerlichen Partei angehören — ja, dieser Revolutionär geht noch weiter. Füchse, geht mal raus — das ist noch nichts für euch. Nur Domela darf drin bleiben.

«Jeder einzelne von uns kann an der innern Gesundung der Sozialdemokratie mithelfen und mitwirken, wenn er auch nur einen einzigen ihrer Angehörigen von der fixen Idee internationaler Einstellung heilt. Mag er . . .»

Parteivorstand, hör zu!

«Mag er Sozialdemokrat sein und bleiben, wenn er nur in seiner Partei als ein Fünkchen mit daran wirkt und arbeitet, daß der Völkerverbrüderungsrummel, die Klassenkampfidée, die international gerichtete, zum großen Teil sogar landfremde Führerschaft an Boden verliert.»

Dann mag er. «Alter Herr», du bist viel, viel näher an der Wahrheit, als du es wissen kannst. Und du bist doch nicht etwa Pazifist? Du scheinst so weich . . .

«Stelle beispielsweise einmal zur Überlegung anheim, daß noch vor wenigen Jahrhunderten die Möglichkeit für den einzelnen, unbewaffnet und ohne Schutz von Stadt zu Stadt, von Land zu Land zu ziehen, eine Unmöglichkeit war, und daß ein Prophet, der damals die persönliche Abrüstung vorausgesagt hätte, als Phantast und Narr verlacht, bei praktischer Ausübung seiner Ideale und Utopien verprügelt, ausgeraubt oder totgeschlagen worden wäre, sowie er die schützenden Mauern seiner Stadt, die Grenzpfähle seines Ländchens überschritt. Und doch reisen wir heute unbehelligt durch den größten Teil der Welt, gesichert und geschützt durch selbstverständlich gewordene Gesetze aller zivilisierten Völker. Wenn jemand also heute pazifistische Ideale vertritt, so ist er deswegen kein Schuft, Lump und ehrloser Vaterlandsverräter, sondern seine hohen Ideale allgemeiner Völkerversöhnung werden hoffentlich in ferner Zukunft auch einmal Wahrheit werden.»

Ich denke: Nanu? Nanu? denk ich . . .

«Aber er ist heute sicher ein Schädling, gegen den energisch-sachlich Front gemacht werden muß und dessen Anschauungen im Keime zu ersticken, Notwendigkeit der Selbsterhaltung für unser gesundes, noch nicht degeneriertes Volk ist. Als Schwärmer und Phantasten müssen wir ihn und die praktischen Folgen seiner Ideen bekämpfen und seine Anschauungen unschädlich machen, als Person können wir ihn trotzdem hochschätzen und ehren.»

Alles in Ordnung. Früh übt sich, was ein Reichsgerichtsrat werden will.

Hält man dergleichen für möglich? Ein Blick in die Gerichtssäle, in die Kliniken, in die Ministerien — und man hält es für möglich.

Und das hat Zuzug, stärker als vor dem Kriege — das blüht und gedeiht, nie waren die Korps zahlenmäßig so stark wie heute. Und muß das nicht so sein?

Hier ist nun die klarste Formulierung dessen, was seit dem Versailler Friedensvertrag in Deutschland vor sich gegangen ist. Hier ist sie:

«Denkt . . . auch etwas daran, daß jeder junge Deutsche nach Abschaffung der allgemeinen Wehrpflicht sein eigener Unteroffizier sein, daß die Folge der Verödung der Kasernenhöfe das Entstehen von Hunderttausenden neuer, kleiner und kleinster idealster Ka-

sernenhöfe sein muß, wenn das deutsche Volk noch nicht verfault ist bis ins Mark hinein.»

Und nun will ich euch einmal etwas sagen:

Wenn man bedenkt, daß Zehntausende junger Leute so, sagen wir immerhin: denken wie das hier (und man sehe sich die Fotografie an, die dem Buch voranprangt) — wenn man bedenkt, daß das unsre Richter von 1940, unsre Lehrer von 1940, unsre Verwaltungsbeamten, Polizeiräte, Studienräte, Diplomaten von 1940 sind, dann darf man wohl diesen Haufen von verhetzten, irregeleiteten, mäßig gebildeten, versoffenen und farbentragenden jungen Deutschen als das bezeichnen, was er ist: als einen Schandfleck der Nation, dessen sie sich zu schämen hat bis ins dritte und vierte Glied.

Die Professoren sind nicht schuld. Sie sind nicht so dumm, wie sie sich größtenteils stellen — sie sind feige. Denn der wüsteste Terror schwebt über ihnen; wehe, wenn sie sich auch nur für diese Republik betätigen! Was ihnen geschehen kann? Aber die gefährliche Vorschrift, daß ihre Einkünfte von den Kolleggeldern abhängen, besteht noch heute — und wenn selbst ein freiheitlicher akademischer Lehrer Mitglied einer Prüfungskommission ist: die Studenten boykottieren sein Kolleg, sie kaufen seine Bücher nicht, gehen an eine andre Universität, und das riskiert ein verheirateter, mäßig besoldeter Mann nicht gern. Die Professoren sind nicht allein schuld.

Die Ministerien sinds schon mehr. Der preußische Kultusminister tut allerhand, mitunter sogar sehr viel. Aber in wie vielen Fällen läßt man diejenigen, die für ihre Republik eingetreten sind, glatt fallen — so daß sich also so ein armer Ausgelieferter mit Recht sagt: «Dann nicht!» und den Kampf aufgibt.

Der Formalsieg, den der Staat mit der Auflösung der Deutschen Studentenschaft errungen hat, ist noch gar nichts. Was es auszurotten gilt, ist nicht ein Verband oder dessen offizielle Rechte —: es ist eine Gesinnung und eine Geisteshaltung. Ich glaube, daß diese Studentenkämpfe das Wesen des Studierenden völlig verkennen; sie machen aus einem Lernenden einen Stand; tatsächlich ist etwa drei Viertel der Energie, mit der diese läppischen Vereinskämpfe geführt werden, verthan. Ihr sollt nicht verwalten — ihr sollt studieren.

Diese Melodie ist nicht aktuell, sie war es im Jahre 1920, und sie wird es im Jahre 1940 wieder sein — wenns so lange dauert. Es ist ein hohler Raum entstanden, in dem die Klagerufe eines Teiresias überlaut widerhallen; billig zu sagen: «Es wird halb so schlimm sein!» Es ist achtfach so schlimm.

Denn das Schauerliche an dieser Geistesformung ist doch, daß sie den Deutschen bei seinen schlechtesten Eigenschaften packt, nicht bei seinen guten; daß sie das anständige, humane Deutschland niedertrampelt; daß sie sich an das Niedrige im Menschen wendet, also

immer Erfolg haben wird; daß sie mit Schmalz arbeitet und einem Zwerchfell, das sich atembeklemmend hebt, wenn das Massengefühl geweckt ist. Und daß sie kopiert wird.

Diese Studenten sind Vorbild für alle jungen Leute, die keinen sehnlicheren Wunsch haben, als an möglichst universitätsähnlichen Gebäuden zu studieren und es denen da gleichzutun, mit hochgeröteten Köpfen den Korpsier zu markieren und einer im tiefsten Grunde feigen Roheit durch das Gruppenventil Luft zu schaffen. Der Abort als Vorbild der Nation.

Und der da soll im Jahre 1940 Arbeiter richten dürfen? Ein solches Biergehirn, in dem auch nicht ein Gedanke über den sauren Muff seiner Kneipe reicht, entscheidet über Leben und Tod? Über Jahre von Gefängnis und Zuchthaus? Das will Provinzen verwalten? Ein solch minderwertiges Gewächs vertritt Deutschland im Ausland? verhandelt mit fremden Staaten? wird gefragt, wenns ernst wird? hat zu bestimmen, wenns ernst wird?

Das ist der Boden, auf dem die Blüten des deutschen Richterstandes gedeihen, welche Blumenlese! Man wundert sich bei Gerichtsverhandlungen und bei der Lektüre von Urteilsbegründungen oft, woher nur diese abgestandenen Vorurteile, die unhonorige Art der Verhandlungsführung, die überholten Anschauungen einer kleinbürgerlichen Beamtschaft stammen mögen. Hier, auf den Universitäten, ist der Boden, in dem eine Wurzel dieser Produkte steckt. Niemand reißt sie aus.

Denn diese setzen sich durch. Die herrschen. Die kommen dran. Ich kann beim besten Willen nicht sehen, wo die aufhebende Wirkung der vielgerühmten Jugendbewegung ist, die Ignorieren für Kampf hält; wo das Gegengewicht steckt, wo die andre Hälfte der Nation bleibt, jenes andre Deutschland, das es ja immerhin auch noch gibt. Wenns zum Klappen kommt, ist es nicht vorhanden. Ungleichmäßig sind bei uns Gehirn und Wille verteilt: der eine hat den Kopf, und der andre den Stiernacken. Es gibt kaum eine intelligente Energie. Sie haben nicht nur das größere Maul, die dickern Magenwände, die bessern Muskeln, die niedrigere und frechere Stirn: sie haben mehr Lebenskraft.

Kein Gegenzug hält sie in Schach. Keine deutsche Jugend steht auf und schüttelt diese ab. Keine Arbeiterschaft hat zur Zeit die Möglichkeit, die Herren dahin zu befördern, wohin Rußland sie befördert hat. Sie herrschen, und sie werden unsre Kinder und Kindeskinde quälen, daß es nur so knackt. Diesem Land ist immer nur ein Heil widerfahren, und was nicht von innen kommt, mag getrost von außen kommen. Niederlage auf Niederlage, Klammer auf Klammer — Napoleon hat mehr für die deutsche Freiheit getan als alle deutschen Saalrevolutionen zusammen. Aber manchmal tuns auch die Niederschläge nicht, kein fremder Imperialismus hilft gegen den eignen. So tief ist das Laster eingefressen, daß der begreifliche Wunsch derer, die ihre Heimat lieben und ihren Staat hassen, umsonst getan ist.

Deutschland ist im Aufstieg begriffen. Welches Deutschland? Das alte, formal gewandelte; eins, das mit Recht nach seinen bösen Handlungen und nicht nach seinen guten Büchern beurteilt wird, und das bis ins republikanische Herz hinein frisch angestrichen ist, umgewandelt und ungewandelt: die wahrste Lüge unsrer Zeit. Das Deutschland jener jungen Leute, die schon so früh «Alte Herren» sind, und die für ihr Land einen Fluch darstellen, einen Albdruck und die Spirohäuten der deutschen Krankheit.

IST DAS DEUTSCHE BUCH ZU TEUER — ?

Es gibt in Deutschland eine Todsünde: einem Kaufmann vorzuwerfen, daß er seinen Verdienst lediglich durch Preiserhöhung, nicht aber durch Produktionsverbesserung erreichen wolle; alle «Reichsbünde für . . .» springen dem Tadler mit gewaltigem Satz ins Gesicht. In der großen Presse ist so ein Kampf kaum auszufechten —: bedrängt von Syndicis, deren Tätigkeit darin besteht, sich eine auszudenken, von wilden Drohungen geängstigt, sagt sich der Zeitungsverleger schließlich: «Das haben wir doch wohl nicht nötig —!» und noch einmal senken sich die Boykottpistolen und Prozeßrevolver der wilden Räuber in den Geschäftsabrudden. Lasset uns, ohne Eifer und mit Studium, betrachten, ob das deutsche Buch der schönen Literatur zu teuer ist.

Was kostet ein guter deutscher Roman von fünfundzwanzig Bogen, das heißt etwa 400 Seiten —? Gebunden: acht Mark, zehn Mark, manchmal zwölf Mark. Da der Deutsche broschiierte Bücher nicht gern und nur für die Eisenbahnlektüre kauft, da von einem normalen Buch der schöngeistigen Literatur nur ein verschwindend kleiner Teil broschiiert gekauft wird, so ist hier der Ladenpreis des gebundenen Buches zu betrachten. Von dessen Verkauf hat der Autor nichts — er bekommt seine Tantiemen lediglich vom broschiierten Exemplar. Beide Fakten: die Neigung der deutschen Bücherkäufer zum gebundenen Buch und die Nichtbeteiligung des Autors am wirklichen Preise des gebundenen, also des meist gekauften Exemplars sollen hier nicht diskutiert werden. Sie sind Tatsachen, mit denen zu rechnen ist.

Nun scheint mir die Spanne, die zwischen dem Preise des broschiierten und dem des gebundenen Buches besteht, zu hoch zu sein. Es gibt viele Verlage, deren Kataloge eine solche Spanne von 50 bis 60 Prozent des Broschurpreises aufweisen: kostet also das broschiierte Exemplar drei Mark, so wird das gebundene mit etwa 5 Mark berechnet. Das steht in keinem rechten Verhältnis, hier ist etwas nicht in Ordnung.

Leser fremder Sprachen kennen die französische Methode, eine ganz billige, allgemeine Ausgabe herzustellen, miserabel broschiiert, auf

Löschpapier mäßig gedruckt; und für Leute, die das Buch nach der ersten Lektüre in ihre Bibliothek stellen wollen, gibt es dann noch eine bessere Ausgabe, die aber nicht ganz unsern Luxusausgaben entspricht, sondern billiger ist und auch nicht so kostbar. Ob sich das in Deutschland einbürgern würde, muß leider bezweifelt werden. Das französische Alltagsbuch kann man fortwerfen; der Deutsche nimmt sein Buch zu ernst, daher entschließt er sich auch schwerer zum Kauf.

Mir erscheint das deutsche Buch als zu teuer, weil es seinen Preis nicht wert ist. Was bedeutet das —?

Absolute Maßstäbe gibt es nicht. Erwerbe ich ein Buch, so muß ich als klarer Rechner fragen — nicht: wieviel das in Francs oder in Dollars ist, worauf es gar nicht ankommt — sondern: «Wie lange muß ich für den Erwerb dieses Buches arbeiten?» Und da stellt sich meines Erachtens heraus, daß fast keiner von uns Autoren verlangen kann, daß Bücherkäufer so lange arbeiten, um uns zu lesen, wie sie es heute tun müssen. Wir wollen einmal alle witzige literarische Ironie beiseite lassen — aber Literatur ist diesen Preis nicht wert. Das ist eine Überschätzung ihrer Bedeutung.

Der arbeitende Mensch soll anständig und luftig wohnen, sich sauber waschen, angemessen gekleidet gehen, sich so gut und reichlich nähren, daß er arbeiten kann und bei guter Gesundheit bleibt; er soll die Seinen ernähren und fördern, er soll kleine Rücklagen machen und in der Lage sein, einen Arzt zu bezahlen. Erst, wenn er das alles mit seiner Arbeit geschafft hat, wird er daran denken, Geld für Kunst auszugeben. Dieses Kunstbudget kann, wie die Dinge in Deutschland heute liegen, nicht groß sein.

Das deutsche Buch ist deshalb mit acht und mit neun Mark zu hoch bezahlt, weil die Monatsgehälter der Angestelltenschaft, die Beamtengehälter und die Arbeitslöhne in gar keinem Verhältnis dazu stehen — die Spanne ist zu groß. Ein Mann mit einem Monatsgehalt von dreihundertundfünfzig Mark gehört schon zu den qualifizierten Angestellten; er muß irgendwelche Spezialkenntnisse haben, in deren Erwerb er Kapital investiert hat. Ein solcher Mann (also etwa einer, dem eine Kasse anvertraut ist) verdient bei fünfundzwanzig Arbeitstagen im Monat und achtestündiger Arbeitszeit 1,75 M. in der Stunde. Der Steuerabzug ist dabei nicht mitgerechnet: die wenigsten Angestellten machen sich klar, daß sie zweiundeinenhalben Tag im Monat für den Staat arbeiten, was man zum Beispiel vom Bauern nicht sagen kann. Der Angestellte muß demnach, um einen deutschen Roman für zehn Mark zu erwerben, etwa sechs Stunden arbeiten: den 33. Teil seiner monatlichen Arbeitskraft. Das ist zu viel. Es ist nicht zuviel für den Autor, wenn der etwas taugt; es ist zu viel im Budget des Angestellten.

Und wie sieht das nun erst bei denen aus, die die Masse der Bücher-

käufer ausmachen sollen? Es ist auch hier immer an das Durchschnittsbuch gedacht — der *«Zauberberg»* war eine Ausnahme, und Ausnahmen gibt es immer. Tatsächlich ist aber die Schicht der deutschen Bücherkäufer nur begrenzt aufnahmefähig; es gibt ein ganz bestimmtes, beinahe zu errechnendes Quantum von Büchern, das diese Schicht in sich aufsaugen kann — mehr nimmt sie eben nicht auf.

In der Festsetzung der Bücherpreise liegt des fernern dieser Mißstand: sie sind zu abgerundet. Von der Inflation her ist ein häßlicher Fleck im deutschen Wirtschaftsleben geblieben: der Mangel an Verständnis für zehn und zwanzig Pfennig Unterschied. Dieses Verständnis für die Wichtigkeit kleiner Summen findet man nur bei Lohnfestsetzungen und Gehaltssätzen. Ein Buch kostet drei Mark (was einsilbig auszusprechen ist und ein einziger Begriff) und zwei Mark und vier Mark. Sicherlich kann man den Kommissionären nicht das Leben mit Fünfpfennigrechnungen sauer machen; aber vierzig und fünfzig Pfennig stellen einen erarbeiteten Wert dar, den man nicht einfach außer acht lassen darf. Jeder Hinweis, daß viele Leute diese beim Buch ersparten fünfzig Pfennig für Zigaretten ausgeben, sind Mathematik und Theorie: volkswirtschaftliche Budgeteinteilungen sind sehr, sehr schwer zu ändern. Man kann aus dem Volkskörper nur herausholen, was er freiwillig hergibt. Er ist zu beeinflussen, grundlegend zu ändern ist er nicht.

Ob die Bücherkäufer ihr *«Buchbudget»* bisher voll ausgegeben haben, scheint mir zweifelhaft. Der Erfolg der Buchgemeinschaften, die plötzlich ungeahnte neue Quellen erschlossen oder doch sehr scharf abgelenkt haben, beweist es nicht. Aber es zeigt sich in der Preisbildung eine Überschätzung des Wertes der Literatur, die mir unheilvoll zu sein scheint. An wem liegt das —?

Ich glaube nicht, daß an diesem Fehler der Autor starke Schuld trägt. Der verständliche Wunsch, ein *«schön ausgestattetes Buch»* herauszubringen, wird keinen vernünftigen Autor von Erfahrung veranlassen, auf sinnlos teuern Ausgaben zu bestehen: wir wissen alle, daß dadurch der Absatz gefährdet wird, oder wir sollten es wenigstens wissen. Die Eitelkeit eines Schriftstellers, der sich einbildet, sein Werk erfordere auch äußerlich das *«edelste Material»*, stammt aus der Rilke-Zeit und sollte füglich ad acta gelegt werden. Der Erfolg ist immer der, daß das Buch stecken bleibt, daß es immer wieder dieselben fünfundzwanzigtausend Käufer sind, die hohe Preise anlegen können und wollen, und wenn gar einer politische Schriftstellerei betreibt, so ist er durch diese falsche Auffassung von dem, was Literatur als Ware ist, äußerst geschädigt. Sein Weg ist verstopft, er dringt niemals zu den Leuten, für die er schreibt: zu den gebildeten Arbeitern, den Handwerkern, den kleinen Beamten und zu den geistig interessierten Angestellten.

Ich denke nicht, daß der Autor schuld ist. Dem steht auch entgegen, daß die meisten Verlagsverträge dem Verlag das Recht einräumen, Ausstattung und Ladenpreis zu bestimmen. Der Autor sieht machtlos zu. Also wer hat schuld —? Der Verleger —?

So einfach ist das nicht. Wenn irgendwo auf der ganzen Welt zwei Literaten zusammenkommen, dann schimpfen sie auf ihren Verleger. Dieses beliebte Schimpfen habe ich nie mitgemacht. Verleger sind Kaufleute wie andre auch, und da gibt es solide und tüchtige und gaunerhafte und leichtsinnige und unfähige und ehrenhafte und ahnungslose und falsch und richtig amerikanisierte. Mit einem generellen Urteil ist der Sache nicht beizukommen. Tatsächlich aber neigt der Verleger — wie überhaupt der deutsche Kaufmann — leider dazu, sein Geld lieber mit verhältnismäßig wenigen Abschlüssen über große Objekte zu machen, als durch zahllose Abschlüsse von jeweils kleinem Ausmaß. Das zweite ist nämlich mühsamer. (Trauriges Beispiel: die deutsche Automobil-Industrie.)

Es ist sehr viel schwerer, ganz weite Kreise für ein Buch zu interessieren, und auch nur drei Viertel aller in Frage kommenden Käufer an das Buch heranzubringen als ein Buch ruhig dahinlaufen zu lassen und es so teuer abzusetzen, daß auch der Absatz von fünf Auflagen genügt, um den Verleger mit angemessenem Profit herauskommen zu lassen. Also liegt's an der Propaganda —?

Ein Autor, der glaubt, daß man ein Buch lediglich durch Propaganda und durch Riesenanzeigen «machen» könne, versteht nichts von seinem Beruf. Man kann es nicht. Die Wirkung von Anzeigen ist eine sehr merkwürdige Sache; es ist noch niemand ganz dahintergekommen, woraufhin sich eigentlich Leute Bücher kaufen. Günstiger Kritiken wegen? Sehr fraglich. Auf mehr oder minder große Anzeigen hin? Das weiß man nicht genau; denn der Käufer sagts im allgemeinen nicht. Die Verleger und die Kenner der Sache, die ich gehört habe, behaupten allgemein, es sei die sogenannte «Mundreklame» — etwa das morgendliche Telefongespräch der Frau Wendriner (in Berlin wird tatsächlich so der Ruhm gemacht). Das ist wahrscheinlich richtig. Ein Buch setzt sich sehr oft allein durch — wenn es richtig gestartet wird. Das Buch, das reiten soll, muß aber zunächst auf ein Pferd gesetzt werden. Wird es das —?

Was so im allgemeinen als Verlagspropaganda herausgeht, ist nicht sehr wirksam. Die Buchreklame ist nicht differenziert genug, sie wendet sich an einen Normalmenschen, den es nicht gibt, und berücksichtigt viel zu wenig die Interessen einzelner Schichten, die es gibt. Die Redigierung eines «Waschzettels», einer Annonce, eines Prospektes gehört zu den schwierigsten Dingen, und ich glaube nicht, daß der Durchschnittsverleger hierzu Kräfte beschäftigt, die er gut genug bezahlt und die demnach qualifiziert sind. Da wird viel Schematisches getan.

Hat nun der Verleger eine wirksame Hilfe bei dem Sortimenten? Der Buchhändler ist einer der wenigen Kaufleute, der das Recht für sich beansprucht, seine Ware nicht genau zu kennen: ihre Quantität wachse ihm über den Kopf, sagt er. Tatsächlich gibt es in der mittlern Provinzstadt Deutschlands allerhöchstens jeweils eine Buchhandlung, die auf dem Gebiet der schönen Literatur gut Auskunft zu geben weiß und die gebildetes Verkaufspersonal hat. Niemand kann auch nur annähernd alles lesen, was erscheint — aber jeder Fachmann kann eine Übersicht haben, die fundiert ist. Im allgemeinen weiß ein bücherkaufender Literat besser über Verlage, Autoren und Richtungen Bescheid als der Sortimentsangestellte, und das ist eine Folge ungenügender Bezahlung. Hier wird falsch kalkuliert. Es wird immer derselbe Fehler begangen: statt die Produktion zu steigern, wird sie verteuert. Höhere Löhne der Sortimentsangestellten würden vielleicht für den Anfang den Preis des Buches erhöhen, denn die Sortimenter sind, nicht ganz ohne ihre Schuld, keineswegs auf Rosen gebettet; aber es rentierte sich. Ein Kaufmann soll aus seinem Markt herausholen, was drin ist. Der Buchhandel kann sich mehr nehmen, als er bekommt. Kann man zum Beispiel in deutschen Buchhandlungen der schönsten Beschäftigung frönen, die es gibt: in Büchern wühlen? Man hat so häufig den Eindruck, zu stören . . .

Ich glaube, daß Verlage und Sortimenter mehr für den Buchabsatz und damit für die Verbilligung des zu teuern deutschen Buches tun können als es der Fall ist. Ich bin neulich, als ich vom künstlich aufgeplusterten, vom «zu dicken» Buch gesprochen habe, von einem Sortimenter auf die Pflicht der Presse hingewiesen worden, mehr Interesse für Literatur zu wecken. Ich sagte schon, daß die geschäftliche Wirkung unsrer Kritiken nicht ganz geklärt ist. Daß die fachliche, interessante und grundsätzlich bedeutsame Buchkritik gegen die maßlos überschätzte Theaterkritik zurücktritt, ist ihre eigne Schuld — drüben arbeiten Ihering und Polgar, und auf der Buchseite geht es nur von Fall zu Fall gut. Die Presse kann vieles für das Buch tun — das Entscheidende liegt anderswo.

Es liegt beim Verlag, der seine Propaganda quantitativ ein wenig und qualitativ sehr zu steigern hätte. Und es liegt beim Sortiment, das nicht dazu da ist, Bücher «zu besorgen», sondern Bücher kaufwert zu machen.

Ich will mich gern belehren lassen, wenn ich geirrt habe.

EHEKRACH

«Ja —!»

«Nein —!»

«Wer ist schuld?

Du!»

«Himmeldonnerwetter, laß mich in Ruh!»

— «Du hast Tante Klara vorgeschlagen!

Du läßt dir von keinem Menschen was sagen!

Du hast immer solche Rosinen!

Du willst bloß, ich soll verdienen, verdienen —

Du hörst nie. Ich red dir gut zu . . .

Wer ist schuld —?

Du.»

«Nein.»

«Ja.»

— «Wer hat den Kindern das Rodeln verboten?

Wer schimpft den ganzen Tag nach Noten?

Wessen Hemden muß ich stopfen und plätten?

Wem passen wieder nicht die Betten?

Wen muß man vorn und hinten bedienen?

Wer dreht sich um nach allen Blondinen?

Du —!»

«Nein.»

«Ja.»

«Wem ich das erzähle . . .!

Ob mir das einer glaubt —!»

— «Und überhaupt —!»

«Und überhaupt —!»

«Und überhaupt —!»

Ihr meint kein Wort von dem, was ihr sagt:

Ihr wißt nicht, was euch beide plagt.

Was ist der Nagel jeder Ehe?

Zu langes Zusammensein und zu große Nähe.

Menschen sind einsam. Suchen den andern.

Prallen zurück, wollen weiter wandern . . .

Bleiben schließlich . . . Diese Resignation:

Das ist die Ehe. Wird sie euch monoton?

Zankt euch nicht und versöhnt euch nicht:

Zeigt euch ein Kameradschaftsgesicht

und macht das Gesicht für den bösen Streit
lieber, wenn ihr alleine seid.

Gebt Ruhe, ihr Guten! Haltet still.
Jahre binden, auch wenn man nicht will.
Das ist schwer: ein Leben zu zwein.
Nur eins ist noch schwerer: einsam sein.

«NEU-ERSCHEINUNG»

Der, mit Verlaub zu sagen, Mann der *«Gefangenen»*, Edouard Bourdet, läßt in Paris, im Théâtre de la Michodière, ein neues Stück laufen: *«Vient de paraître»* — *«Soeben erschienen»*. Es ist jeden Abend voll, und wäre das ganze Stück so gut wie der erste Akt, dann hätte es vielleicht einen Welterfolg wie die *«Gefangene»*.

Der erste Akt sitzt wie ein Handschuh.

Die Bühne ist durch eine Wand in zwei Räume aufgeteilt: links die Expedition eines großen Buch-Verlages, und rechts das Privatbüro des Verlegers. Da gehts munter zu. Es ist gerade der Tag, an dem der imaginäre *«Zola-Preis»* verteilt werden soll, und alles ist in heller Aufregung: der Expedient, der die Exemplare des neuen Romans von Maréchal postfertig macht, eine Anzahl trägt schon, in sicherer Gewißheit des Sieges, die Bauchbinde: *«Gekrönt mit dem Zola-Preis!»*, und die Postpakete fliegen nur so in die Waschkörbe; der junge Mann am Telefon telefonierte, daß sich der Hörer biegt, und der Verleger regiert napoleonhaft die literarische Welt. Da naht, leise und bescheiden und freundlich und ein bißchen doof: Victor Boucher, einer der bezauberndsten Schauspieler von Paris; *«bon garçon»*, umstrahlt von einer stets anhaltenden Atmosphäre der Nettigkeit. Er möchte den alten Freund seiner Dienstzeit, eben den Verleger Moscat, sprechen . . . er hätte da auch ein kleines Manuskript . . . So etwas von abgewimmelt war noch gar nicht da; jedesmal, wenn er kommt, fliegt er in hohem Bogen wieder hinaus, denn wir haben heute keine, gar keine, aber wirklich auch gar keine Zeit . . . Denn drin, im Büro, braut sich Fürchterliches zusammen. Maréchal, der gefeierte, auflagenreiche, in einer halben Stunde mit dem Zola-Preis ausgezeichnet werden sollende Maréchal, hat, wie ein eifersüchtiger Literat atemlos berichtet, einen Generalvertrag mit dem Konkurrenz-Verleger gemacht . . . Fünfundzwanzigtausend Francs Vorschuß. (Ach, ist das ein schönes Stück!) Der Literat hat die kleine Schreibmaschinistin, die den Vertrag aufgenommen hat, gleich mitgebracht; die Vertrags-Abschrift auch. Reizende Szene: die Kleine heult, ergriffen von ihrer eigenen Falschheit, Tapferkeit, Angst . . . und bekommt etwas aus der verlegerlichen

Brieftasche. Und nun telefoniert Moscat sofort an das Restaurant, wo — wie bei dem richtigen «Prix Goncourt» — die Literaten tagen, und weil er da seine Vertrauensleute hat, so legt er den Preis um . . . Man gehorcht ihm. Nun ist Marechal da und soll — heute, warum gerade heute? — einen Generalvertrag mit dem Verleger unterzeichnen und kann es doch nicht und windet sich wie ein Aal und beißt sich in den Daumen wie er sieht, daß er hier vierzigtausend Francs Vorschuß bekommen soll . . . Und kann doch nicht unterschreiben! Da kommen die ersten Abstimmungsresultate.

Marechal fiebert siegesgewiß: Moscat hört am Telefon ab. Marechal erblickt — denn von Mal zu Mal wird seine Stimmenzahl geringer, er bekommt den Preis am Ende gar nicht? er bekommt ihn nicht? Er bekommt ihn nicht. Und platzt. Und sieht sich vom Verleger durchschaut. Und stürmt ab.

Den Preis hat ein gänzlich Unbekannter bekommen. Her mit dem Mann! Sofort! Ist nicht zu Hause. So wird wenigstens seine Frau vor den verlagshungrigen Verleger geschleppt. Und wer ist es? Es ist der Freund vom Regiment, der da draußen herumzappelt und nicht hereingelassen wird, weil wir heute so viel zu tun haben — das ist eine Schwanksituation, mit meisterlicher Geschicklichkeit herausgearbeitet, und wie nun der «gefeierte Meister» hineingelassen und begrüßt wird und fotografiert wird — und wie er schließlich nicht mit Frau und Verleger, sondern, das sehe ich gar nicht ein, allein auf die Fotografie kommen will . . . das gibt einen Aktschluß, der eitel Freude im ganzen Theater verbreitet.

Die Leute amüsierten sich noch die ganze erste Pause lang wie die Itsche. (Bei dieser Gelegenheit: was mag wohl ein Itsch sein —?) An den Verlagswänden hatten die bekannten Fotos von Jean Giraudoux und Paul Morand und anderen Literaten gehangen, und der Verleger hatte wirklich gut gespielt (Jacques Baumer) — und die Regie war so anständig naturalistisch, so sauber und glatt, wie man das hier in Paris eigentlich nicht gewohnt ist. Boucher hatte die Regie — an keiner Stelle spielte er sich in den Vordergrund: da stand er aber, weil er am stärksten war.

Merkwürdig: die Franzosen fangen häufig ein Stück exzentrisch an, aber es endet dann fast immer im geschriebenen Geplätscher sanfter Konvention. (Bei den Deutschen ist das manchmal umgekehrt.) Auch diese Komödie läuft traditionell aus: an Stelle lebendiger Typen starre Figuren. Es wird — zum wievielten Male! — eine possenartige Sache zwischen einem Ehepaar und dem zweiten Mann zum Skat: die Frau steht zwischen dem neu gekrönten Schriftsteller, der nun dichten muß, anstatt weiter in seinem Ministerium sanft dahinzuvegetieren — und dem Herrn Marechal, der die Frau des Kollegen anbetet, eigentlich nicht anbetet, auf Geheiß des Verlegers doch anbeten soll, damit dem

Herrn Schriftsteller wieder etwas einfällt . . . *Que voulez-vous que cela me fasse —?* Das Stück hält sich auf der Tiefe des zweiten Aktes und wird bis zum Ende des vierten nicht besser. Den beiden Schauspielern, Baumer und Boucher, zuzusehen, ist ein Genuß: Baumer resch, frech, einfallsreich und überlegen — Boucher zum Streicheln. Er hat in seiner Struktur etwas Proletarisches, etwas durchaus zum Volk Gehöriges — er kann unendlich mehr, als man sonst gemeinhin hier auf den Bühnen zu sehen bekommt; wenn seine Frau von ihm gehen will, was dem Publikum nur zu wünschen ist, dann werden seine Augen richtig umflort, er hat Angst vor dem Schicksal, einmal pocht — o französisches Wunder! — wirklich ein Herz auf der Szene: da, wo er mit den Händen die gleitende Minute halten will, geh nicht! bleib! — aber der Wagen rollt . . . Das ist sehr schön; wenn für diesen Augenblick nun auch noch ein Stück da wäre . . . Es ist aber keines da. Diskret parfümierter Staub.

Wird diese Komödie für Deutschland übersetzt, so kann man sie als französische Importware spielen, die Kenntnis der sehr merkwürdigen Literatursitten Frankreichs voraussetzend. In Paris wird keiner so leicht etwas ohne Protektion, niemals ohne Beziehungen, und wenn er hundert Jahre alt wird, während sich Berlin auf die Dauer nichts vormachen läßt und sich dort ein Talent fast immer durchsetzt — Berlin ist ein guter Boden für die Kunst. Paris ist ein guter Boden für das Kunstgeschäft. Übersetzt man *Soeben erschienen!*, so muß man entweder alles so lassen, wie es ist — damit befremdet man wahrscheinlich das deutsche Publikum, weil wir dergleichen in dieser Form nicht kennen.

Oder man muß das Stück umarbeiten, ohne dabei hoffentlich die guten Witze zu entfernen. «Kriegserinnerungen?» sagte der Verleger einmal. «Lieber Freund, wer will denn das heute noch wissen! Lassen Sie die doch bis zum nächsten Kriege liegen! Sehen Sie mal — da kommen Sie dann gleich mit heraus, und dann sind Sie allen andern über —!» Das ist ein guter Geschäftsmann. Wenn man umarbeitet, wird man vielleicht andere Sätze einfügen, wie sie eben in Paris nicht gesprochen werden. (Fett: «Schreiben Sie sozial — das wird heute verlangt!»)

Bourdet ist kein wilder Kritiker der Literaturpreise, sondern ihr Kandidat; er läßt an dem pariser Literaturbetrieb, den ich für schauerlich halte: mit seinen bezahlten und beeinflussten Kritiken, seinem klaren Zusammenhang zwischen Geschäft und Besprechung, seinen *combines* und seinem Dreh — er läßt an diesem Betrieb viele gute Haare, und es ist eigentlich nur folgerichtig, wenn der Reklamescheinwerfer im Zwischenakt die Preisverteiler der Académie Goncourt in traulicher Gruppe zeigt. Kein Mensch lacht. Du lieber Gott, das machen wir hier so!

Und was sich da in den drei Rede-Akten begibt; wie die Literaten aus einem lächerlich kleinen Liebeserlebnis Stoff saugen, um Kunst-Honig zu produzieren, jeder einzelne ein Charlotterich Stieglitz —;

das läßt uns ziemlich kalt. So sieht Kunst nicht aus, und so sieht anständige Literatur nicht aus.

Aber in der Bourdetschen Komödie *«Vient de paraître»* schlummert ein ungeheurer deutscher Erfolg, ein Stück, das es nicht gibt, und das einer nur zu schreiben hätte, um viele Teiche aufzuwühlen. Gäbe es dieses nicht geschriebene Stück im Französischen, so hieße es *«Vernissage»* — bei uns müßte es *«Kunsthandel»* heißen oder *«Hausse in Utrillos»*. Und es dürfte kein Schlüsselstück sein; nicht etwa eine verschämte Karikatur der Herren M. oder C. oder A. — sondern deren Betrieb müßte darin sein und ihr trüber Handel. Die Snobs sollten abkonterfeit sein, die sich — statt der IG-Farben — hoch notierte Bilder an die Wände hängen (ein berliner Bankier hat einmal von einem andern gesagt: «Er hat die Majorität in Cézannes!») — der Kunst-Rummel müßte gezeigt werden und der Auktionsgrößenwahn und die Überschätzung der Kommissionäre und, ganz im Hintergrund, richtig, die gibts ja auch noch! die armen Luder, die die Leinwand vollpinseln: die Maler. Die dann reiche Luder werden, und dann ist es gewöhnlich aus. Das wäre kein dummes Stück, und wenn mir der Herr Autor einen Platz zur Premiere schickt, dann bin ich ganz zufrieden. Und vielleicht zehn Prozent seiner Einnahmen.

Bourdet aber hat aus der Schule geplaudert, die Schüler haben sich köstlich amüsiert, die Herren Lehrer waren auch da und nickten freundlich mit den Köpfen, und morgen sitzen sie alle wieder in ihren Klassenzimmern bei Kra und Flammarion und Calmann und Plon und Grasset und schuften für die nächste Neuerscheinung.

AUF DEM NACHTTISCH

Das Bett als Refugium vor dem Leben. Goethe und Mark Twain sind manchmal überhaupt nicht aufgestanden, bei Regenwetter oder wenn ihnen das Leben nicht gepaßt hat oder aus sonst einem schönen Grunde. «Von der Straße herauf», steht in einem Roman, von dem wir gleich hören werden, «vernahm sie ab und zu das Gerumpel eines Lastwagens. In der Küche unter ihrem Zimmer hatte sich ein klappernder Lärm erhoben. Von allen Seiten her kam das wachsende Getöse des erwachenden Verkehrs. Sie fühlte sich hungrig und einsam. Das Bett war ein Floß, auf dem sie als einsame Schiffbrüchige saß, ewig einsam, treibend auf einem grollenden Ozean. Ein Schauer lief über ihr Rückgrat. Sie zog die Knie dichter ans Kinn herauf.»

Wäre ich nun der Reklamechef des Verlages Georg Müller, so sagte ich: «Hätte die Dame unsere Kriminalromane Frank Hellers gekannt, so wäre sie niemals schlechter Laune. Gegen solche Angstzustände gibt es — abgesehen davon — nur unsre Original-Heller-Kriminal-

romane! Regenfeste Ironie! Dauerhafte Spannung! Herr Collin in allen Lebenslagen!» So spräche ich, und ich hätte nicht einmal so unrecht.

Was ich über diesen Herrn Collin schon gelacht habe, das geht auf gar keine Kuhhaut, geschweige denn auf eine Weltbühnenseite. Man lese, was auf Seite 17 von *«Herr Collin ist ruiniert»* steht, und wer dabei stockernst bleibt, dem will ich etwas schenken: eine Nagelfeile oder einen Toilettepapierhalter mit Musik oder, was dasselbe ist, einen Band von Karin Michaelis. Meist amüsiert man sich vom Blatt — freilich gibt es schwache Bände, aber auch viele gute: *«Laver-tisse macht den Haupttreffer»* und *«Karl-Bertils Sommer»*, die Ihnen sicher bekannten *«Finanzen des Großherzogs»* (bester Offenbach!) und *«Herrn Filip Collins Abenteuer»*. Und ehe ich einen erschwitzten historischen Roman lese (Die römische Hochzeit Seiner Impotenz des Achtzehnten), lese ich lieber Hellern. Man vergißt so schön das Leid der Welt — es ist wie Whisky.

Immer kann man aber nicht Whisky trinken — man sollte es wenigstens nicht tun. Es gibt auch andre Getränke.

Da ist *«Manhattan Transfer»* von John Dos Passos (bei S. Fischer in Berlin). Dieser halbe Amerikaner, dessen *«Drei Soldaten»* (im Malik-Verlag) gar nicht genug zu empfehlen sind, hat da etwas Gutes gemacht. Ich denke, daß die Mode der amerikanischen Romane, die uns die Verleger und die Snobs durch Übermaß sacht zu vereckeln beginnen, nachgelassen hat — und das ist auch gut so. Nicht etwa, weil nervöse und wenig erfolgreiche Reaktionäre der Literatur, zum Beispiel in den *«Münchener Neuesten Nachrichten»*, gegen die Übersetzungen aus dem Fremdländischen poltern —, sondern weil es zwischen der Hysterie der Anbetung und der Neurasthenie der Verdammung ein vernünftiges Mittelmaß gibt. Man soll fremde Länder kennen lernen — man soll sie nicht sofort segnen und nicht gleich verfluchen. *«Manhattan Transfer»* ist ein gutes Buch — die Amerikaner haben sich da einen neuen Naturalismus zurechtgemacht, der zu jung ist, um an den alten französischen heranzureichen, aber doch fesselnd genug. Es sind Fotografien, nein, eigentlich gute kleine Radierungen, die uns da gezeigt werden; ob sie echt sind, kann ich nicht beurteilen, die Leute, die lange genug drüben gelebt haben, sagen Ja. Es ist die Lyrik der Großstadt darin, eine durchaus männliche Lyrik. Der Einsame auf der Bank: «Fein hast du dein Leben versaut, Josef Harley. Fünfundvierzig und keine Freude und keinen Cent, um dir gütlich zu tun.» Das hat einmal so geheißen: «Qu'as tu fait de ta jeunesse?», und das ist von Verlaine und ist schon lange her, aber doch neu wie am ersten Tag. Das Mädchen da liegt auf ihrem Zimmer in der großen Stadt, schwimmt in der Zeit und ist so allein. Sehr schön, wie ein Mann auf der Bettkante sitzt, und da ist eine Frau, seine Frau, und ein Kind, sein Kind — und

plötzlich sieht er, daß er «hagere rötliche Füße hat, von Treppen und Trottoirs verkrümmt. Auf beiden kleinen Zehen saß ein Hühnerauge.» Und da hat er Mitleid mit sich und weint.

Das Buch ist auch formal gut — Dos Passos ist nicht nur ein Dichter, sondern auch ein begabter Schriftsteller. Sehr hübsch ist diese Denkfigur, der man öfter bei ihm begegnet: «Auf dem Treppenabsatz befand sich ein Spiegel. Kapitän James Merivale blieb stehen, um Kapitän James Merivale zu betrachten.» Und diese, die gradezu programmatisch ist und viel tiefer als sie, leichtgefügt, wie sie ist, zu sein scheint: «Nichts hat so viel Erfolg wie der Erfolg.» Eine ähnliche Drehtür des Stils steht bei Sinclair Lewis, im «*Elmer Gantry*», einem Buch von dem hier noch ausführlich die Rede sein soll . . . Ein einziger Klub, heißt es da, wird Herrn Gantry, den Prediger, vielleicht aufnehmen. «Des Ansehens wegen. Um zu beweisen, daß sie unmöglich den Gin in ihren Schränken haben können, den sie in ihren Schränken haben.»

Die Übersetzung von «*Manhattan Transfer*» durch Paul Baudisch ist sauber und anständig. Kleine Anmerkung: Man sagt im Deutschen kaum: «Das macht mich zipflig» —, sondern wohl immer: «Das macht mich kribblig». Und was ist dies hier? «Dü Mauretania läuft oben eun; vürundzwanzig Stunden Verspötung» — Spricht eine alte gezierte Dame so? ein Oberhofprediger? Nein, das ist die Übersetzung irgendeines «slang», und die Männer, die sich mit Übertragungen aus dem Englischen befassen, sollten sich das abmachen.

Weil wir grade bei Amerika sind: da ist eine Kümmerlichkeit über Ford erschienen. (S. Marquis «*Henry Ford*» bei Carl Reißner in Dresden. Das Buch ist übrigens zu teuer.) Vorn bewährt ein Mann, der offenbar Geistlicher ist, Männerstolz vor Dollarthronen, indem er zeigt, wie unfordisch der Automobilmann seine Angestellten behandelt; wie sie nicht auf anständige Art gekündigt, sondern verärgert und herausgedrängt werden, große Unternehmen haben ja zur Entlastung des Chefs gewöhnlich zwei bis drei Herren für den Mein-eid . . . und man bekommt überhaupt einen etwas gemischten Eindruck von dieser Seelenmühle der Humanität. Hinten steht von einem andern Autor das Gegenteil: welch ein großer, welch ein gütiger, gediegener, hilfsbereiter, sozial empfindender Mann dieser Ford sei. «Seinen gesamten Kriegsgewinn — 29 000 000 Dollar — hat Ford bedingungslos, ohne Einschränkungen und Rückhalt, an die Regierung abgeliefert. So handelte ein Pazifist.» Genau so.

Klapp. Ein Buch ist vom Bett gefallen, liegen lassen ist aus Prestigegründen unmöglich — die andern Bücher machten sich die Schwäche sofort zunutze und fielen alle gleichfalls. Was ist das —?

Es ist das «*Jahrbuch des Verlages Paul Zsolnay*» — eine sehr lesenswerte Sache. Dieser Verlag, der noch ganz jung ist, hat sich in wenigen Jahren zu einer beachtlichen Höhe aufgeschwungen, und grade, weil

ich einen Teil seiner Autoren für umstritten halte und andre für einen gediegenen Zeitvertreib der gebildeten Mittelklasse, so ziemlich das unausstehlichste, das es in Deutschland gibt, blättere ich gern in seinen Büchern. Er hat Galsworthy, den ich nicht lese, und den großen Heinrich Mann; er hat Molnár und Max Brod, den ich immer lese, und er hat H. G. Wells. Das ist ein Kerl! Der einzige, dessen Optimismus über den Lauf der Welt nicht fade schmeckt; ein goethescher «Dilettant» im edelsten Sinne; ein gebildeter Unfachmann — ein Dichter und ein Mann des Fortschritts und tausendmal wertvoller als der ganze Shaw.

Sehr reizvoll ist in diesem Jahrbuch ein Kapitel Franz Werfels *«Der Snobismus eine geistige Weltmacht»*. Das Negative daran ist zum Teil brilliant; das Positive . . . es fällt mir schwer, das zu sagen: aber es ist etwas von Rentenphilosophie darin, von Geborgenheit, von etwas, das er «verwurzelt» nennt und das doch nur die Sicherheit ist, die ein Scheckheft gibt. Ich mag solche geborgenen Menschen nicht. (Was nichts mit Werfels großen dichterischen Qualitäten zu tun hat.)

Merkt man noch an, daß die Bücherpreise Zsolnays erfreulich vernünftig, weil so niedrig wie möglich kalkuliert sind, so kann man dem Verlag nur Glück auf den Weg wünschen.

Also Molnár ist auch bei Zsolnay erschienen — aber ein entzückendes kleines Buch Franz Molnárs hat er nicht; das hat E. P. Tal in Leipzig: *«Die Jungen der Paulstraße»*. Das ist ein Bijou. Das Bijou ist infam ausgestattet: es hat einen niederträchtig schlechten Einband und eben-solche Zeichnungen; das wollen wir aber gar nicht. Entweder ihr laßt solche Jungens-Szenen von einem großen Künstler zeichnen — sagen wir einmal: von der Frau Sintenis — oder ihr zeichnet naturalistisch durch, wie es die Engländer oft tun: ich bin so altmodisch, zu verlangen, daß wir, wenn schon keine künstlerischen Visionen da sind, wenigstens deutlich erkennen können, wer wer ist. Diese Figuren da sehen aus wie Zeichnungen, die Jungen an die Mauern kritzeln — aber sie sind nicht halb so lustig. Das Buch hätte eine bessere Ausstattung verdient.

Ein Kapitel kannte ich schon: ich hatte es im *«Welthumor»* gelesen, eine der wenigen erträglichen Anthologien; Roda Roda und Theodor Etzel haben sie bei Albert Langen in München herausgegeben, sechs sehr zu empfehlende Bände, an denen es viel zu lernen und zu lachen gibt. Darin steht die Sache vom *«Kitt-Verein»*. Die Jungen der Paulstraße hatten nämlich, was streng verboten war, einen Kitt-Verein gegründet, Zweck: unbekannt, Tendenz: unbekannt, Sinn: unbekannt, und doch so bekannt. Zweck, Tendenz, Sinn: einen Verein zu gründen. Er heißt *«Kitt-Verein»*, weil der Präsident die Pflicht hat, den Vereinskitt (*«Gitt»* geheißen, ja nicht: Kitt) zu kauen — und nun läuft das arme Kind den ganzen Tag mit diesem schmutzigen Kloß im Munde

herum und kaut. Es ist ganz und gar herrlich. Im übrigen führen die Herren Knaben Krieg; sie führen Krieg mit den ›Rothemden‹, Jungen von einem andern Spielplatz, und die wollen ihnen den ›Grund‹ rauben, einen leer stehenden Bauplatz . . . Krieg! Krieg!

Besser ist das Wesen einer Gruppe, also eines Vaterlandes, noch selten gezeigt worden wie hier. Die Untergebenen des Oberführers salutieren in der Klasse. «Die andern Jungen, die nicht zu der Paulstraßengruppe gehörten, beneideten diese ungeheuer, als sie Boka salutierten, zum Zeichen, daß sie die Anordnung des Präsidenten zur Kenntnis genommen hatten —» Sollten wir das nicht schon mal erlebt haben —? Dann pappt der Präsident eine Proklamation an die Mauer, und die Heerestruppen gehen um sie herum und lesen sie.

AUFRUF! JETZT MUSS JEDERMANN AUF SEINEM POSTEN STEHN!

UNSERM REICHE DROHT EINE GROSSE GEFAHR!

«Einige können sie schon auswendig und trugen sie von der Höhe eines Holzstoßes in kriegerischem Ton den Umstehenden vor, die den ganzen Wortlaut gleichfalls auswendig wußten, aber doch mit offenem Munde zuhörten und, wenn sie zu Ende gehört hatten, zur Planke liefen, den Aufruf von neuem lasen, und dann selbst auf einen Holzstoß kletterten, um ihn von der Höhe herab zu deklamieren.» Wer wagt es zu streiken, wenn Hindenburg befiehlt? Und dann ihre Freude am Apparat! Da ist einer, der kann so schön auf zwei Fingern pfeifen. Und einmal unternimmt er eine sehr kriegerische Handlung, nur in der Hoffnung, dabei einmal herzhaft pfeifen zu können . . . Und zwei haben sich gezankt, aber weil jetzt Krieg ist, müssen sie sich, laut Geheiß des Präsidenten, versöhnen. Sofort! Ohne Umstände. Das tun sie auch. Aber sie haben eine Bitte. Nun? «Daß ich, wenn uns die Rothemden nicht angreifen sollten, daß ich . . . und Kolnay dann wieder Feinde sein könnten . . .» Die Krise, steht manchmal in den deutschen Zeitungen, wird bis nach dem Weihnachtsfest vertagt.

Zum Schluß ist das Buch etwas weinerlich, eine grade noch erträgliche Leierkastensentimentalität steigt auf, unterbrochen von einem wirklich schönen Satz des schwerkranken kleinen Jungen, der sich für sein ›Vaterland‹ die Erkältung und damit den Tod geholt hat. Du stirbst nicht, sagt ihm sein Freund. «Du sagst, es ist nicht wahr?» — «Ja.» — «Lüge ich vielleicht?» Man beruhigt ihn. Aber er läßt sich nicht beruhigen. «Also, ich gebe mein Wort darauf, daß ich sterbe!»

Ich glaube, daß Frauen mit dieser Erzählung sehr viel anfangen können — eine Mutter wird das Buch noch besser verstehen als ein Mann. Übrigens ist es ein Vorkriegsbuch — seltsam, daß die meisten Dinge erst dann literarische Gestalt annehmen, wenn sie schon lange vorbei sind; ferne Planeten zeigen sich Lichtjahre nach ihrer Entstehung an. Das Buch gilt ganz und gar für meine Generation — die Jungen spielen heute anders, fühlen anders, sprechen anders; nicht,

als ob sich die Menschen änderten, aber die Ausdrucksformen ihrer seelischen Regungen ändern sich. Heute ist vieles wohl mehr ins Sportliche, ins Technische transponiert — wir wissen das noch nicht. Denn, was sich da als «heutige Generation» aufkakelt, ist gar keine. Da ist das Loch, das der Krieg gerissen hat: eine Generation fehlt. Ein Repräsentant wie etwa Erich Ebermayer ist überhaupt nichts — nur unbegabt und unjung, und leicht verschmocht sind sie fast alle. Man braucht nicht gleich auf das Niveau Klaus Manns herunterzusteigen, der von Beruf jung ist und von dem gewiß in einer ernsthaften Buchkritik nicht die Rede sein soll — aber wie alt sind sie! wie fertig! Wenn es noch Chaos wäre! Aber es sind fix und fertige Feuilletonredakteure mittlerer Provinzblätter, und keine guten.

Die Guten lassen leider fast überall eine Sitte durchgehen, die eine saubere Buchkritik auf das schärfste kompromittiert. Es ist da ein Lobgehudel ausgebrochen, das jede Empfehlung wertlos macht: es gibt keinen Verlag mehr, der nicht für jedes seiner Bücher ein Zeugnis vorweisen kann, wie es Dante, Balzac, Strindberg, Tolstoi und Dostojewski zusammen nicht bekommen haben. Das ist leicht erklärlich: es gehört nämlich gar nichts dazu, leere Ballons aufzupusten — und nichts wiegt leichter als diese kleinen Lobeshaufen, die man an jeder Straßenecke zusammenfegen kann. Da schreibt jeder über jedes, da wissen alle alles —. Aber es ist doch eine Lüge und ein Schwindel, wenn jede neue Verlagsentdeckung («In Amerika 80 000 000 000 Exemplare verkauft») vier, zehn, hundertundzehn Literaten findet, die nur darauf gewartet haben, dergleichen hochzuloben. Diese Snobs, die einen neuen Modeschriftsteller wie eine Krawatte tragen, sollte man nach Hause jagen — bald wird das Publikum auf kein Lob mehr hören und nichts mehr glauben, wenn man es so anlügt.

Meist lohnt es nicht, zu «verreißen», wozu ein nur billiger Mut gehört — aber manchmal lohnt es, grundsätzlich etwas über ein Buch auszusagen, weil man dabei etwas lernen kann.

Da habe ich also gelesen, wie wunderbar schön die «*Mikrobenjäger*» von Paul de Kruif seien. (Im Verlag Orell Füßli, Zürich und Leipzig.)

Das Thema ist eines der schönsten, das es gibt: der echte Sieg von Menschen über die Materie, und noch dazu über die lebende. Nichts ist so groß wie ein biochemisches Rätsel. Dazu kommt, daß diese Wissenschaft sehr, sehr jung ist, kaum ein Menschenleben alt — wieviel Heroismus, Geduld, Zähigkeit, Fleiß und Intuition haben dazu gehört, damit entdeckt werden konnte, woran lebende Organismen zugrunde gehen. Von der Therapeutik zu schweigen: diagnostisch ist ein Fortschritt da, daran ist kein Zweifel. Paul de Kruif ist ein junger amerikanischer Arzt, und was hat er nun mit seinem Thema gemacht —?

Er hat es verniedlicht. Er nennt die Mikroben «die Teufelchen», und er hat es fertig bekommen, aus den Willensmenschen Koch und Pasteur

und Ehrlich Helden in baumwollgestrickten Rüstungen zu machen. «Ei, da gabs doch in der Nähe jene großartigen Farbenfabriken», wird anlässlich der Forschungen über die Syphilis gesagt, «aus denen die Großmeister der industriellen Chemie Tag für Tag ganze Buketts von entzückenden Farben in die Welt sandten.» Very nice, is'nt it? Daß er einmal im Zusammenhang mit den Mikroben das Wörtlein «Husch!» verwendet, nur nebenbei — ich dachte im ersten Augenblick, Hans Reimann hätte die Ausgabe ein bißchen bearbeitet.

Sagte ich «Forschungen über Syphilis»? de Kruif sagt das nicht gern. «Die gewisse ekelhafte Krankheit mit dem verpönten Namen» . . . Und einmal: «Eine dicke Lage von einem Stoff, den wir lieber nicht nennen wollen» und: «. . . bessere und immer bessere Linsen herzustellen, wie er dann aber alles damit untersuchte, auch die heimlichsten und ekelhaftesten Dinge.» Was sind in der Medizin «heimliche Dinge»? Sperma? Exkreme? Es ist einfach eine Unanständigkeit, für ein Buch, das sich mit Fragen der Wissenschaft befaßt, die Sittlichkeitsanschauungen einer mittleren Amerikanerin zur Norm zu machen.

Unterbrochen wird dieser Unfug durch die Schilderung von Ärzten, die scheinbar raunzt, in Wirklichkeit aber diese Romanhelden goldisch findet. Pasteur klettert in seine kleine Dachkammer herauf, die er sich in der École Normale Supérieure eingerichtet hat — «Am nächsten Morgen flog er zu seinem gebrechlichen Inkubator, er wußte gar nicht, wie er hinaufgekommen war, natürlich ohne Frühstück!» Denk mal, Anne: ohne Frühstück! Und die Versuchstiere sprechen so niedlich: eine Schildkröte, an der experimentiert wird, «steckte ab und zu den Kopf aus dem Panzer und schien aus einem Auge zu zwinkern: «Fein schmecken sie, die Bazillen, bitte um mehr!»» So, genau so steht die reisende Frau Roseberry vor dem Capitol in Rom. Man weiß manchmal nicht, ob sich der Mensch, der das geschrieben hat, nur so lacknaiv stellt oder es wirklich ist. Von Frau Pasteur: «. . . nachdem sie die Kinder zu Bett gebracht hatte, deren Vater er in der Zerstretheit geworden war . . .» Als Witz wäre das sehr gut — aber ich fürchte, es ist ein unabsichtlicher. Mitunter jedoch ist dieser Entdecker der Sacharin-Mikroben, der seine Forscher Monologe im Geiste einer Sonntagschule halten läßt, durchaus nicht naiv, sondern böseartig.

Die Art, in der der Franzose Pasteur und der Deutsche Koch gegeneinander ausgespielt werden, ist höchst unfair — doppelt unfair für einen, der solange in Frankreich am Institut Pasteur gearbeitet hat. Immer wieder wird die alberne Nationalitätenfrage in dieses Gebiet getragen — und mitunter steckt der echte, schlechte Amerikaner hundertprozentig seinen Kopf hervor. Von Ehrlich und seinem Assistenten Shiga: «Diese Bestien (die Mikroben) machen sich gar nichts daraus, wenn ein Jude und ein Japaner ihre Beharrlichkeit vereinigen, um sie mit leuchtenden Farben zu vergiften.» Es wimmelt von solchen Stellen,

deren Geschmacklosigkeit so groß ist, daß man nicht weiß, ob sie auf Frechheit oder Dummheit oder auf stilistischem Unvermögen beruhen. Wenn einer von einem Professor schreibt, er gehe «in seiner saloppen Poetenhaltung» herum, dann ist er eben ein Kaffer. Peinlich, wenn sich so etwas an große Männer mit der Gehirnleere eines Fußballspielers anbiedert: «Er konnte aber auch, so beweglich war das Japchen, ein Dutzend Experimente zugleich durchführen.» Kurz: so sieht das aus, was der Übersetzer, der seine Sache recht gut gemacht hat, im Vorwort «vornehme Popularität» nennt.

Dabei hat das Buch echte und seltene Helden zum Thema: denn dies sind Helden, die sich die Lues und das gelbe Fieber zu Versuchszwecken injizieren ließen. Die Witwe eines Mannes, der dabei draufging, bekam vom amerikanischen Kongreß fünfzehnhundert Dollar jährlich, was drüben nicht viel ist und einer, der beinah draufgegangen wäre, erhielt eine goldene Uhr und 115 Dollar, und vom lieben Gott wurde ihm eine kleine Paralyse dazu verliehen. Das sind wahre Helden — nicht die Herren Hindenburg und die andern.

Das Buch ist selbst eine Mikrobe: die der amerikanischen Weltkrankheit. Dieser verniedlichte Tod, diese Karikaturen, die so aussehen, wie sich eine höhere Mädchenschulvorsteherin einen heldenhaften Arzt vorstellt: diese fatale Anmeierei an ein halbgebildetes Publikum, das solche Bücher gern liest, weil das «Thema ihm so hübsch nahegebracht», also heruntergebracht wird, so daß man nachher schön darüber mitreden kann: es ist das eine Verbreitung der «Bildung», die mir auf das höchste zuwider ist. Und nicht das ist das Tadelnswerte, daß es hüben und drüben Lessinghochschulen gibt, sondern daß sich die Leute, die sie besuchen, wer weiß was darauf einbilden und sich nie gebildete Laien nennen, sondern als «ernste Kenner» durch die Welt spazieren.

Ohne uns. Wenn das drüben die Art ist, ein schwieriges und wichtiges Thema an die Massen zu bringen, so soll uns das nicht kümmern. Aber es ist doch wohl nicht nötig, in Europa noch einmal auf den infantilen Standpunkt eines jungen Landes zurückzugehen und wieder von vorn anzufangen. Immerhin hat es ja hier einmal so etwas wie einen Humanismus gegeben. Nicht einmal — auf 346 Seiten nicht ein Mal ein Aufblick zu den Sternen: kein Gefühl für das Geheimnisvolle in der Natur — gestrickter Pietismus und kein Gran von Frömmigkeit. Amerika hat wertvolle Leute. De Kruif ist ein guter Freund von Sinclair Lewis und ein geistiger Nährvater des «*Dr. Arrowsmith*»? Es tut mir sehr leid: sie sollen ihn drüben behalten.

Jetzt haben wir uns aber richtig in Schlaf geärgert, das Licht erlischt, und die Gedanken kreisen um die Mikroben eines prohibitionistischen Kamillentees, gegen den es offenbar kein Toxin gibt. Doch: es gibt eines. Die lernbegierige Offenheit eines älteren Kontinents und das Selbstgefühl, auch den Wolkenkratzern gegenüber Europäer zu sein.

BERT BRECHTS HAUSPOSTILLE

Eine gute Eigenschaft Berlins: man kann die Stadt nicht jahrelang bluffen. Eine bessere Eigenschaft Berlins: «Beziehungen» in der Literatur nützen weniger als man glaubt; Besuche bei Kritikern wären lächerlich (sind in Paris gang und gäbe) —, in Berlin setzt sich die starke Kraft sehr oft allein durch. Eine schlechte Eigenschaft Berlins: seine grenzenlose Undankbarkeit. Es kann einer fünfundzwanzig Jahre hindurch die beste künstlerische Arbeit geleistet haben; wenn er im sechsundzwanzigsten aus irgend einem Grunde nachläßt oder seiner Zeit nicht mehr zu folgen vermag oder krank wird —: dann ist er vergessen und begraben und wird höhnisch abgetan. «Gott! (mit drei t) — der Mann ist doch passé!» Berliner Anilinruhm ist nicht ungefährlich.

Bert Brecht wird das eines Tages merken. Um wie viel er heute überschätzt wird, um so viel wird er eines Tages unterschätzt werden, und beides sehr zu unrecht. Dieser Mann ist auf dem Theater ein sehr beachtliches Talent, und in der Lyrik mehr als das. Da ist vor einiger Zeit seine *«Hauspostille»* (im Propyläen Verlag zu Berlin) erschienen, und ich habe absichtlich gewartet, um zu sehen, wie diese Gedichte aussehen werden, wenn sie eine Weile lagern. So sehen sie aus:

Sie vermitteln den stärksten Eindruck, den unsereiner in der letzten Zeit in deutscher Lyrik gefunden hat. Es mag sich nun jeder seine Lieblingsstücke herausuchen und auswendig lernen. Wenn ich die meinen zu analysieren versuche, so bedeutet das keine abfällige Kritik an allen andern — mit Ausnahme einer Gattung. Das sind die wildromantischen «songs». An die glaube ich nicht.

Was das Land «Mahagonny» angeht, so ist es ein gut bürgerliches Land, es blüht daselbst der Nußbaum und die gute Eiche, aus der man die Bücherregale macht. Die *«Drei Soldaten»* heißen George, Freddy und John und mit Nachnamen Kipling; und es ist ein großer Unterschied, ob ein Angelsachse solch ein Leben der Soldaten mitlebt oder ob ein Bayer, der seine Dumpfheit niemals ganz los wird, sie nachlebt. Es gibt da eine innere Wahrhaftigkeit, über die keiner hinwegtäuschen kann. Der Rest dieser Gattung ist — mit Ausnahme der wunderschönen Ballade von des Cortez' Leuten —: Freiligrath. Ich habe diesen Dichter, in dessen Werk sich große Gaben und Lächerliches absonderlich mischen, nun noch einmal nachgelesen — die Ähnlichkeit ist überraschend. Wie da die Liebe zum fremden Land erst ursprünglich war, dann immer mehr benutzt wird, wenn das Eigene nicht reicht — wie da die fremden Namen auf den verblüfften Leser herunterdonnern: Na? Siehst du? so exotisch geht es bei uns zu . . ., wie da dem fremden Kontinent alles, alles zugemutet wird, nur keine Spießer, während doch grade die bei den Cowboys genau so wild wachsen wie bei den Skatindianern, nur eben in andern Formen —: diese bunten Lieder Brechts sind bester

Freiligrath und schwächster Brecht. Dies vorweggenommen, hat man freilich den Hut abzunehmen.

Durch *«Apfelböck»* schon zieht ein Ton, der weit über Wedekind hinausgeht, und das will etwas besagen. Man durchblättere heute noch einmal die Gedichte Wedekinds, sie sind lange nicht so verstaubt wie seine meisten Dramen. Nun aber:

S. 24. *«Morgendliche Rede an den Baum Green»*. Das ist ein ganz neuer Ton, den wir noch nie gehört haben. Dieser Zusammenklang aus Keßheit, Scham, Kameradschaft, großer Stadt und ganz simpler Natur, der unwägbare Rhythmus, der durchgeht, das ist echte Kraft, hier wird nicht geprotzt, hier spricht ein Meister. Da öffnet sich die Faust eines Boxers und streichelt; die Liebkosung ist etwas hornig, aber wenn du genau hinfühlst, ist sie viel zarter als die einer Frau.

S. 27. *«Bericht vom Zeck»*. Das ist wie ein altes bayerisches Glasbild. Wunderschön, wie die Farbe Violett, die Baudelaire entzückt hat, auf diesen in den Knochen groben, im Leiden feinen B. B. wirkt. Violett — das will er nicht, das ist Fieber und Gift und Malaria und etwas, was zwischen den Farben ist. Hier übrigens wie in sehr vielen andern Gedichten sitzt jedes Wort wie mit Stahl genietet — unmöglich, auch nur eines herauszunehmen, der ganze Bau stürzte zusammen.

S. 33. *«Vom Mitmensch»*. Höhepunkt und Vorspiel zu der noch schönern *«Ballade von den Geheimnissen jedweden Mannes»* (S. 57). Die kindlich törichte Einteilung «Wir und die andern», die auch jenes «O-Mensch!»-Geschrei nicht hat durchbrechen können, ist hier völlig aufgelöst.

Ihr, die ihr ihn werft in die schmutziggelben Meere

Ihr, die ihr in schwarze Erde ihn grabt:

In dem Sack schwimmt mehr, als ihr wißt, zu den Fischen

Und im Boden fault mehr, als ihr eingescharrt habt.

«Weil er niemals», heißt es in dem Refrain, «weil er niemals den ihr kanntet, war. Und der Täter nicht nur seiner Tat.» Was an diesen Versen besonders merkwürdig berührt, ist, daß sie nicht gütig sind. Brecht hat überhaupt nichts Gütiges — es ist etwas Jugendlich-Grimmiges darin und Verzweiflung, Güte nicht. Gäbe es auch nur hundert deutsche Richter, die diese Gedichte verständen —: es stünde besser um unsre Justiz.

An reiner Lyrik scheint mir das Schönste — neben dem Baum Green — dies Doppelbildnis zu sein *«Vom Klettern in Bäumen»* und *«Vom Schwimmen in Seen und Flüssen»*. Hier ist das erreicht, was die Mahagonny-Männer mit viel Geschrei und deutschem Whisky niemals erreichen —: hier löst sich das Gedicht in Landschaft, der Mensch in Natur auf. Gegen einen bleichen, unbeteiligten Himmel steht schwarz der

Wald, diese Natur ist weder Folie für einen exorbitanten Kerl noch Kulisse noch Altar — sie ist; weiter nichts. Ich hätte es niemals für möglich gehalten, daß es im Zeitalter der Kollektivität noch einmal etwas so grenzenlos Einsames, so Losgelöstes geben könnte. Dieser Mensch, der da klettert und schwimmt, ist ganz allein. Während man bei der zünftigen Lyrik nie, niemals das Gefühl los wird: «Ja — aber mit Rente! und was wird, wenn du die nicht hast, alter Parkschleuderer?» — ist hier einer mit sich und neben seinem Gott ganz allein. Dieser Gott schwimmt abends wirklich in den Flüssen, und es ist alles wahr, was in diesem Gedicht steht. Kleines Merkzeichen für sehr große Lyrik: sie will nicht komponiert werden.

Über S. 125 brauche ich in der *Weltbühne* nichts zu sagen; da steht die *Legende vom toten Soldaten*. Wer die nicht kennt, sollte schon um ihretwillen das Buch in die Hand nehmen. Den Preußen hats ja mancher besorgt — so gegeben hats ihnen noch keiner. Sie graben den toten Soldaten aus, wie ihr euch erinnert, eine ganze

militär-
ische ärztliche Kommission

und nehmen ihn mit . . .

Und sie nahmen sogleich den Soldaten mit.
Die Nacht war blau und schön.
Man konnte, wenn man keinen Helm aufhatte
Die Sterne der Heimat sehn.

Und sie schütten ihm Schnaps ein, geben ihm 2 Stück Krankenschwestern zum Geleit und 1 Stück Feldgeistlichen und

Voran die Musik mit Tschindrara
Spielt einen flotten Marsch.
Und der Soldat, so wie ers gelernt
Schmeißt seine Beine vom Arsch.

Und so ziehen sie denn dahin, Sanitäter und noch ein Mann im Frack, alle Dörfer, durch die sie kommen, geraten in Aufruhr . . .

Die Katzen und die Hunde schrein
Die Ratzen im Feld pfeifen wüst:
Sie wollen nicht französisch sein
Weil das eine Schande ist.

Und so zieht er denn zum zweiten Mal in den ff. Heldentod.

Das ist eine lyrische Leistung großen Stils, und wie man mir erzählt hat, soll das Lied in den Kreisen junger Kommunisten beginnen, populär zu werden. Was zu hoffen steht.

Im Abgesang *«Vom armen B. B.»* ist noch einmal alles enthalten, was dieses Buch uns wert macht und auch das, was drum herumhängt: Pose, Verzweiflung, echter Schmerz, eine gemachte Kälte, die Wärme zu sein vorgibt, wo echte Kälte ist, und eine herrliche lyrische Diktion. Nur noch die Jugendgedichte von George Grosz haben diesen Ton — sonst wohl nichts.

Brecht ist ein Gehauter — und ich habe fast Furcht, mich an ihn zu verlieren. Er zwinkert — hat er uns hineingelegt? Ich glaube, er hat es ein paar Mal versucht, er ist wohl böse von Natur und ein bißchen tücksch und kann es nicht lassen. Aber mag er böse sein. Er kann nicht nur viel, er ist nicht nur ein Sprachmeister; er hat, um einen berliner Ausdruck zu gebrauchen, *«er hat was drin»*.

Er und Gottfried Benn scheinen mir die größten lyrischen Begabungen zu sein, die heute in Deutschland leben.

RIVIERA

Es gibt so viel süße Schilderungen der französischen Riviera; sauer macht lustig, warum soll man nicht einmal . . .

Die Riviera liegt da und sieht aus.

Sie ist die zweidimensionalste Landschaft, die sich denken läßt: für den Küstendampferpassagier ist sie ein Traum, für den, der auf einer Klippe steht und in die Bucht hineinsieht, ein Paradies — man darf nur nicht in das Paradies hineingehen. Dann ist alles aus. Die französische Riviera ist nur gemalt, und zwar auf Blech.

Da, wo freie Plätze und Sanatorien für arbeitende Menschen stehen sollten, liegen Privatbesitzungen, die Gott im Zorn geschaffen hat. Die Flora erinnert an einen verkrüppelten Grunewald, in den sich einige unglückliche Palmen verirrt haben; sie stehen da herum, sich mit den übrigen Bäumen unterhalten können sie nicht, und nun blühen sie unentwegt afrikanisch vor sich hin. Auch sieht man Agaven mit fetten, harten Blättern, auf denen, mit dem Messer geritzt, eingewachsen zu lesen steht: *«Yvonne et son Alphonse 1925.»*

Abends sieht die Landschaft aus wie die Kulisse einer Operette beim Finale des zweiten Aktes: kleine Lichtpünktchen zwinkern an den Uferstraßen, die Konturen liegen in tiefem Schwarz-Blau gebettet, und während sich das zerzankte Paar mit den rudernden Armen flehend-verliebt zuwinkt, fällt langsam der Vorhang.

Am Ufer des Meeres zieht sich die *«corniche»* hin, eine Autostraße,

deren Sausen alles mit sich reißt: Stille und Luft und Atmosphäre. Dahinter pfeift die Eisenbahn, denn die ganze Riviera ist nur ein paar Meter breit. Dann kommen die guten Felsen und die schlimmen Häuser.

Hier und da treten die Besitzungen etwas zurück und lassen Platz für staubige Straßen. Wenn ein Kasino dabei steht, ist es eine Ortschaft mit vielen großen Hotels. Diese Hotels sind gar keine Hotels. Sie spielen alle Hotel.

«Von prominenten Gästen der letzten Jahre», sagt der Hotelprospekt, «sind zu nennen: Der Präsident der französischen Republik, Paul Deschanel; die Prinzessin Luise; die Herzogin von Argyll; Sarah Bernhardt . . . Die große Schauspielerin», sagt der Prospekt, «saß eines Tages auf einer Loggia in der zweiten Etage, wo man nur den Himmel, Blumen und das Meer sieht; da sagte sie in ihrer poetischen Art, daß man sich hier auf dem Bug eines großen Schiffes wähnte.» Und dann keine Brause im Badezimmer.

Vor der Hoteltür steht ein Portier, der der erste Mann des Unternehmens ist; er ist so mächtig, daß ihn das Los, letzter Mann zu werden, niemals treffen könnte, denn in die Toilettenräume ginge er gar nicht hinein. In der hall stehen Palmen und vielhundertjährige Engländerinnen; wenn man sie herumwirtschaften sieht, so ist immer nur zu fragen: «Wer arbeitet eigentlich in England für alle diese Frauen?» Der Mittelpunkt eines modernen Hotels, in dem Leute ruhen und schlafen wollen, ist eine Musikkapelle.

Man stelle sich vor, jemand sei genötigt, zu Pfingsten in einer eberswalder Ausspannung zu übernachten; zu Hause wird er dann davon erzählen, wie er nachts beständig vom Grölen der Kutscher und von einem Orchestrion gestört worden sei. Ähnliches erlebt er in einem modernen Hotel, nur ist es an der Riviera um eine Kleinigkeit teurer, dafür ist aber das Essen in Eberswalde besser. Natürlich darf man nicht vergessen, daß in der Ausspannung keine vorgedruckte Speisekarte auf dem Tisch liegt; wenn es eine dünne Suppe, ein Pastetchen, bejahrten Fisch und ein bejammernswertes Huhn mit Kartoffeln gibt, so sieht das Menü so aus:

Potage à la Potage
Vol-au-Vent à la Valéry
Sole à la Reine de Portugal
Volaille à la Poule
Pommes à la Pomme
Fruits

Der letzte Plural ist eine Übertreibung.

Dazu spielt das Orchester in das Vichy-Wasser hinein, das sich die Engländer in den Magen gießen, es gluckert empört, wenn es unten ankommt, und schwappt leise im Takt der Musik. Diese Musik der

französischen Kapellen, die Jazz spielen, hört sich an, wie wenn einer mit halbwegs richtiger Aussprache Englisch vom Blatt liest, ohne ein Wort zu verstehen. Erst, wenn sie den aktuellen Walzer aus der *«Lustigen Witwe»* zersägen, fühlen sie sich wieder im nationalen Element.

Je schlechter das Essen, desto lieblicher der *maître d'hôtel*, der sich über mich wie über einen Kranken beugt: ob es mir denn schmecke, und ob es mir munde, und ob ich zufrieden sei . . . Lieber Gott, gib mir doch den Mut, daß ich ihm einmal, nur ein einziges Mal, mit der Gabel in den Bauch pieke . . .!

Es sind viele Deutsche da. Sie haben ein bißchen Angst vor der feinen Umgebung, und das sollen sie ja wohl auch. Sie sind auch unsicher vor den Fremden: den Franzosen, den Amerikanern, den Engländern — aber wenn sie merken, daß sie es mit Deutschen zu tun haben, dann entspannen sich ihre Glieder, eine leichte vertrauliche Frechheit steigt in ihnen auf, denn, denken sie mit Recht, was kann an einem schon dran sein, der auch nur ein Deutscher ist! (Diese Familienvertraulichkeit teilen die Deutschen noch mit einer andern Rasse.) Im großen ganzen aber bemühen sie sich, ihr mondänes Leben den illustrierten Zeitschriften anzupassen, in denen es abgebildet ist.

Aus den Hotels können die feinen Leute nur noch in ihre Autos steigen, die, lang wie ein Haus, vor dem Haus brummen. Einen Schritt darüber hinaus, und sie stapfen in Staub, ungepflegten Wegen, an grauenvollen Straßenfronten vorüber — denn die Riviera ist dreckig, ohne pittoresk zu sein: unmalerischer Schmutz. Man hat in allen Ortschaften das Gefühl, hinter Filmkulissen zu stehen; kein Mensch glaubt daran, die einheimischen Komparsen nicht, die Fremden eigentlich auch nicht, sie machen aber ein krampfhaft vergnügtes Gesicht und wagen nicht, sich einzugestehen, daß es an hundert andern Küsten schöner, weiter, kräftiger und naturhafter ist. Sie erliegen rettungslos der Zwangsvorstellung *«Riviera»*. Der Höhepunkt dieser fixen Idee ist Monte Carlo.

Monte Carlo ist ein frisch erhaltener Naturschutzpark aus dem Jahre 1880. Es ist ein lebendiger Anachronismus; ich war versucht, die Menschen anzufassen und an ihren Haaren zu ziehen, ob sie auch wirklich und wahrhaftig echt sind und nicht zu Staub zerfallen, wenn man sie anrührt.

Also das ist das Paradies, wo in unsrer Jugendzeit die Defraudanten mit *«Weibern und Champagner»* ihr Geld durchbrachten! So blödsinnig fingen sie das an! so völlig von Gott und allen guten Geistern verlassen! Da ist der kleine Park, in dem man verzweiflungsvoll umherzuirren hatte, wenn alles hin war, an diese Palmen konnte man sich hängen, von diesen Felsen herunterstürzen, über diese Grasflächen knallte abends der kleine Schuß, der einem verpfuschten Leben . . . heiliger Lokal-Anzeiger!

Die Spielsäle sehen aus wie das selige Palais de Danse — gequollene Ornamente gerinnen an den Wänden, Puttengel stoßen mit Recht in vergoldete Posaunen, und ölgemalene Gemälde zeigen an, wovon unsere Väter nachts geträumt haben, wenn Mutter schon, mit aufgesteckten Zöpfen, schlief. An den Tischen spielen sie.

Spieler sind auf der ganzen Welt gleich. Hier muß man die Leidenschaft noch durch sechs dividieren, denn wenn sie zehn Francs setzen, dann sind es nur eine Mark und fünfzig, und sowas stört sehr. Auch ist heute die Flucht in die Romantik des Spieles minder groß als damals, als dein Papa und deine Mama hierher mit dir ihre Hochzeitsreise machten: Heereslieferanten, Kriegsgewinnler, Börsenspieler, Inflationisten: es gibt heute so viele Monte Carlos! Viele Spielende tragen in Bücherrchen ein, was die kleine Kugel zusammenkugelt — und es ist besonders lustig, die Damens über ihre Kurven gebeugt zu sehen; sie haben keinen Schimmer von Wahrscheinlichkeitsrechnung, richten sich aber streng nach ihr. Auf diese Weise erzielt die Bank ihren Umsatz.

Die Fassade des Kasinos in Monte Carlo stammt von Garnier, dem Erbauer der Pariser Oper. Diese Fassade sieht aus . . .

«Herr Graf, was denken Sie von mir? Ich bin eine anständige Frau!» — Komm mit mir in den kleinen Pawilljoohn! — Mit schmetternder Faust und mit trockenem Pulver — Wigalaweia — «Ich war mit ihr im Chambre-Séparée, und sie hat mit ihren Diamanten meinen Namen in den Spiegel gekratzt!» — Valse Bleue und Amoureuse, und das von Zigeunern . . . — Spitzengeriesel und die Dessous und Frou-Frous — Wasmuths Hühneraugenringe in der Uhr — Eine Rokokoquadrille bei Hof — Ein Kuß ohne Schnurrbart ist überhaupt kein Kuß! — «Und sehn Sie wohl, darum ich bin: die Gigerlkönigin!» — Der Herr Kommerzienrat strich sich die braunen Favoris und sah den Besucher ernst durch seinen goldenen Kneifer an — Ein Weib mit so einem Busen! — Ihr Hochzeitsdiner hatte vierundzwanzig Gänge — Ich will auch mal Viere lang fahren! — in Laque und Claque — Schenk ihr doch Dahns *«Kampf um Rom»*! — Die königlichen Herrschaften begaben sich mit den Majestäten elastischen Schrittes — «Donnerwetter, Donnerwetter, wir sind Kerle!» — Ihre Tochter ist jetzt im Pensionat in Lausanne — Hier muß noch ein Pendant hin — Erst hat er sie verführt und dann . . . geschnürt, in Lackstiefeletten — «Eine Dame kann doch nicht Veloziped fahren!» — Spitzentanz und Mondesglanz, und Grete findet ihren, sagen wir, Hans — —

So sieht die Fassade des Kasinos in Monte Carlo aus.

Übrigens erinnert Monte Carlo (1880) stark an Deutschland (1923). Eine leise, kaum wahrnehmbare Wolke von Inflation zieht durch die Promenaden: in den Augen der Leute liegt ein sanft flackernder Wahnsinn, die Menschen gehen in indifferentem Gleichgewicht einher, die

Anziehungskraft der Erde funktioniert hier nicht recht, alles ist so anders, und man tut gut daran, seine Uhr festzuhalten. Gemeine Gesichter werden ungeniert dem Tageslicht präsentiert; armselige Hürchen spielen große Welt, und eine fette polnische Riesendame in tiefem Violett geht mit einem Mann einher, der aussieht wie Professor Makart und ebensolchen blonden Vollbart und solche weichen Hände hat . . . Hier trägt Europa seine alten Moden auf.

Unten, am Meer, zerschießen sie Tauben; der kleine Grasplatz ist ganz besät von den weißen Flaumfederchen. Oben, auf dem Fels, liegt der Besitz des Mannes, für den sie alle an den Tischen arbeiten: das Palais des Fürsten von Monaco, zwei gekreuzte Nullen im schwarz-roten Wappen, mit dem Spruch: «Passe ou Manque — Vive la Banque!» Und das tut sie denn auch.

Abends werden die Bürger in großen Autos nach ihren Hotels abgefahren, sie rollen durch die Nacht, sie sind müde, sie haben ein bißchen gewonnen und viel verloren und sind an der Riviera gewesen.

Am Tage aber scheint über alles dies eine leuchtende Sache, die sie alle, alle gepachtet haben, für die sie sich bezahlen lassen, und derentwegen wir hierher gefahren sind: die Sonne.

Während am Alexanderplatz, wo das schönste, weil treffendste Denkmal Berlins gestanden hat: die dicke Berolina, der Modder so hoch aufspritzt, daß die Fußgänger, wenn sie in die erleuchteten Autos hineinsehen, soziale Gefühle bekommen; während es in Kopenhagen in der Forhabningsholmsallee so friert, daß sich der lange Name der Straße vor Kälte zusammenzieht; während in Paris das Schnupfenwetter durch die Fensterritzen zieht und der Kamillentee hoch im Preise steigt; während die Eskimos ihre letzte Lebertranlampe anzünden und Knud Rasmussen lesen, um sich endlich über sich zu informieren —: währenddessen scheint an der Riviera die Sonne. Sie wärmt, sie strahlt; ich trage mich in Hellgrau und Marineblau und habe nur einen Sommerbauch; wenn ich jetzt noch jenen kleinen Schnurrbart hätte, von dem alle Männer glauben, sie glichen darin Adolphe Menjou, während sie in Wahrheit aussehen wie die Verbrecher — welch mondäner Lenz! Der Frühling, der lange Lulatsch, schwebt über die begrünten Hügel, der maître d'hôtel beginnt zu knospen, das verhältnismäßig blaue Meer leuchtet, und sanft vor sich hin neppend verdämmt im Sonnenglast die leuchtende Küste der Riviera.

DER MÖRDER UND DER STAAT

Antwort auf eine Umfrage

1. Die Vollstreckung der Todesstrafe wäre mit den Grundsätzen eines Kulturstaates nicht vereinbar, weil die Heiligkeit des Lebens höher steht als die schwankenden Forderungen der Sitte, deren Kodifikation das Gesetz darstellt. Der moderne Nationalstaat ist aber kein Kulturstaat: er nimmt nicht nur Mördern das Leben, sondern auch Unschuldigen, die zwangsweise in Uniform gesteckt werden, um für die Interessen von Kaufleuten und Beamten getötet zu werden, ohne selbst etwas dabei gewinnen zu können. Die Verhängung der Todesstrafe durch den Staat, der seine Versprechen nicht einlöst, der ein unredlicher und unsorgfältiger Kaufmann ist, stellt also nicht einmal das schwerste seiner Vergehen dar.

2. Trotzdem ist diese Todesstrafe abzulehnen. Es gibt keine Statistik, die beweist, daß die Kriminalität in einem Staat mit Todesstrafe höher ist als die in einem Staat ohne die Todesstrafe. Es erscheint mehr als fraglich, ob bei der Abwägung der Vorteile und des Strafrisikos, die in einem Gehirn vor Begehung der Tat stattfindet, die Existenz der Todesstrafe jemals eine ausschlaggebende Rolle gespielt hat.

Von einer erzieherischen Wirkung der Todesstrafe kann keine Rede sein. Die Befriedigung der primitiven Rachsucht der Geschädigten ist kein ethisches Postulat, sondern das Überbleibsel und die Vortäuschung individualistischer Epochen sowie die Abtretung der Blutrache an den Staat, dem hierzu jede sittliche Aktivlegitimation fehlt. — Die Vollstreckung der Todesstrafe in revolutionären Epochen halte ich für eine Notwendigkeit.

WIE BENEHME ICH MICH ALS MÖRDER?

Wenn einer einen Mord begeht, so halte er sich stets vor Augen, daß er später einmal nicht nur wegen Mordes abgeurteilt werden kann, sondern vor allem und hauptsächlich wegen seines Vorlebens sowie wegen der Begleitumstände, die seine Tat umgeben. Vor Gott wird er sich für das vergossene Blut rechtfertigen müssen — der Vorsitzende einer deutschen Strafkammer aber mißt mit strengerem Maß. Soweit man das einem Mörder zumuten kann, wird derselbe also guttun, sich in die Seele eines Landgerichtsdirektors zu versetzen, damit es nachher keine strafverschärfenden Momente gibt.

Der dicke Chesterton hat entdeckt, daß man einem Mörder alles verzeiht, nur nicht, daß er nach der Tat eine Zigarre raucht — Mörder haben keine Zigarren zu rauchen, weil dies ein Zeichen übelster Seelen-

roheit darstellt. Chesterton kennt die deutschen Gerichte nicht, sonst hätte er schon längst vor Schreck dreißig Pfund abgenommen — mit der Zigarre allein ist die Sache nicht getan.

Der Mord ist, wie jedem gebildeten Staatsanwalt bekannt, eine Tat, die in der äußersten Ekstase und mit der kältesten Roheit begangen wird. Dabei hat der Mond durch das Gewölk zu brechen; auch haben Mörder bereits vor der Tat finster entschlossen herumzulaufen, deutliche Zeichen von innerer Unruhe von sich zu geben und mit den Augen zu funkeln. Unehelicher Geschlechtsverkehr vor dem Mord ist tunlichst zu meiden, da dies ein schlechtes Licht auf den Charakter des Mörders wirft und jeder Akt eine rhetorische Pointe im Plädoyer des Staatsanwalts oder, was dasselbe ist, in der Urteilsbegründung des Vorsitzenden abgibt. Mit seinem Leben kann man überhaupt nicht vorsichtig genug umgehen, weil es eines Tages ein Vorleben werden kann, und dann erst wird man, vor den unerbittlichen Fischaugen des Gerichts, entdecken, was man da alles zusammengelebt hat.

Nach dem Mord meide der Mörder vor allem öffentliche Gaststätten, Sechstagerennen, Dirnen, Spaziergänge auf der Straße sowie die eigene Wohnung, die er keinesfalls ruhig, als ob nichts geschehen sei, aufsuchen darf. Wie sich ein Mörder nach der Tat eigentlich benehmen soll, damit er vor Gericht keinen Anstoß erregt, ist schwer zu sagen: jedenfalls so nicht. Um bei einem Doppelmord eine der verwirkten Todesstrafen im Gnadenwege zu ersparen, stellt sich der Mörder dem nächsten Polizeirevier unter genauer Angabe der Einzelheiten seiner Tat, der Motive und der nötigen Indizien. Nach dem Geständnis bricht er am besten völlig zusammen, wie er sich überhaupt mit Vorteil nach der Literatur, die in den Kreisen der Juristen gelesen wird, richtet: sein Verhalten sei also psychologisch leicht anormal, wirr, aber dem Verständnis eines Zwei-Bänder-Mannes gerade noch angepaßt. Verstiegenheiten sind, wenn irgend angängig, zu meiden. Sehr günstig ist es, wenn den Mörder nach der Tat die vorgeschriebenen Gewissensbisse foltern; sollte sich eine mahnende Traumerscheinung des Opfers einlegen lassen, so ist dieselbe unbedingt zu empfehlen.

Auf diese Weise kann jeder, der in die traurige Lage versetzt ist, einen Zivilmord begehen zu müssen, damit also ein Monopol des Staates schwer verletzend, getrost vor einem deutschen Gericht erscheinen: er wird, wenn er sich nur vor, während und nach der Tat den Vorstellungen seiner Richter gemäß verhalten hat, auf die Milde und das Verständnis derselben rechnen können, und er wird dann, mit allen Tröstungen einer Reichsgerichtsentscheidung sowie seines seelsorglichen Beistandes versehen, dem Nachrichten als ein guter Christ und Untertan übergeben werden.

Für die Herren Ordnungsstifter, Straßenkämpfer und Kinder vom Feldwebel aufwärts gelten diese Bestimmungen nicht. Der deutsche

Mörder aber lasse sich gesagt sein, daß seine Tat ihn verpflichtet, durch und durch Mörder zu sein, und nichts als das. Er richte sich darin nach seinen Richtern, die Richter sind und nichts als das.

BERLIN UND DIE PROVINZ

Wenn der berliner Leitartikler von Deutschland spricht, so gebraucht er gern den fertig genähten Ausdruck «draußen im Lande», was eine groteske Überschätzung der Hauptstadt bedeutet. Denn Niveau, Basis und Fundament Deutschlands liegen «draußen im Lande» — und wie weit Berlin davon auch nur ein Exponent ist, bleibt zu untersuchen.

Was den republikanischen Gedanken in jener abgeschwächten Form angeht, in der er bei uns hergestellt wird, so ist zu sagen, daß draußen im Lande nur fleckweise etwas von ihm zu merken ist. Östlich der Elbe sieht es damit faul aus, rechts der Oder oberfaul. Man muß so einen Bericht eines Diskussionsabends der Vereinigung der Republikanischen Presse lesen, um zu fühlen, wie geduldet sie noch alle sind. Ein Regierungsassessor in Arnsberg steht dem Reichsbanner nahe und darf deshalb im Kasino nicht mehr am «Regierungstisch» mitessen; er beschwert sich und wird versetzt: er, nicht der Regierungspräsident. Der gute Wille und der schwere Stand des preußischen Innenministers sollen nicht verkannt werden: die Tradition aus Severings guten Tagen ist noch da. Aber fast immer sind sie in der Defensive, so häufig treten sie schüchtern auf, oft hat man das Gefühl, als entschuldigten sie sich, auf der Welt zu sein. Das ist nicht nur, wie sie immer behaupten, Mangel an geeigneten Leuten — es ist Mangel an Kraft, an Mut, an Stärke.

Aber ganz abgesehen von der Politik wäre zu fragen, inwieweit Berlin die Provinz beeinflußt und wie sie denn mit oder ohne Berlin eigentlich aussieht.

Soweit das ein einzelner sagen kann, möchte ich behaupten, daß Berlin in vielen mindern und einigen guten Gebieten der äußern Zivilisation die deutsche Provinz sehr stark beeinflußt; zum mindesten geht die Entwicklung der Hauptstadt und der Provinzstädte hier parallel. Die Bar, das dumme Revue-Theater, der Amüsier-Betrieb; die «Aufmachung» — das alles findet sich in den größern Provinzstädten fast überall wieder, und sie sind auch noch sehr stolz darauf. Wo aber bleibt, wie man so schön sagt, die Eigenart der Länder?

Sie ist schon da, aber ich glaube, daß der innere Zentralisierungsprozeß große Fortschritte macht. Eine Mechanisierung, eine Automatisierung des Lebens haben eingesetzt, gegen die der föderalistische Gedanke Rückschritt und nicht ungefährliche Romantik bedeutet. Was zum Beispiel Fr. W. Foerster wiederaufbauen will, lebt nicht

mehr — er übersieht, daß die Stärkung der kleinen Lebenskreise nicht eine Stärkung der Kultur nach sich zieht, sondern Vorwand für Lokal-eitelkeit und eine spanische Wand bildet, hinter der man das bißchen Verfassung noch mehr sabotieren kann als es schon, etwa von Bayern, geschieht. Lieber ein einziges «Preußen» als sechsundzwanzig. Wobei auch für die große französische Presse anzumerken ist, daß Preußen heute einer der freiheitlichsten Bundesstaaten und schon lange nicht mehr der Hort der Reaktion ist.

Berlin aber überschätzt sich maßlos, wenn es glaubt, es sei Kern und Herz des Landes. Der berliner Leitartikler täte gut, inkognito einmal auf ein großes schlesisches Gut zu gehen, auf ein ostpreußisches, in eine pommersche Landstadt — und er wird etwas erleben. Was der Hindenburg-Tag seinerzeit nach Berlin an Schwankfiguren, an Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Zylindern, an hundertjährigen Bratenröcken und Oberförsterbärten ausgespien hat, war nur eine kleine bemusterte Offerte: die Warenlager liegen in den kleinen Städten wohl assortiert und können jederzeit — nicht immer ohne Gefahr — besichtigt werden. Ohne Gefahr dann nicht, wenn etwa der «Berliner» versuchen wollte, Terror, Diktatur und Frechheit der dort herrschenden Bourgeoisie tatkräftig abzdrehen. Kein Gericht stützt ihn da, keine Verwaltungsbehörde, keine Zeitung. Er ist verloren und muß das Feld räumen.

Sieht es in der Kultur der Provinz besser aus —? Kaum.

Die Krisis des dessauer Bauhauses hat es erst jüngst gezeigt, wie es damit steht. Erst haben sie diese schwarz-rot-goldene Juden-Architektur aus Weimar herausgehauen; dann setzte auch in Dessau ein jahrelanger Verleumdungsfeldzug ein, und nun haben sie den Führer, Herrn Gropius, glücklich zur Strecke gebracht. Tatsache ist dies:

Im Augenblick, wo eine künstlerische Institution von den Kommunalbehörden in der Provinz oder Landesbehörden in der Provinz abhängt, ist es mit ihr aus: sie gerät widerstandslos in den reaktionären Muff engstirniger Kleinbürger; freiheitliche Männer werden gekündigt, herausgeekelt, herausgeworfen, und weil der manchmal großzügig denkende Fürst fehlt, der so oft Schöpfer der Landes- oder Städtkultur gewesen ist, so herrscht der kleinliche Provinzler absolut. Natürlich gibt es in den größern Provinzstädten Ausnahmen.

Die sind aber meist machtlos. Es gibt in jeder, ausnahmslos jeder Provinzstadt eine Opposition, die es sehr, sehr schwer hat, und die wir von Berlin aus lange nicht genug unterstützen. Erschütternde Briefe beweisen das, Artikel in kleinen Blättchen, die keiner liest, Broschüren . . . man betrachte sich beispielshalber das aufschlußreiche Heftchen «*Würzburg eine Provinzstadt?*» (im Verlag der kulturellen Arbeitsgemeinschaft Würzburg 1927). Wie da gerungen wird; wie da versucht wird, das Gute von außerhalb zu adoptieren und das Eigne zu bewahren — und

wie aussichtslos das alles ist, wie uneinheitlich, wie durchsetzt mit Romantik, Phrase, verhülltem Katholizismus (der gefährlicher ist als der offene) — machtlos verbluten diese kleinen Gruppen unter den Mächtigen der Stadt und der Provinz.

Die bürgerliche Provinzpresse ist daran nicht schuld, wie die gutgläubigen Eiferer wahr haben wollen; sie ist nur Symptom und Ausdruck der herrschenden Kaste, die mit allen Mitteln — denen des Boykotts, der Kündigung von Redakteuren, der Entziehung von Inseraten — die Zeitungen zu dem machen, was sie sind: zu einem fast uneinnehmbaren Bollwerk der Reaktion. Eine wirklich schwere Schuld hat die sozialdemokratische Provinzpresse. Von Ausnahmen abgesehen — Beispiel: Zwickau — wird hier dem *«Vorwärts»* nachgeeifert. Keine Schwierigkeit wird zu Ende gedacht; nichts steht da ohne Reserve; viel zu selten gehen diese Blättchen aus dem engen Parteitrott heraus, und die Folge ist dann, daß, genau wie in Berlin, die jeweilige *«Morgenpost»* die Massen hat und die Sozialdemokratie das Nachsehen. Das Gebrüll, «die Blätter der Bourgeoisie nicht im Hause zu dulden», taugt gar nichts; denn solange die Arbeiterblätter die Jugend nicht haben und nicht die Frauen, ohne die bekanntlich ein Erfolg überhaupt nicht denkbar ist, solange liegen eben die andern vorn.

Nun ist aber fast ausnahmslos jedes Gremium von Provinzlern: von Stadtverordneten, Parteisekretären, Kreisausschußmitgliedern oder Bürgerausschüssen künstlerisch reaktionär; ob es um die Kunst oder um die Kultur geht, immer werden diese wichtigmacherischen Konferenzen gegen den Geist entscheiden. Sie können das, weil sie die Macht haben. Die Eiertänze der *«Intendanten»*, wie sich städtische Theaterdirektoren heute gern nennen, die Kompromisse der freiheitlichen Experimentierer legen davon Zeugnis ab. Also bedeutet Berlin die Freiheit? Das ist ein schwerer Irrtum.

Berlin ist nur eine große Stadt — und in einer großen Stadt verschwindet der einzelne, kann die Gruppe ungestört arbeiten, weil der Kreis derer, der in Köln nur achtzig oder hundert Menschen stark ist, hier in die Zehntausende geht; es ist eben alles mit hundert multipliziert. Aber mehr auch nicht. Denn so groß die negative Freiheit in Berlin ist («Hier kann man tun und lassen, was man will») — so klein ist die positive. Man gehe einmal dahin, wo wirklich eine Macht ausgeübt wird: in die Baupolizei, aufs Gericht, in die Schule — und man wird, von zahlreichen freiheitlichen Enklaven abgesehen, auf einen Provinzsumpf stoßen, auf Vorurteile gradezu diluvialer Art, auf unwahrscheinliche Typen, die der Beamtenkörper durch Kooptation aufgenommen hat und die in ihm herrlich gedeihen. Ihr habt alle in der Klasse einen sauren, etwas humorlosen, nicht so wunderschön gewaschenen Mitschüler gehabt, der meist unter den ersten zehn zu finden war — ihr könnt darauf schwören, daß er heute dasitzt und euch regiert. Er

ist die unleserliche Unterschrift unter den amtlichen Verfügungen; er begeht die gradezu unverständlichen Schikanen der Verwaltung; er und kein anderer. Auch in Berlin.

Der Vorwurf der Provinz, das berliner Getöse sei nicht Deutschland, ist insofern berechtigt, als tatsächlich der Ruf der großen demokratischen Presse, der Künstler, der freiheitlichen Verbände in keinem Verhältnis zu ihrer wirklichen Macht steht: auf der andern Seite wirkt fast lautlos, immer vorhanden, bedeutend geschickter und vor allem bedeutend rücksichtsloser arbeitend, die Macht der Reaktion, unterstützt von den frommen Wünschen der Börse und der Kaufmannschaft, die in den berliner Premieren Beifall zu ungefährlichen Demonstrationen klatschen.

In der Provinz aber, an hundert verschiedenen Stellen, wird von unsern Leuten gekämpft: um Licht und Luft und Freiheit. Ich glaube nicht, daß ein neuer «Reichsverband zur . . .» ihnen helfen kann. Gäbe es aber ein geistiges Reichsbanner, dann wäre ihnen geholfen. Solange es das nicht gibt, scheint es mir Pflicht und Gebot der Klugheit für jeden, der in Berlin eine Machtposition innehat, Energie in die Provinz zu strahlen, statt ihr auf die Schulter zu klopfen. Auf das Geschrei des Landbundes gegen die eigne Hauptstadt gibt es nur eine Antwort: heraus mit der Kraft Berlins, das helle ist, in die Provinz, wo sie dunkel ist.

DIE GESCHICHTE EINES WITZES

Der Witz. Zwei Juden sitzen in der Eisenbahn, da sagt der eine zum andern:

«Ich komme mir schon vor wie der gottselige Hiob! Mein ganzes Geld hab ich verloren, mein Auto haben sie mir gestohlen, mein Haus ist abgebrannt und meine Frau ist durchgegangen! Was kann mir noch mehr passieren?»

Da sagt der andre:

«Jetzt kann noch passieren, daß die Frau zurückkommt!»

Sittlich gereinigte Fassung des Rundfunks. Zwei Herren sitzen in der Eisenbahn, da sagt der eine zum andern: «Ich komme mir schon vor wie ein vom Unglück verfolgter Pechvogel. Mein Geld habe ich verloren, mein Auto haben sie mir gestohlen, mein Haus ist, trotz der größten Anstrengung unsrer vorzüglichen städtischen Feuerwehr, abgebrannt, und meine Frau hat sich, wie ich fürchten muß, auf immer von mir entfernt. Was kann mir nun noch geschehen?»

Da sagt der andre Herr: «Nun können Sie noch hier in der zweiten Klasse ein Billett dritter haben!» Achtung, Achtung . . .!

Verlagsprospekt. Ein neues Werk von Arnolt Bronnen ist soeben

erschieden: «Hiob in der Eisenbahn». Aus einem einfachen Scherz blüht hier das ganze moderne Leben auf, das in tobendem Rhythmus eingefangen ist. Amerikanisches Tempo vereinigt sich mit dem Gefühl für Heldenverehrung, tanzender Mondänität und peitschender Leidenschaft. Die Art, in der Paris, London, und sogar New York in den Rahmen der Handlung einbezogen sind, wirkt sich genial aus. Broschiert 13,50, gebunden 22 Mark.

Thomas Mann. Ich stehe nicht an, zu erklären, daß mir Ihr epischer Versuch «Hiob in der Eisenbahn» immer des Gedenkens wert bleiben wird. Nach jenen verwirrenden Ereignissen, die in den Jahren 1914 bis 1918 (einschließlich) die Welt einigermaßen in Aufruhr versetzt haben sollen, ist mir platterdings nichts in Erinnerung, das mit solcher künstlerischen Energie, eines aktiven Helden würdig, den Ruhm einer getriebenen Männlichkeit zu singen sich unterfängt. Um der Gesinnung und der Gesittung willen wünsche ich dem wackern Buch eine zuverlässige Leserschaft.

Buchkritik. Mit seltener Mentalität hat Arnolt Bronnen in der Wiedererzählung eines alten orientalischen Volksschwanks erneut seine große Einstellung bewiesen. Da sitzen nicht mehr zwei arme Juden in der Eisenbahn, nicht zwei Figuren eines Witzes, sondern zwei Menschen, wie überhaupt das rein Menschliche hier so menschlich ist, daß man schon um Jahrhunderte zurückgreifen muß, um — etwa bei Dante oder in der Bibel — etwas Ebenbürtiges zu finden. Seit dem «*Don Quichote*» ist nichts Ähnliches bei uns geschrieben worden. Leute, lest dieses Buch! Ein starkes Werk. Ein kühnes Werk. Ein in seiner Menschlichkeit menschliches Werk. Und abends in die Scala.

«*Tägliche Rundschau*». Der Kern des Bronnerschen Buches ist geeignet, das deutsche Empfinden auf das schwerste zu beleidigen. Die Heiligkeit des deutschen Familienlebens steht auf dem Spiel, und sind wir nicht gesonnen, müßig mitanzusehen, daß jüdische Verleger wie der Herr Rowohltleben und berliner Literaten wie dieser Herr Bronner die deutsche Seele in den Kot zerren. Ekelhafter Sinnenkitzel und Verachtung der deutschen Frau sprechen zu gleichen Teilen aus diesem undeutschen Buch. Wir fragen: Wo bleibt der Staatsanwalt?

Die Anklageschrift. . . . sowie den ledigen Schriftsteller Arnolt Bronnen, nicht bestraft, klage ich an: zu Berlin und im Inlande in den Jahren 1927 und 1928 in nicht rechtsverjährter Zeit durch eine und dieselbe fortgesetzte Handlung insbesondere als Verfasser der Druckschrift «Hiob in der Eisenbahn»

a) den Versuch gemacht zu haben, die Verfassung des Deutschen Reiches gewaltsam zu ändern, Verbrechen gegen den § 81, Ziffer 2 StGB, sowie §§ 1, 2, 3, 4, 5, 6 des Gesetzes zum Schutz der Republik. Die konspiratorische Unterhaltung der beiden Juden, also landfremder Elemente, die geheimnisvolle Art, in der das Gespräch geführt wird,

die Bezugnahme auf angebliche gestohlene Vermögenswerte, was gleichzeitig als eine Verdächtigung der Polizeibehörden, denen damit der Vorwurf der Pflichtwidrigkeit gemacht wird, aufzufassen ist, lassen erkennen, daß der zugrunde liegende «Witz» ein Angriff auf die Sicherheit des Reiches darstellt. Als besonders erschwerend ist der Umstand anzusehen, daß grade in diesem Augenblick das Reich durch die äußere Politik seiner derzeitigen Machthaber auf das schwerste erschüttert ist. Die Druckschrift «Hiob in der Eisenbahn» verletzt aber auch

b) das Schamgefühl (§ 184 Ziffer 1 StGB). Die der Darstellung zugrunde liegende Anekdote ist zweifellos unsittlich: die Annahme, daß die Rückkehr einer, wenn auch jüdischen Frau, deren Ehebruch offen zugegeben wird, als Übel oder Unglück aufzufassen sei, ist als unzüchtig im Sinne des § 184 anzusprechen. Es liegt für den normal empfindenden Leser klar zutage, daß die Vergleichung einer Frau mit einem Auto nur als grobe Zote gemeint sein kann; die Füllung eines Autos mit Wasser, die erfahrungsgemäß durch einen männlichen Chauffeur vor sich zu gehen pflegt (siehe Gutachten Band II, Blatt 518), die Geräusche, die das Auto dabei ausstößt, die regelmäßig zuckenden Bewegungen des Motors lassen darauf schließen, daß hier auf die niedrigsten Instinkte des Lesers spekuliert wird. Der Verlag Rowohlt verschleißt, wie gerichtsnotorisch sein dürfte, lediglich Schriften obgenannter Art.

Sitzungsbericht. Der Vorsitzende: «Ich gelange nunmehr zur Verlesung der Anekdote, die Gegenstand der Anklage bildet. Zwei Juden sit . . .»

Der Reichsanwalt: «Ich beantrage, die Öffentlichkeit wegen Gefährdung der Sittlichkeit auszuschließen!»

Der Verteidiger: «Ich möchte . . .»

Der Vorsitzende: «Ich entziehe der Verteidigung das Wort, da in diesem Stadium des Prozesses ihrerseits nichts zu bemerken ist.»

Der Verteidiger: «Ich bitte den Herrn Vorsitzenden —»

Der Reichsanwalt und der Vorsitzende gleichzeitig: «Sie haben . . .!»

Der Reichsanwalt und der Vorsitzende gleichzeitig: «Bitte nach Ihnen!»

Der Vorsitzende: «Ich mache den Herrn Verteidiger darauf aufmerksam, daß er, wenn er hier noch einmal das Wort ergreift, herausgeführt werden wird. Das Gericht wird beraten.» (Dumpe Pause.)

Der Vorsitzende: «Die Öffentlichkeit wird wegen Gefährdung der Staatssicherheit ausgeschlossen, die Presse und die Verteidigung gleichfalls. Lediglich den Angeklagten, den Angehörigen des Gerichts und den Justizoberwachtheimern ist der Aufenthalt im Sitzungssaal gestattet.» (Der Angeklagte Rowohlt bricht schluchzend zusammen. Wird draußen von dem Temperenzler Sinclair Lewis mit Kamillentee gelabt.)

Zeitungsnotiz. Justus Hobb und William F. Fox haben nach dem

nunmehr umgearbeiteten Roman, für den Arnolt Bronnen seinerzeit zum Tode und einer Mark Geldstrafe, der Verleger zu dauerndem Verlust der bürgerlichen Ludwig-Rechte verurteilt worden ist, einen Film geschrieben, der voraussichtlich den Titel tragen wird: «Zwei Juden sitzen . . .»

2. *Zeitungsnotiz.* Wolfgang Goetz hat soeben nach der bekannten Anekdote von den zwei sitzenden Altpreußen ein historisches Stück in etwa fünf Akten beendet. Die Handlung ist in die Zeit Emmes des Sechzehnten, Königs von Irland, zurückverlegt.

3. *Zeitungsnotiz.* Alfred Neumann hat soeben nach dem neuen Stück von Wolfgang Goetz, «Emmes sitzt in der Eisenbahn», einen geschichtlichen Roman fertiggestellt, dessen Handlung in die Jugendzeit des Demokraten Bernhard Dernburg zurückverlegt ist.

Doktorarbeit. «Die jüdische Anekdote in bezug auf die Sexualstörungen im infantilen Alter sowie auf die Stärkung des Kuppeltriebes bei der Frau. Meinen lieben Eltern gewidmet.»

«*Kleine Theater-B. Z.*» Wie wir hören, wird Hugo von Hofmannsthal das alte katholische Krippenspiel «Zwei Jedermänner in der Sänfte» für die Salzburger Festspiele Max Reinhardts bearbeiten. Das Defizit trägt der new-yorker Bankier Otto H. Kahn.

Börsenbericht. Die Börse diskutierte heute die politische Lage und nahm die Erklärung Stresemanns, daß seine Rede durch die Antwort Briands, er habe seine, Stresemanns, Rede nicht so aufgefaßt, wie er, Briand, sie seinerzeit interpretiert wissen wollte, mit ziemlicher Ruhe auf. Montanwerte fester, bei leichter Abgabeneigung des Publikums.

Der neueste Börsenwitz. «Zwei Juden sitzen in der Eisenbahn; da sagt der eine zum andern — —»

DER TAKT DER SOLDATEN

«Die Deutschen an der Spitze des Festzuges bei der Eröffnung der Olympiade in St. Moritz» sehen so aus:

Ein Mann mit einer Tafel «Allemagne», ein Mann mit einer Fahne, und als dritter — ei, wer tommt denn da? — ein Reichswehroffizier. Den Mund hat er halb geöffnet, als sage er grade «Aeh —», was etwas altmodisch, aber desto wahrscheinlicher ist. Soweit gut.

Aber dieser Offizier trägt an Brust und Bauch: das Eiserne Kreuz Erster Klasse (Nichtraucher) sowie andre Schnallen und Blechstücke aus der großen Zeit. Nun liegt die Situation doch so:

Hinter den Deutschen marschieren im Festzuge die andern Nationen, darunter solche, für deren Bekämpfung der junge Herr von der Reichswehr seine Stoffrestchen verliehen bekommen hat. Nehmen wir einmal an, die Orden wären im Schützengraben verdient —: so klebt an jedem

von ihnen das Blut von Landsleuten der Sportkameraden. Geschmack wird stets bei wenigen nur gefunden . . .

Soll also der Mann von der Reichswehr seine Orden ablegen? Nie und nimmermehr — welche Schmach und Schand'! Tragen vielleicht die Offiziere der andern Armeen ihre Kriegsabzeichen, die sie für Abschächtung von deutschen Arbeitern und Angestellten bekommen haben, gleichfalls, wenn sie in der Schweiz Sport machen? Wenn sie es tun, so spricht das höchstens gegen ihren Geschmack und ihre militärische Erziehung und nicht für die deutsche Taktlosigkeit.

Ja, was hätte denn der deutsche Offizier tun sollen? Er hätte — Bellona, verhülle dein Haupt! — er hätte — man sollte es nicht für möglich glauben — er hätte — wie sag ichs meinem Soldaten? — er hätte sollen in Zivil gehen.

Aber das wäre dann keine Reklame für den nächsten Krieg, Deutschland wäre nicht würdig im Ausland vertreten, und für das Ressort Friede haben wir unsern Nobelpreisträger. Bei Orden denken sich die meisten nicht mehr, als daß es eben Orden sind, die da klunkern. Auch nicht einen Augenblick wird einem Teilnehmer der Olympiade der Gedanke gekommen sein, daß geronnenes Blut auf der Brust des Offiziers sitzt; daß vielleicht ein Bruder beim Anblick dieses Mordabzeichens den Bruder beklagen könnte; daß die Erinnerung an die niedrigsten Tage der Menschheit sich nicht schämt, ans helle Schneelicht zu kriechen. Der Rest weiht Kriegsdenkmäler ein, paradiert mit Totschlägerabzeichen noch im Sport und bereitet sich und die andern, zusammen mit einer tobsüchtigen Industrie, auf das nächste Naturereignis vor.

Und mobilisieren wir —?

ERSATZ

Aman Ullah-Chan in Berlin

Einen richtigen König? Wir haben keinen
und daher borgen wir uns einen.

Sei begrüßt, du schöne Gelegenheit!
Alles ist wie in alter Zeit:

Straßenabspernung und Schutzmannsgäule,
Neugier der Kleinbürger, Hurra-Geheule,
Monokel-Kerle die Kreuz und die Quer
und: Militär! Militär! Militär!
Endlich wissen die deutschen Knaben,
wozu sie eine Reichswehr haben!
Dazu.

Denn wenn Deutschland was feiert,
kommt immer die Reichswehr angemieiert,
als der vollendete Ausdruck des Landes
und zur Erfrischung des Bürgerverstandes.
Im Spalier aber steht bei Aman Ullah-Chan
Er: der deutsche Untertan.

Wo wird denn der fremde König wohnen?
Er kann doch nicht auf dem Bahnhof thronen . . .
Ein Palais? Ja, es tut uns furchtbar leid:
aber die Palais gehören zur Zeit
der republikanischen Fürstlichkeit.
Da mieten wir schon — laß die Arbeiter kollern! —
bescheiden ein Haus von den Hohenzollern.
(Von deinen Steuern.)

Und mit mächtigem Getos
gehts los:

Generale und Admirale.
Bürgermeister und Ehrenpokale —
oben, auf dem Brandenburger Tor,
lugt eine richtige Feldwache vor
— sie spielen Krieg — als ob sie drauf lauern,
vor der Macht eines Königs zu erschauern.
Und in allen Augen ein Glanz:
Heil Aman Ullah im Siegerkranz!
(Unsrer ist leider — Gott seis gepfiffen —
leise weinend ausgekniffen.)

Und wer tomt denn da —?
Der liebe gute republikanische Kronprinz ist auch noch da!
Mit dem Geschmack von Papa
und mit Tatü und Tata
fährt er im Auto durch die Linden,
um in den Pferdeäppeln eine verlorene Krone zu finden.
Das gute Kind —! Wie die Rücken sich beugen
wie die Fräcke sich demutsvoll verneigen!
Uniformen blitzen ordensbesternt!
Das können sie. Das haben sie gelernt.
Lacht da einer? Da lacht keiner drüber.
Die Zeitungen schwappen vor Schwachsinn über,
berichten vom Präsidenten-Salon,
von Gala-Oper und Hühnerbouillon.
Der braune König wird Ehrendoktor . . .

Und nur ein vaterlandsloser, verstockter
 Roter sieht in der ganzen Musik
 den schönen Traum einer Republik.

LENZLICHE LEITARTIKEL

«Kreuz-Zeitung»

Der Lenz ist da. Auf den Feldern des deutschen Landmannes sprießt und wächst es, ernste Kirchenglocken mahnen zur Andacht, aber das Herz wird nicht so leicht den Frühling in sich einziehen lassen. Vergleicht man diesen republikanischen Lenz mit dem guten kaiserlichen Frühling, so wird jeder gute Deutsche feststellen, daß es da keine Vergleichsmöglichkeit gibt. Dort hoffnungsfrohes Lenzgefühl in schimmernder Wehr, wie sie schon die alten Germanen kannten — hier eitel Dolchstoß, Barmat, Lüge und knechtseliges Hofieren vor zur Macht gelangten Landesverrättern! Ein Blick in die Natur zeigt, woher allein das Heil kommen kann: aristokratisch wie die Natur, die nur die Herrschaft des Einen anerkennt, die Pöbelmassen rücksichtslos zu Boden stoßend, sei auch unser Land! Ein Volk, das fremde Fürsten importieren muß, ist zum Untergang verdammt. Wer, wie wir, dem angestammten Fürstenhaus in den schweren Tagen des Umsturzes die Treue gewahrt hat — —

«Rheinisch-Westfälische Zeitung»

Der Lenz ist da. Deutscher Frühling ist über die deutschen Lande gekommen, und echt deutsches Blühen sprüht aus deutschen Knospen. Die politische Situation sieht allerdings nicht so hoffnungsgrün aus. Die Sklaverei, in der der Feindbund Deutschland gefangen hält, sowie die Begehrlichkeit der Arbeiter wirft einen Schatten auf das frühlingshafte Gemälde. Ein Blick in die Natur zeigt, was Deutschland allein noch vom Untergang retten kann: Produktion und nochmal Produktion, und zwar eine solche, die sich nicht an den Acht-Stunden-Tag gebunden glaubt. Blüht der Kirschbaum nur acht Stunden? Bringen die Bienen nur acht Stunden den Honig ein? So wie der Generaldirektor eines Hüttenwerks unablässig, die Nacht zum Tage machend, für das Wohl der ihm unterstellten Arbeiter sorgt und die deutsche Wirtschaft fördert, so soll auch der deutsche Arbeiter einsehen, daß die Einflüsterungen, denen er unterliegt, von landfremder Seite herkommen. Eine Stärkung der Reichswehr, eine Erhöhung des Schutzzolles und eine scharfe, aber gerechte Lohnsteuer — das tut uns not!

«Germania»

Der Lenz ist da. Durch Gottes unerforschliche Güte sprießt auch in diesem Jahr das frische Grün auf den Feldern, die ersten Maiglöckchen strecken ihre Köpfchen schüchtern aus der braunen Erde und lassen uns fragen, wer dies alles geschaffen hat, lassen uns dem Schöpfer für sein Werk danken. In die Frühjahrglocken aber mischt sich die Sorge um das neue Schulgesetz, das leider nicht ganz so ausfallen wird, wie es die Interessen der katholischen Kirche verlangen. Solange es Eltern gibt, die die Möglichkeit haben, ihre Kinder ohne Religion aufwachsen zu lassen, solange steht es nicht gut um Deutschland! Der Terror der Freidenker nimmt groteske Formen an, die wir nicht dulden können. Ein Blick in die Natur belehrt uns, daß es dort keine Freiheit gibt — wir sehen Gebundenheit, wohin wir auch schauen —, also warum sollten sich die Menschen eine Freiheit anmaßen, die der Herr seinen Kreaturen selbst nicht gönnt? Die Simultanschule bedeutet die Entfesselung eines neuen Kulturkampfes, den wir aufzunehmen entschlossen sind. Ver sacrum! Blicken wir in diese Natur, so sehen wir nirgends einen Lutherfilm, können also auch nicht dulden, daß ein solcher das deutsche Volk in seinen tiefsten Gefühlen verletze!

Generalanzeiger-Presse

Der Lenz ist da! Die kleinen Krokusblüten entfalten langsam ihre zierlichen Blätter, die ersten Schwalben schwirren durch die lenzliche Luft, und ein kleiner Schulbub hat uns gestern einen jungen Maikäfer auf unsern Reaktionstisch gesetzt! Der Hirt zieht mit seinen Schafen von Tal zu Tal, auch unsre Leser sind aus ihrem Winterschlaf erwacht, und junge Birken bedecken sich mit zartem Grün. Auch der Politiker hat alle Ursache, Ausschau zu halten ins weite Land. Wenn auch einerseits nicht geleugnet werden kann, daß Deutschland in den letzten Jahren wieder eine Stellung gegenüber dem Ausland erlangt hat, die wir nur begrüßen können, so muß doch andererseits gesagt werden, daß die republikanischen Staatsmänner nicht immer mit jener Vorsicht und diplomatischen Kunst zu Werke gegangen sind, die wir von ihnen verlangen dürfen und können. Herr Stresemann geht auch jetzt wieder nach Genf, aber eine Schwalbe macht noch keinen Sommer, und wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß . . . so doch immerhin . . . aber auch andererseits . . .

«Vorwärts»

Der Lenz ist da. Da zieht der klassenbewußte Arbeiter gern ins Grüne und vergißt für einige Stunden die ernste Berufsarbeit und die Fron des Lebens. Ein Blick in die dem Arbeiter vertraute Natur lehrt, woher allein das Heil kommen kann: aus der Zusammenarbeit aller für ein Gesamtziel, und auch die Natur, die keine Einzelführer kennt, sondern

jede Gattung nur als Ganzes wirken läßt, bestätigt den Sozialismus und die Republik. Ohne etwa russische Experimente, deren Gefährlichkeit feststeht, billigen zu wollen, wird doch die Partei unerschütterlich, von staatsmännischem Kompromiß zu Kompromiß eilend, am Aufbau Deutschlands mitarbeiten, dem Völkerfrühling entgegen!

Modezeitschrift

Der Lenz ist da. Die Dame von Welt bevorzugt in diesem Jahr das leichte Kascha-Kostüm, das oben eine leicht erweiterte Linie gegen das vorige Jahr zeigt, unten aber streng zusammengefaßt ist. Hellbraun, marinegrün und gendarmenblau sind die Farben des Frühlings. Die Schuhe für den Morgen sind aus leicht gefältelem Bambusrohr, für den Vormittag ist natürlich nur pockennarbiges Walfischleder möglich; für den frühen Nachmittag weiß gestepptes Bockleder, für den späten Nachmittag stumpfes Kalbleder, für den Abend Lackseide oder Alpaccachenille . . .

Der liebe Gott nach der Lektüre der Morgenzeitungen:

«Dös wann i g'wußt hätt, nachher hätt i dös net erschaffn!»

APAGE, JOSEPHINE, APAGE —!

In Wien zuckte neulich die Baker mit ihrem Popo, denn es zieren die Kugeln ihrer Brüste manch schönes Revue-Tableau. Auch tanzt sie bald auf dem rechten, bald auf dem linken Bein — und schielen kann sie, daß das Weiße nur so erglänzt in ihren Äugelein.

Dies haben die Zentrums-Schwarzen, die jungen und die alten, leider für eine Anspielung auf ihre Kirche gehalten. Auch fühlten sie sich bedroht in ihrer Sittlichkeit, und sie ließen die Glocken läuten, ganz wie in schwerer Zeit. Drei Sühnegottesdienste stiegen auf zum österreichischen Himmel, und die Bußglocke gefiel sich in einem moralischen Gebimmel.

Denn:

Wenn eine Tänzerin gut gewachsen ist
und einen Venus-Körper hat, der nicht aus Sachsen ist;
und wenn sie tanzt, daß nur der Rhythmus so knackt,
und wenn sie ein ganzes Theater bei allen Sinnen packt;
und wenn das Leben bunt ist hierzulande —:

das ist eine Schande.

Wenn aber Christus, der gesagt hat: «Du sollst nicht töten!»,
 an seinem Kreuz sehen muß, wie sich die Felder blutig röten;
 wenn die Pfaffen Kanonen und Flugzeuge segnen
 und in den Feldgottesdiensten beten, daß es Blut möge regnen;
 und wenn die Vertreter Gottes auf Erden
 Soldaten-Hämmel treiben, auf daß sie geschlachtet werden;
 und wenn die Glocken läuten: «Mord!» und die Choräle hallen:
 «Mord! Ihr sollt eure Feinde niederknallen!»

Und wenn jemand so verrät den Gottessohn —

Das ist keine Schande.

Das ist Religion.

DIE GROSSEN FAMILIEN

Im Reichsgerichtsprozeß gegen unsre Freunde Küster und Jacob stand der Reichsanwalt, Herr Jörns, auf und sprach zu Berthold Jacob:

«Haben Sie einen Bruder in Paris?» — «Ja.» — «Was tut Ihr Bruder dort?» — «Mein Bruder treibt in Paris literarische und historische Studien. Nächstens wird ein Buch von ihm erscheinen.» — Der Reichsanwalt:

«Steht Ihr Bruder nicht in Beziehungen zum französischen Generalstab?» — «Nein.» — «Zum zweiten Büro des französischen Generalstabs?»

Und dann später noch einmal: «Steht Ihr Bruder nicht in Beziehungen zum französischen Kriegsministerium oder zum französischen Auswärtigen Amt?»

Berthold Jacob, dessen tapferes Benehmen vor diesen Richtern recht viele Nachahmungen verdient, gab dem ehemaligen Kriegsgerichtsrat Jörns, der den von deutschen Offizieren an Liebknecht und Luxemburg begangenen Mord *«bearbeitet»* hat — diesem Mann gab Jacob die nötige Antwort. Das kleine Intermezzo in einer sonst anständig und untadlig geführten Verhandlung verdient hervorgehoben zu werden, weil es für den Geist des Reichsgerichts typisch ist.

Der ehemalige Kriegsgerichtsrat weiß von dem Bruder nichts, außer ein wenig Klatsch. Zunächst gibt es nichts zu wissen: der Mann lebt hier in Paris, bearbeitet den alten historischen Fall Naundorff; er lebt im übrigen als Privatmann, dessen Gesinnung überhaupt nicht zur Diskussion steht, Herr Jörns interessiert sich für ihn. Ihm genügt die Tatsache, daß ein Deutscher beim welschen Erbfeind lebt, um ihn zu verdächtigen. Seine Fragen, die nicht zur Sache gehörten, waren Verdächtigungen und sind selbstverständlich als solche aufzufassen. Wüßte der Reichsanwalt Näheres und Belastendes über die Tätigkeit dieses Bruders, so müßte er ja von Amts wegen dagegen einschreiten,

und man kann sicher sein, daß er es getan hätte. Er weiß aber nichts. Diese Ignoranz genügt, um einen Deutschen, der weder als Angeklagter noch als Zeuge mit der Sache zu tun hat, zu beschimpfen. Der Angeklagte allein ist dem Kriegsgerichtsrat zu wenig Beute: alles, was zu seiner Familie gehört, ist verdächtig.

Daß eine Beleidigung durch den Reichsanwalt vorliegt, steht außer Zweifel: in seinen Kreisen werden solche «Beziehungen» zum französischen Generalstab als Spionage, als Landesverrat, also als Verbrechen angesehen. Der Vorsitzende hat Berthold Jacob damit zu beruhigen versucht, daß er bemerkte: «Der Herr Reichsanwalt hat nur gefragt...» Was wäre zum Beispiel, wenn ich fragte, ob die Tochter des Herrn Reichsgerichtsrat X ein Luderleben führt, ob sich der Reichsanwalt Y jeden Abend besauft? Und was wäre, wenn ich vor Gericht im Verhör stammelte: «Aber ich bitte Sie . . ., ich habe nur gefragt»?

Daß der Reichsanwalt Jörns einen unbeteiligten Mann, den er vor Gericht beleidigt, durch solche haltlosen Anwürfe in dessen Erwerbsleben schwer schädigen kann, daran denkt er offenbar nicht. Der Präsident des Reichsgerichts, Herr Simons, den die Schmöcke gern den «höchsten deutschen Richter» nennen, scheint seine Leute nicht ordentlich an der Schnur zu haben. Sieht er sich das ruhig mit an? Kann er ihnen nicht wenigstens die einfachsten Beamtenpflichten klarmachen? Will er deshalb nicht, weil er es grade so machen würde? Wie dem auch sei: der Bruder hat in diesem Prozeß nichts zu suchen. Wohl aber die große Familie der radikalen Pazifisten.

Von diesem Punkt aus ist manches im Prozeß zu erklären gewesen: unter anderm das Urteil. Zu dem hat wesentlich die forsche Haltung Küsters in jener leipziger Versammlung beigetragen, wo Tausende gegen die Abwürgung der Wahrheit durch das Reichsgericht protestiert haben, und wo die Stühle der eingeladenen Reichsgerichtsräte allegorisch leer blieben. Gerechtigkeit: Fehlanzeige. Nun hatte aber Küster tausend Mal recht: wird Landesverrat von Pazifisten begangen, ohne daß Geld im Spiel ist, so ist es in unsern Augen kein Verbrechen.

Dieser Landesverrat kann eine Notwendigkeit sein, um etwas Großes und Wichtiges abzuwehren: den Landfriedensbruch in Europa. Der europäische Friede steht über den niedern Interessen der Vaterländer.

Daß die beiden zu Unrecht Verurteilten eine solche Art Landesverrat im vorliegenden Fall nicht begangen haben, ist eine andre Sache. Sie haben schon deshalb gar nichts verraten können, weil es einen publizistischen Landesverrat kaum noch gibt — die uniformierte Konkurrenz ist viel, viel schneller. Sie haben nichts verraten können, weil drüben alles — aber auch alles — bekannt war, und es ist ein Skandal, daß kein Vorsitzender die Vertreter des Reichswehrministeriums in die Zange nimmt und sie fragt:

«Ist es wahr, daß im Juli 1925 die feindlichen Spionageorganisationen über die schwarze Reichswehr ausreichend Bescheid gewußt haben — ja oder nein? — Hat zwischen Münster in Westfalen und dem «Stahlhof» in Düsseldorf eine Verbindung bestanden — ja oder nein? — Hat in den «*Bulletins Secrets*» alles Wissenswerte über die geheime illegale Bewaffnung aus der Zeit Geßlers gestanden — ja oder nein? — Kam ein «Vogel» geflogen und setzte sich nieder auf des Erbfeindes Fuß — ja oder nein? — Hat der französische Nachrichtendienst seit dem Sommer 1923 nicht alles gewußt, was von der Reichsmarine über Krupp zum patriotischen Ruhrwiderstand führte — ja oder nein? — Wollen Sie sich als Sachverständiger dazu äußern, wer zu den Herren Braun, Lux (dem Polyglotten), Schneider, Terre gegangen ist? Wollen Sie sich als Sachverständiger dazu äußern, wer den Franzosen erzählt hat, daß die drei in Bayern aufgestellten schwarzen Divisionen von Kahr, von Lossow und Seißer nordwärts marschieren werden und nicht etwa nach Westen?» Aber das hat keiner gefragt.

Der großen Familie der Pazifisten steht die große internationale Familie der Militärs gegenüber, die voneinander und übereinander viel mehr wissen, als je eine pazifistische Zeitschrift veröffentlichen kann. Die wirklichen, echten, und, wenn man so will, gefährlichen Landesverräter, sitzen nicht auf den Redaktionen, sie sitzen anderswo . . . Und sie sind nicht einmal so sehr teuer.

Uns radikalen Pazifisten aber bleibt, entgegen allen Schäden des Reichsgerichts, das Naturrecht, imperialistische Mächte dann gegeneinander auszuspielen, wenn der Friede Europas, wenn unser Gewissen das verlangt, und ich spreche hier mit dem vollen Bewußtsein dessen, was ich sage, aus, daß es kein Geheimnis der deutschen Wehrmacht gibt, das ich nicht, wenn es zur Erhaltung des Friedens notwendig erscheint, einer fremden Macht auslieferte.

Ob die deutsche Justiz vor den Uniformen stramm steht oder nicht, ist uns gleichgültig. Daß die Richter, von denen ein Teil auch politisch nach Revanche schreit, an den tapfern Pazifisten Küster und Jacob ihr Mütchen gekühlt haben, steht außer Zweifel. Der eine hat durch die ausgezeichneten Informationen seiner «*Zeit-Notizen*» den General Seeckt entfernt, und der andre macht in seiner Wochenschrift «*Das Andere Deutschland*» in Hagen und in ganz Westfalen die allerbeste pazifistische Propaganda. Beide sind ebenso radikal wie aktiv, und das verzeiht ihnen die reaktionäre deutsche Justiz nicht. Dem Reichsgericht aber sei dieses unser klares Bekenntnis ins Gesicht gefeuert:

Wir halten den Krieg der Nationalstaaten für ein Verbrechen, und wir bekämpfen ihn, wo wir können, wann wir können, mit welchen Mitteln wir können. Wir sind Landesverräter. Aber wir verraten einen Staat, den wir verneinen, zugunsten eines Landes, das wir lieben, für den Frieden und für unser wirkliches Vaterland: Europa.

CASANOVA IM SAFE

Der Verleger Brockhaus in Leipzig besitzt ein Casanova-Manuskript, das noch niemals veröffentlicht worden ist, und das er auch nicht veröffentlichen will. Ich habe ihn gefragt, warum er es nicht tun wolle — er hat sehr höflich geantwortet, daß er auch darüber nichts sagen möchte.

Juristisch ist alles völlig in Ordnung. Wie das Manuskript seinerzeit erworben worden ist, weiß ich nicht — jedenfalls ist Herr Brockhaus im Besitz der Urheberrechte, und niemand kann ihn zwingen, das Buch herauszugeben oder zu veröffentlichen. Ein Werk wird ja bekanntlich erst ‹frei›, wenn es einmal veröffentlicht worden ist. Der sicherlich interessante Band liegt nun also in einem Safe, und da wird er wohl noch eine ganze Weile liegen bleiben.

Die Gründe, die den Verleger bewegen, damit nicht herauszukommen, sind nicht recht ersichtlich. Wenn er etwa glaubt, daß das Werk für seinen Verlag zu frivol sei, dann braucht er es ja nur zu verkaufen. Die Interessen Lebender können kaum noch geschädigt werden; Enthüllungen irgendwelcher Art sind nicht zu erwarten; politische Unannehmlichkeiten ebensowenig — also was ist es?

Es scheint mir die Überspannung der Idee des Privateigentums zu sein, die ja überhaupt im Urheberrecht recht verhängnisvolle Niederschläge gefunden hat. (So haben Erben oft gradezu katastrophale Rechte an geistigem Eigentum.)

Was mir aber vor allem dubios erscheint, das ist die geistige Aktiv-Legitimation des Verlegers. Wie hat er das Manuskript erworben? Hat er es gekauft? Verleiht solch ein Kauf moralische Rechte? Hat Casanova ihn oder seinen Vorgänger zum Vollstrecker seines letzten Willens eingesetzt? Ist Brockhaus berufen, diese literarische Erbschaft zu verwalten? Ist es überhaupt eine?

Armer Casanova.

WARTEN VOR DEM NICHTS

Wer durch die berliner Straßen im Auto fährt, der erlebt so manches liebe Mal dieses: eine Lampe leuchtet auf, und stocksteif, angenagelt, geduldig warten drei, vier Wagen an einer Straßenkreuzung. Worauf —?

Auf die Auswirkung einer Idee.

Sie warten auf eine Möglichkeit, auf ein in die allgemeine Berechnung einbezogenes Ereignis, sie warten einer Theorie zuliebe — es könnten von der andern Seite Wagen kommen . . . Es kommen aber keine. So warten sie auf ein Nichts.

Ferne sei es von mir, die Regler des Verkehrs, die im Lande leicht

priesterliche Verehrung genießen, dieserhalb anpflaumen zu wollen. Ein Teil des Nationalstolzes ist ja auf die Anbetung des «Verkehrs» übergegangen, und zwar steht ihre Größe im umgekehrt proportionalen Verhältnis zu seiner, und niemand ist so stolz auf seinen Verkehr als Ochsenhausen, wenn ein Auto durchfährt. «Doch auch zum Herdenrhythmus hatten diese Wesen es noch nicht gebracht», steht in den höchst verdienstvollen *«Kegelschnitten Gottes»* von Sir Galahad. «Das überstieß sich unaufhörlich und zuckte zurück vor Straßenbahnen, Autobussen, Elektromobilen. Dieses anders bewegte Tote trieb seine Rhythmen nicht als Keile in den Puls der Menge hinein, streckte — staute — zerriß ihn. Alle atmeten ja wie verstörte Frösche.» Nein, was den Wartenden so seltsam berührt, das ist die Unterwerfung denkender Geschöpfe unter eine Idee, deren praktische Anwendung sie so oft enttäuscht, nämlich jedesmal dann, wenn kein Wagen aus der Nebenstraße kommt. Lasset uns, während wir warten, ein wenig spintisieren.

Die Literatur hat öfter Menschen vom Mond herunterfallen, aus Persien, aus Japan ankommen, Europäer in Zwerg- oder Riesenstaaten reisen lassen, um Unbefangene zu schaffen, Leute, die nicht an den Ort gebunden waren, den sie zu beobachten sich vornahmen — nur solche schienen den Autoren geeignet, die volle Wahrheit über das menschliche Leben auszusagen. Wer immer da ist, wo er ist, der sieht zum Schluß nicht mehr. Er sieht die Bäume, die Zweige und die Äste — den Wald sieht am besten der, der noch nie einen gesehen hat.

Und wer sich losreißt vom Gebundenen, der wird — auf der ganzen Erde — immer wieder dasselbe Phänomen finden: wie die Leute auf das Nichts warten, weil sie vor dem Etwas Angst haben. Es gibt Tausende und Tausende von Verbesserungen, die man morgen früh um acht Uhr einführen könnte, wenn nicht diese Angst vor dem Nichts wäre. Die Angst heißt nicht Angst, sie hat viele Namen: aus technischen Gründen ist dies nicht möglich, aus Kompetenzgründen jenes nicht; geschriebene Worte stehen dem gebändigten Leben im Weg, das ans Licht will; da müssen wir erst . . . so schnell wird sich das nicht . . . die Ämter . . . So warten sie auf das Nichts. Da stehen hundert um einen Brand herum, den sie nicht löschen, weil tiefe, niemals ganz zu ergründende Hemmungen, Bräuche, Komplexe, Angstzustände, blinde Willensstörungen sie daran hindern. Immer aber sind diese Vierradbremser der Zivilisation rational begründet — nie wird eine als rätselhaft zugegeben.

Man sieht bekanntlich an winzigen Dummheiten mehr als an großen politischen Programmen. Da: unsere Straßen sollen abends erleuchtet sein, daran ist kein Zweifel. Mehr oder minder sind sie es. An den Häusern sollen Nummern stehen, damit man sich herausfindet, die Polizei verlangt das. Die Nummern stehen an den Häusern. Aber

ab sieben Uhr abends sind die Nummern nicht mehr da, sind in Dunkel gehüllt, unbrauchbar. Kann man sie erleuchten? Es ist eine technische Winzigkeit, die dazu nötig wäre, gar nicht darüber zu reden. Werden die Nummern beleuchtet? Man muß gelesen haben, was sich anlässlich der Besprechung dieser kleinen Frage erhob: Staub stieg auf, um tausend Lungen in Hustenanfälle zu versetzen, die Polizei verbot die Beleuchtung, dementierte das Verbot, Erwägungen setzten ein, ja, es bildete sich sogleich, wie Gras zwischen Pflastersteinen, ein Verein zur Bestrebung der abendlichen Beleuchtung der Hausnummern e. V. Kurz, alle Beteiligten waren schrecklich erleuchtet — mit Ausnahme der Nummern. Die liegen heute noch im Dunkel, weil . . . ja.

Da liegen die Höfe der Schulen. Werden sie außerhalb der Schulstunden ausgenutzt, ausgebaut, belaufen von spielenden, schreienden, ballschlagenden Kindern? Manche vielleicht, viele kaum, alle sicher nicht. Die Plätze in der großen staubigen Stadt sind da, es fahren keine Wagen auf ihnen, die Kinder wären dort sicher — nutzt man sie voll aus? Sturm der Entgegnungen: wir können nicht . . . Sie müssen nämlich wissen, daß . . . die Schulbehörden haben . . . Horch, wie sie auf das Nichts warten.

So tun sie im großen und im kleinen. So führen sie Kriege, und so unterlassen sie, abends ihre Hausnummern zu beleuchten; so quälen sie Menschen, weil sie in Südtirol wohnen, obgleich sie in Südtirol wohnen, während sie in Südtirol wohnen — zu welchem Ende? («Ja, wenn Sie so fragen . . .!» Ja, so frage ich.) Das Treiben erinnert an die emsige, stille, kluge, zähe Politik der Jesuiten: welchem Endzweck dient die eigentlich, wie sieht der Idealzustand aus, den jene erhoffen, sich vorträumen, von dem sie sich lenken lassen? Nichts. Nichts.

Vielleicht will die Vernunft zu viel, vielleicht kann das Leben zu wenig. Sieh, jetzt ist gelb in der Wartelampe erschienen, nun grün. Lasset uns Gas geben, lieben Freunde, und weiterfahren.

«GESUNDER PAZIFISMUS»

Der neue Kriegsminister Groener hat den Parteien eine linde Kritik des kaiserlichen Regimes hingeworfen, damit er seinen Panzerkreuzer bewilligt bekommt, und sie sind auch prompt hereingefallen. In diesen Diskussionen, die mit den Worten «Der Etat des Landheeres wird bewilligt» schlossen, fiel das Wort vom «gesunden Pazifismus». Was ist das —?

Es gibt nur *eine* Sorte Pazifismus: den, der den Krieg mit allen Mitteln bekämpft. Ich sage: mit allen, wobei also die ungesetzlichen eingeschlossen sind: denn es kann von der Rechtsordnung des Nationalstaates, der auf der Staatenanarchie beruht, nicht verlangt werden, daß

sie die Kriegsdienstverweigerung anerkennt — es wäre Selbstmord. Also müssen wir dem Staat, bis sich die Erkenntnis vom Verbrechen des Krieges allgemein Bahn gebrochen hat, ein wenig nachhelfen — mit allen Mitteln.

Jeder Pazifismus, der den Krieg für Petroleum, für Industrien, für Schutzzölle nicht rundweg ablehnt, ist weder gesund noch ungesund, sondern überhaupt keiner.

Da lesen wir in der demokratischen Presse etwas von der «Gefährdung des Wehrgedankens». Aber wir wollen ihn so gefährden, daß ihm die Luft ausgeht, und wir pfeifen auf jenen «gesunden Pazifismus», der die Heere aufbaut und erweitert, der den Massenmord präpariert, der sein Land ins Unglück stürzt und der ebenso verbrecherisch ist wie das, was er vorbereitet.

«Das Militär ist nur ein Schutz gegen die räuberischen Einfälle der andern.» Das kennen wir — es wird in Zukunft überhaupt nur noch «Verteidigungskriege» geben, aber unsere Generation wird auf diesen Schwindel nicht mehr hereinfallen. Jedenfalls lebt kein vollsinniger Kaufmann auf dieser Erde, der Milliarden und Milliarden in ein Geschäft hineinsteckt, das er niemals auszunutzen gedenkt. Das tut aber der Militarismus. Und es gibt da so eine Art Naturgesetz: was man jahrelang, mit dem Aufwand der äußersten Geldeinlagen, vorbereitet, das muß sich eines Tages von selbst auslösen. Geladene Gewehre gehen einmal los.

Es könnte den Generalen so passen, wenn wir diesen «gesunden Pazifismus» anerkennen wollten. Er äußert sich darin, daß der jeweilige Kriegsminister (den man immer mit seinem richtigen Titel ansprechen sollte), im Reichstag Reden hält, die zu nichts verpflichten, denen die uniformierten, faulen und characterschwachen Abgeordneten freundlich zuklatschen — — und daß dann, wenns soweit ist, deinem Jungen der Dickdarm heraushängt, deinem Mädchen das Auge ausläuft, deinem alten Vater der Kopf zerschmettert wird . . . ah! das wollen sie nicht hören! Krieg? Aber sehen Sie doch, in allen Ländern, wie hübsch die Soldaten marschieren; und wie nett sie blasen und tuten und trommeln; und wie schmuck sie aussehen; und wie wacker sie helfen, die organisierten Nichtstuer, wenn es einmal im Jahr einen Dammbruch zu verhüten gilt. Was haben Sie gegen das Militär —?

Wir haben alles gegen das Militär, denn wir wissen, was es vorbereitet, was es ankündigt, was es bedeutet. Wir haben nichts gegen die einzelnen Bauernjungen und Offiziere, die sich da ihr Brot verdienen; hier ist oft genug auseinandergesetzt worden, daß Anfleigelungen von Militärpersonen nur ein Zeichen minderer Erkenntnis sind. Der Feldwebel Schulze kann nichts dafür. Das System ist bis aufs Messer zu bekämpfen.

Die Demokraten jubeln, weil sie einen Wehrminister haben, der,

geschickter als der bösertige Noske und der unsägliche Geßler, wenigstens ihre Sprache spricht: die eines versöhnlichen Kompromisses. Dazu kommt, daß diese Generation von Abgeordneten, die zur Zeit im Reichstag sitzen, zum größten Teil zu den schlimmsten Kriegshetzern gehört haben: es sind Leute, denen der Respekt vor dem preußischen Militär in den Knochen sitzt und die noch aus den vier Jahren grauenhafter Fahrlässigkeit und verbrecherischer Nichtachtung aller Volksrechte an Händen und Füßen gebunden sind. Von denen ist wenig zu hoffen. Sie sind von Kindesbeinen an in der Ehrfurcht vor den Soldaten aufgezogen; das verlernt sich heute nicht mehr.

Auf die Lüge aber, als gäbe es so etwas wie einen «richtigen» und einen «falschen» Pazifismus, wollen wir nicht hereinfallen. Daß es anständige und brave Leute gibt, die sich Pazifisten nennen, ja, die sogar den Nobelpreis dafür bekommen, ohne doch den letzten, den entscheidenden Schritt je getan zu haben, steht auf einem andern Blatt. Ich halte zwar eine solche Rede, wie sie der höchst couragierte Professor Hans Driesch vor dem Reichsgericht gehalten hat, für falsch: es ist merkwürdig, wie wenig Gefühl für Takt und Taktik die Deutschen haben. Er mußte, sonst wäre er geplatzt, sagen, daß sich die «Deutsche Liga für Menschenrechte dem Linksradikalismus verschrieben» habe, und er mußte es dort sagen. Er wird erwidern, er habe damit für die Angeklagten wirken wollen, für die er im übrigen in verdienstvoller Weise eingetreten ist, er habe damit sagen wollen, daß er nicht so ein radikaler Geselle sei, er habe damit auf die Richter einwirken wollen. Mir scheint dies, wie vieles andere, was im deutschen Pazifismus geschieht, vielmehr darauf zu beruhen, daß jeder Deutsche einen Kosmos für sich braucht, sonst ist ihm nicht wohl. Der Deutsche will nicht sein — er will anders sein als der Nebenmann. Und ist es leider, wenns zum Klappen kommt, gar nicht . . .

Also darf man an Pazifisten keine Kritik üben? O doch, es kommt nur darauf an, wo man das tut.

Ich habe zum Beispiel gegen Fr. W. Foerster allerhand zu sagen, zum Teil sogar sehr Schwerwiegendes, ich sehe Frankreich anders als er, mir gefällt vieles nicht, was er tut, schreibt, sagt . . . aber eine Stätte gibt es, an der ich solche Einwände ganz bestimmt nicht erheben würde: die ist das Reichsgericht. So, wie ich über Foerster geschwiegen habe, solange Röttcher in Haft war, so schweige ich, wenn es gegen den gemeinsamen Feind: den deutschen Richter, den deutschen Spitzel, den deutschen Offizier geht. Man darf schon Kritik üben — aber unter uns. Hier, im «*Andern Deutschland*» wäre einmal einiges zu erzählen über Quidde, der in Paris eine Rede gehalten hat, die eine Katastrophe gewesen ist; der heute nichts weiter zu tun hat, als gegen die französische Rheinlandbesetzung zu wettern, als ob hier der Angelpunkt für den europäischen Frieden läge. Er liegt anderswo, nämlich im

Osten — die Rheinlandbesetzung ist eine aufgepustete und maßlos überschätzte Sache. Es wäre dies und jenes über H. v. Gerlach zu sagen, der in seiner eigenen Taktik ertrinkt — aber alles das darf man nur unter uns sagen. Nicht vor dem gemeinsamen Feind.

Dem ist zu erzählen, daß unser Pazifismus so gesund ist wie ein rotbackiger Junge. Er strahlt, er brüllt, er zappelt mit den Beinen, und wir wollen uns alle Mühe geben, das Kind zu schaukeln. Das Fehlurteil gegen Berthold Jacob und unsern Küster soll uns Mahnung, Ansporn und Ruf an die Freunde sein:

Nun erst recht —!

WARUM EIGENTLICH? . . .

Kleine Dinge, die in der ganzen Welt gleich sind

Vor dem Kriege ist in Paris ein sehr merkwürdiges Buch erschienen: *«Les Petites Choses»* von Émile Berr, bei Bernard Grasset, Paris. Es beschäftigt sich mit Dingen, die so klein sind, daß man sie kaum wahrnehmen kann; es ist gewissermaßen eine Zeitlupenbeobachtung des Lebens, eine Mikroskopie des Lächerlichen.

Der Verfasser hat weiter nichts getan als einmal aufgepaßt, was so Leute alles machen, und dann hat er sich gefragt, warum sie es machen. Warum, fragt er, hat man vor Leuten Respekt, die sehr früh aufstehen? Warum sitzt das Monogramm im Taschentuch, wenn man es sucht, immer in der vierten Ecke? Diese Fragen sind nicht rein rational zu beantworten — es bleibt ein Rest, ein ganz winziger Rest von Irrationalem, von einer Art leichtem Irrsinn übrig, der nicht ausdeutbar ist. Daß sich zum Beispiel Leute freuen, die bei einem Glücksspiel gewinnen, ist recht begreiflich; daß sie sich aber noch dazu geschmeichelt fühlen, das rührt an die tiefsten Tiefen des Gemüts, an Urgründe von Götterglauben, Furcht, Sehnsucht nach himmlischer Bestätigung der Existenz und Freude an solcher Bestätigung. Warum es Leuten ein Hochgefühl verleiht, wenn sie einen andern durch ihre Brille gucken lassen und dieser andere sagt dann: «Ach, sind Sie aber kurzsichtig!» — das hat noch kein Mensch herausbekommen. Berr bekommt es auch nicht heraus — er stellt es nur fest, er wirft, vorsichtig lächelnd, die Frage auf . . .

WARUM?

Warum schneidet man sich meistens die Nägel, wenn man es sehr eilig hat?

Warum ärgert einen das Schnarchen eines andern, wenn man allein ist — und warum muß man lachen, wenn man es mit mehreren hört?

Warum ist das illustrierte Blatt im Wartezimmer eines Zahnarztes immer vom vorigen halben Jahr?

Warum hat die plötzlich eintretende Stille an einem Tisch, an dem gegessen wird, etwas Beängstigendes?

Warum ist einem die Person, die ins Abteil einbricht, zunächst — bis sie sich hingesetzt hat — unsympathisch?

Warum fühlt man sich leicht geschmeichelt, wenn einen ein Hund wiedererkennt?

Warum kann kein Mann mit Papier und Bleistift einem noch so interessanten Redner zuhören, ohne im Verlauf von fünf Minuten kleine Männerchen zu malen?

Warum schlägt es nachts immer halb, wenn man aufwacht?

KLEINE SACHEN, DIE SPASS MACHEN

Zu wissen, wo man sich erkältet hat.

An der immer geringer werdenden Zahl der Blätter eines Redners zu merken, daß er nicht mehr lange reden wird.

Auf dem Bahnsteig seine Koffer vorbeifahren zu sehen.

In ein Trauerhaus zu kommen, wo die Leute ganz gefaßt sind.

Diese winzigen Lächerlichkeiten sind nicht an Land und Zeit gebunden. Bekanntlich trennt uns von den Vorkriegsjahren eine viel größere Zeitspanne, als sie der Kalender anzeigt, es ist immerhin seitdem allerhand geschehen. Ebenso ist bekannt, daß die Franzosen in tausend kleinen Dingen des Lebens anders fühlen als etwa eine germanische Rasse. Und doch . . . Und doch sind die Ähnlichkeiten so verblüffend, die Gefühlchen so genau dieselben wie unsere, die haardünnen humoristischen Lichterchen so kongruent den unsern, daß der Leser einen kleinen Schreck bekommt und sich sagt: «Also muß es doch etwas ganz Gleiches bei allen Menschen geben, die denselben Zivilisationselementen unterworfen sind.» Das muß es wohl auch.

Soweit sich überhaupt ein Sinn aus den Ungereimtheiten, die hier nun folgen, herauslesen läßt, so ist es der der grenzenlosen Eitelkeit des Menschen — sein immerwährendes, auch auf die kleinsten Nebenumstände ausgedehntes Bestreben, sich, sich und sich herauszustreichen, dem andern überlegen zu sein, sich zu betonen, sich zú fühlen, der erste, der allererste zu sein. Aber damit ist die Sache nicht ausgedeutet. Es bleiben eine Menge dieser kleinen Lächerlichkeiten, — und niemand kann sagen, warum.

Und wenn man dann zu grübeln beginnt, aus welchem Grunde das so ist, dann wird man «Tja —» sagen und gegen eine dünne Wand gelaufen sein, an der es nicht mehr weitergeht.

KLEINE SACHEN, DIE UNANGENEHM SIND

Während des Essens von einem beobachtet zu werden, der nicht ißt.

Einen Regenschirm zu finden, der ein kleines bißchen zu hübsch ist, als daß man ihn anstandshalber behalten könnte.

In einen Salon einzutreten, wenn grade alles still ist.

Auf einer sehr feinen Gesellschaft den Blick der Nachbarin auf sich zu fühlen, die beim Dessert grade sieht, wie man nicht weiß, welches das Käsemesser und welches das Obstmesser ist.

Sich von einem hochvornehmen Diener in einen Mantel helfen zu lassen, dessen Ärmel schon ein bißchen abgeschabt sind.

WAS EINEM SO SCHMEICHELT

An der Spitze einer alphabetischen Liste zu stehen.

In einem billigen Hotel vom Portier, nach einem kurzen Blick, das teuerste Zimmer angewiesen zu bekommen.

Neben einem Haus zu wohnen, in dem ein Mord begangen worden ist.

Auswendig eine Adresse zu sagen, derentwegen sich alle den Kopf zerbrechen.

Auf einem internationalen Bankett einen Redner zu dir gewendet sprechen zu sehen, von dem du kein Wort verstehst, und der dich gewissermaßen als Zeugen seiner Ausführungen nimmt.

Ein schlechter Schüler gewesen zu sein.

ZUSCHRIFTEN AUS DEM PUBLIKUM

Siegfried Jacobsohn hat einmal zu einem berliner Redakteur gesagt: «Ihr und frei —? Wenn über einen von euch beim Verlag zehn Beschwerde führende Briefe aus dem Publikum einlaufen, dann wird der betreffende Mann gekündigt!» Da antwortete der Redakteur: «Herr Jacobsohn, das ist nicht wahr. Es genügt *ein* Brief.» Wie ist das nun damit, und wie sehen diese Briefe aus —? Die Briefe sehen nicht schön aus.

Wenn man so die Redaktionspost eines großen Blattes zu lesen bekommt, dann ergibt sich als erster Eindruck: ganz Deutschland besteht aus Schulmeistern. Diese erhobenen Zeigefinger, diese Rechthaberei und Besserwisserei, der Ton, in dem diese Briefe verfaßt sind, zeigen, daß die wahre Höflichkeit des Geistes und des Herzens bei uns noch sehr selten sind. Als ob man nicht auch seinem schlimmsten Feinde einen formal unanfechtbaren Brief schreiben könnte! Sie können, scheints, es eben nicht. Und man braucht nur einmal die «offenen Briefe» in deutschen Zeitungen zu lesen, um zu sehen, wie das aussieht: was sich da enthüllt, was einem da an Muff und schlechter Luft entgegenströmt.

Aus diesen Briefen spricht zunächst die nationale deutsche Unart: «Mein Beruf ist der allerwichtigste, der allerschwierigste, der allernützlichste — und du alter Esel (euphemistisch mit dem furchtbarsten deutschen Schimpfwort: «Laie» genannt) verstehst überhaupt nichts davon —!» Aus den Briefen spricht ferner eine jener Eigenschaften, durch deren Anwendung der Krieg verloren wurde: der Glaube nämlich, daß einer absolut, von oben bis unten, nichts als Recht und sein Gegner nichts als Unrecht haben könnte. Diese niederschmetternden «natürlich», «seffaständlich», «zweifellos» donnern den andern zu Boden, ein völliger Mangel an Ritterlichkeit verhindert auch noch die leiseste Schonung.

Man blättere etwa in den Briefen an die «Liebe Morgenpost», eine Fundgrube für Schürfarbeiten im dunkelsten Bergwerk Deutschland, und man findet des weiteren die deutsche Sucht, alles auf der Erde zu kodifizieren. (Die in dieser Beziehung sehr vernünftige Haltung der Redaktion kann daran nichts ändern.) Daß man das Leben eben nicht in ein für alle Mal von vornherein bestimmte Formeln, Gesetze, Vorschriften und Gebote pressen kann, geht dem Deutschen schwer ein. Es entspringt das seiner tiefen Lebensunsicherheit: er will *gesichert* sein gegen alle Zufälle, es soll für alles ein Paragraph da sein, der ihn des weiteren Denkens, der Rücksichtnahme, der Güte des Herzens enthebt. «Laut § 197 haben Sie . . .» Aus. Bis tief hinunter geht das — die kleinen Leute kopieren die schlechten Umgangsformen ihrer Herren, und jeder Grünkramhändler schreibt, wenn er schreibt, wie Napoleon aus der Köpenicker Straße. Das ist er auch.

Weiter oben aber haben sie es mit der «Logik» — und nichts scheint ihnen größere Sünde und Vorwurf als der Schrei: «Sie haben sich widersprochen!» — ein Satz, auf den einmal Karl Wolfskehl geantwortet hat: «Ja. Ich bin doch nicht mein eigenes Schulbeispiel —!» Aber diese phantasielosen Studienräte und Nationalökonomien suchen mit der Lupe und mit der Lumpengabel in allen Abfallkästen, um triumphierend einen Widerspruch ans Licht zu zerren. Und haben sie den, dann gnade Gott dem Schreibersmann, der ihn verschuldet hat. Der masochistischen Gutgläubigkeit des übertölpelten Publikums («Es hat aber in der Zeitung gestanden!») entspricht so gar nicht jene seltsame Schulmeisterei, die noch höher thront als Gott, der nur alles weiß. Sie aber wissen alles besser. Es ist grade so, als habe' ein stets überwacher Widerspruchsgeist nur darauf gewartet, daß er geweckt werde; kaum ist ein Vorschlag da, ein Entwurf, eine neue Meinung — so springen dir hundert daumennagelgroße Oppositionen entgegen und geben dir Saures. Mit Erfolg —?

Eine große Zeitung, ein Verlag, eine Bewegung soll natürlich auf das aufmerksamste zur Kenntnis nehmen, was aus dem Publikum kommt. Tuchfühlung ist alles, der Elfenbeinturm gar nichts. Aber soll man sich auch folgsam danach richten?

Es gibt in der Tat nur sehr, sehr wenige Zeitschriften oder gar Zeitungen, die lediglich von den Herausgebern oder vom Verlag und nicht stillschweigend vom Publikum redigiert werden. Die größte Angst haben sie alle vor den «Verbänden». (Alfred Kerr: «Ist ein Verein dafür da —? Es ist ein Verein dafür da.») Nun sind diese Verbände in der Tat nicht von Pappe. Beamtengruppen sachlich anzugreifen, wagt nicht einmal die sozialistische Presse; sie kann es, wie die Dinge liegen, kaum wagen, weil jedem solchen Angriff eine geschlossene Phalanx gegenübersteht, die vor keinem Mittel zurückschreckt: vor Boykott nicht und vor Abbestellungen des Blattes nicht, vor Inseratenentziehungen nicht, vor nichts. Da wagt so leicht keiner etwas. Grotesk wirkt sich diese Angst aus, wenn es um die Satire geht: schleudere deine Pfeile gegen wen du willst, aber mit den Stadthebeamten ist nicht zu spaßen, mit den Volksschullehrern ist nicht gut Kirschen essen, mit dem «Ansehen des Ärztestandes» jongliere du nicht. Und welche Empfindlichkeit! Die schlimmsten Leuteschinder verwandeln sich in zitternde Mimosen, wenn sie einmal dran sind. Das gibts nicht — und da stehen noch die ältesten Weiber auf wie ein Mann.

Tiefster Grund: wir haben Verleger, die Geld verdienen wollen — was begreiflich ist. Wir haben kaum einen Verleger, der *Macht* will — was unbegreiflich ist. Als sie neulich den Besitzer des «*Matin*» in Berlin gefeiert haben, da glaubten die deutschen Verleger sicherlich, neben einem Kollegen zu sitzen. Es war ein Irrtum. Dem Mann ist seine Zeitung ein Mittel zum Zweck: er will natürlich auch Geschäfte mit ihr machen (und was für welche!) — aber er will die *Machtposition*, die eine solche Zeitung jemandem gibt, der sie zu benutzen versteht. Davon ist bei uns wenig zu spüren. Ist das besser? Sind sie bei uns sauberer?

Nein. Sie sind, leider, nicht korrupt, sie sind etwas viel Schlimmeres. Sie sind beeinflußbar, und das unterliegt keiner Kontrolle, wie etwa die ziemlich zutage liegende Käuflichkeit der französischen Presse, wo selten der einzelne Redakteur, fast immer das Wirken des Verlages gekauft wird. Sie haben solche Angst bei uns. «Herr Kommerzienrat Petzold hat erst neulich im Adlon gesagt, er verstehe nicht . . .» Die Zeitung versteht, ein leiser Griff, und alles ist in Ordnung. Das Publikum hat seine Zeitung: ziemlich genau die, die es haben will. Wer in den Spiegel hineinschaut, darf sich nicht wundern, was da herausguckt. Er selber.

FÜR MAXIM GORKI

Zunge Rußlands!

Du hast für die Stummen gesprochen,
die nur mit den Armen winken konnten —

Mauern haben ihren Schrei erstickt,
Gendarmerieoffiziere haben ihnen den Mund geknebelt.
Trommeln haben gerasselt, wenn sie fielen —
du hast gesprochen.

Sie sind nach Sibirien gegangen,
während sich die falschen Genossen in der Duma so wichtig vorkamen
wie heute noch alle falschen Genossen in allen Parlamenten Europas . . .
sie haben geweint, wenn es niemand gesehen hat,
und geklagt, wenn es niemand gehört hat —
du hast gesprochen.

Da steht Rußland,
sein Kopf hieß Lenin.

Du, Maxim Gorki, bist sein Herz.

HERR WENDRINER DIKTIERT EINEN BRIEF

Für Curt Friedmann

«Da hats geklingelt. Gehn Sie mal hin — wer ist das? Frollein Lachmann? Sehr gut. Da kann sie gleich mal . . . Das wär ja noch schöner! Dem wer ich das besorgen. Dreihundert Mark, der Mann ist wohl verrückt! Da glauben sie, weil man 'n Pelz anhat, man verdient wer weiß was! Vielleicht hat er auch 's Auto vor der Tür stehn sehn! . . . Dreihundert Mark! Was hat er denn schon groß gemacht? Gib mal her die Liquidation — 'n Morgen, Frollein Lachmann . . . nein, nichts Besonderes . . . ich geh heut nicht ins Geschäft, ich fühl mich nicht wohl. Alles in Ordnung? Was? Was? Freutel ist nicht gekommen? Wieso ist er nicht gekommen? Er hat telefoniert, er hat Grippe? Deswegen braucht er doch nicht gleich zu Haus zu bleiben — da kämen wir ja weit, wenn jeder gleich zu Haus bleibt, wenn ihm was fehlt. Ja, ich hab son komisches Gefühl im Hals, so Schmerzen beim Schlucken, nein, es ist weiter nichts, meine Frau hat mir schon in 'n Hals gesehen. Also schreiben Sie mal gleich. Hanne! Hanne! Ich hab dir doch gesagt, du sollst mal die Liquidation von dem Kerl hergeben — wo isse denn nu? Gib mal her. So. Und nu stör hier nicht, ich will jetzt hier diktieren. Legen Sie die Post — haben Sie die Post mitgebracht? — legen Sie mal dahin, inzwischen . . . ist was dabei? Na, nachher. Also schreiben Sie mal:

«Herrn Professor Braun. Hier. Im Besitz Ihrer → Nein, keine Anrede! «Im Besitz Ihrer Rechnung» — nein: «Im Besitz Ihrer Liquidation

vom → warten Sie mal — «vom sechzehnten dieses Monats spreche ich Ihnen mein Erstaunen aus, — ööm —, daß Sie als Arzt mir eine derartige Rechnung schicken.» Schicken. Schicken. «Sie scheinen nicht zu wissen...» Hanne! Hanne! Komm mal rein. Wie oft war er bei dem Kind? Was? Jeden Tag? Natürlich jeden Tag, wenn das Kind krank war. Wie oft? Warte mal — am achtzehnten waren die Flecken im Hals, das weiß ich noch, weil sie an dem Tag den Diskont raufgesetzt haben, achtzehnten, neunzehnten das wäre also... — wann war er zum letzten Mal hier? Vor vier Wochen? Eine Frechheit, einem schon nach vier Wochen die Rechnung zu schicken! Wer zahlt mir? Dann ist er also achtzehn, nein, neunzehn Mal ist er dagewesen. — Was sagen Sie, Frollein Lachmann? Der März hat einunddreißig Tage? Dafür kann ich nichts. Also schreiben Sie. «Herrn Professor Braun.» Nein, keine Anrede. Doch: Anrede. «Sehr geehrter Herr Professor! Im Besitz Ihrer — mnöö — offenbar irrtümlichen Liquidation vom sechzehnten dieses Monats spreche ich Ihnen» — was hab ich gesagt? — ja — «spreche ich Ihnen mein Erstaunen aus, daß Sie als Arzt mir eine derartige Liquidation schicken», nein: «ze senden wagen.» So! «Sie scheinen zu vergessen, daß unsere Margot lediglich einen kleinen Halskatarrh hatte, untä — und daß das Kind heute gesund ist»... was? ... «was nicht der Fall wäre, wenn es ein ernsterer Fall gewesen wäre.» Hanne, jetzt geh, du störst hier! Nein. «Ich fordere Sie auf» — jetzt lauf doch nicht immer raus! vielleicht brauch ich dich noch! — «ich fordere Sie auf, mir einen wesentlich mäßigeren Preis — öh — zu machen, da ich die Sache sonst meinem Rechtsanwalt...» Was hat er denn dem Kind schon gemacht? Er hat ihm in den Hals geguckt, ach! erzähl mir doch nichts! Was? Das war doch keine Operation! Das war ein Eingriff, das hat er selbst gesagt — ein ganz belangloser Eingriff, das Kind hat ja kaum geschrien, das hast du mir ja selbst erzählt! Was? Was bin ich mir schuldig? Jetzt stell dich noch auf die Seite von dem Mann! Er als Arzt muß wissen, was er seinen Patienten zumuten kann! Überhaupt die modernen Ärzte! Was können sie denn schon? Wie Jenny damals Wasser im Bauch gehabt hat, daß mans durch alle Zimmer hat gluckern hören, da haben sie um das Bett rumgestanden, und keiner hat... Frollein Lachmann ist lange genug im Geschäft, die kann das ruhig hören! — Laß mich in Ruh mit den Ärzten! Na ja, im Krieg — da sind sie ja manchmal ganz nützlich gewesen, aber wir haben jetzt keinen Krieg. Neulich stand in der Zeitung, bei den Chinesen werden die Leibärzte so lange bezahlt, wie der Patient gesund ist, und wenn er krank wird, kriegen sie nichts mehr... sehr vernünftig, was meinst du, würde der Professor Braun... Ich habn bloß kommen lassen, weil Regierer gesagt hat, er schwört auf ihn... vorher war ich bei Jensen, ich könnt mir was antun, daß ich da weggegangen bin! Wüllner! Wüllner versteht einen Dreck, der ist

bloß Hausarzt. Wenn ihr mich immerzu unterbrecht, kann ich nicht diktieren! Also schreihm Se. ‹Sehr geehrter Herr Professor! Im Besitz Ihrer Liquidation vom sechzehnten dieses Monats erlaube ich mir — imm — Ihnen mitzuteilen, daß ich dieselbe leider nicht anerkennen kann. Mir scheint sie in Anbetracht der stattgefundenen achtzehn . . .› nein! schreiben Sie: vierzehn! — ‹vierzehn Besuche sowie in Anbetracht meines Einkommens reichlich — öh — hoch, und möchte ich Sie bitten . . .› Der Mann behandelt die ganze Börse, der wird einen guten kaufmännischen Brief schon verstehen. Red nicht immer dazwischen . . . Angst gehabt! Angst gehabt! Natürlich, wenn ein Kind Flecken im Hals hat, hat man Angst. Wieso? Was heißt Dankbarkeit? Er ist Arzt, das ist sein Beruf, dafür kriegt er bezahlt! Das wäre ja noch schöner! Wer ist mir dankbar! Das Leben ist kein Kinderspiel. Er hat ja gute Leute, das ist wahr: Simons und Löwenbergs und Regierer — wissen möchte ich, wovon Regierer sonen teuern Arzt bezahlt. Dem macht er wahrscheinlich nicht so hohe Rechnungen . . . Also schreihm Se. ‹Sehr geehrter Herr Professor! Im Besitz Ihrer werten Liquidation vom sechzehnten dieses Monats erlaube ich mir, Ihnen mitzuteilen, daß — eh — daß es mir in Anbetracht der derzeitigen Wirtschaftslage sowie des nur kleinen Eingriffs bei dem Kind lieb wäre, — mmm — wenn Sie dieselbe zu ermäßigen in der Lage wären. Ich erlaube mir, Ihnen anliegend einen Scheck — wo ist denn wieder das Scheckbuch? ach so! — ‹einen Scheck über hundert Mark zu übersenden, und hoffe ich — öö — daß die Angelegenheit damit erledigt ist. Mit vorzüglicher Hoch → Er wird die hundert Mark einstecken und mir gar keine Ungelegenheiten machen, das sag ich dir! Hundert sind reichlich, der Mann arbeitet mit zweihundert Prozent Verdienst, son Geschäft möchte ich auch mal haben . . . Ach, wem wird er denn das schon erzählen! Dafür hat er viel zu viel zu tun. Ich bin fest davon überzeugt, daß er die Rechnung gleich so hoch angesetzt hat, weil er genau weiß, daß ers mit Kaufleuten zu tun hat — da ist er doch gewöhnt, daß man sie runtersetzt. Wenn auch. Also gut: zweihundert. Schreihm Se: ‹einen Scheck über zweihundert›. Aber nicht einen Pfennig mehr! Er soll froh sein, daß man so prompt bezahlt! Das seh ich überhaupt nicht ein, daß ich gleich zahl — wer zahlt denn nach vier Wochen? Die Reichsbank. Seh ich aus wie die Reichsbank? Meinst du, er wird doch drüber sprechen? Das Kind wär auch so gesund geworden, was hats denn schon gehabt? 'ne kleine Erkältung. Fieber? Lächerlich! Dem sein Thermometer! Diphterie sagen sie, und Husten meinen sie. Dreihundert Mark . . . frag mal Frollein Lachmann, wie lange wir im Geschäft dafür arbeiten müssen, bis wir dreihundert Mark verdienen! Das ist kein kaufmännischer Standpunkt! Vom kaufmännischen Standpunkt . . . Die Leute können von unsereinem noch immer was lernen. Die Leute sollen Lehren annehmen und nicht alles besser wissen

wollen, dabei lernen sie. Ich komme gewiß viel herum, ich habe praktische Erfahrungen und kaufmännisches Wissen . . . Überhaupt: Wenn mans im Leben zu was bringen will, muß mans zu was gebracht haben —! Das ist mein Standpunkt. Also mir wächst schon die ganze Halsgeschichte zum Hals raus, man ist doch nicht der Affe von dem Mann, ich habe meine Nerven nicht gestohlen, wenn man ne verantwortliche Position hat, dann muß man eben . . . Ich will nichts mehr davon hören! Einmal und nicht wieder! Das nächste Mal geh ich zu Jensen. Welsch sagt auch, Jensen is unsere erste Kapazität. Dann paß besser aufs Kind auf, dann wirds nicht krank werden. Wer ist überhaupt an allem schuld? Du —! Dafür geh ich nicht ins Geschäft, um für die Ärzte zu arbeiten. Dafür ist mir mein Geld zu schade. Hat Kistenmacher den Wein für heute abend geschickt? Dann telefonier — Du weißt, daß mir daran liegt . . . Lehmann versteht was von Wein, er hat erst neulich gesagt: «Komisch, in jüdischen Häusern gibts immer so gut zu essen und so schlecht zu trinken!» Aufgewachsen bei. Du warst doch bei ihm — nein, nicht bei Kistenmacher, bei Braun! Ist er denn wenigstens modern eingerichtet? Ein Arzt ohne Apparate ist überhaupt kein Arzt. Is ja doch fabelhaft, wie weit sie in der letzten Zeit fortgeschritten sind. Neulich hab ich gelesen, sie können jetzt sogar Diphtherie auf Blattläuse übertragen, oder wars umgekehrt? jedenfalls is es ein fabelhafter Fortschritt. Was, Frollein Lachmann? Ihnen hat auch schon mal ein Internist geholfen? Na, sehn Sie. Ich weiß nicht, was das mit dem Schlucken ist — Hanne, hol mir mal 'n Spiegel! Von den Internisten halt ich ja im allgemeinen nicht viel — oben gucken sie rein, und unten kommt nichts raus. Aber die Chirurgen — wissen Sie: was weg ist, wächst nicht nach, hat mein seliger Vater immer gesagt. Recht hat er gehabt. Also denn schreiben Sie mal. Das streichen Sie aus. Nein, das Ganze, und nu schreiben Sie . . . So. Und lesen Sie nochmal vor. Wie sieht der Brief jetzt aus —?

«Herrn Professor Dr. Braun
Hier

Sehr geehrter Herr Professor!

Im Besitz Ihrer Liquidation vom 16. d. M. erlaube ich mir, Ihnen in der Anlage einen Scheck über

Mark 300,— (Dreihundert)

mit bestem Dank für die ausgezeichnete Behandlung zu übersenden.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr sehr ergebener

H. Wendriner»

DER NEUE KÜRSCHNER

Einst wurde Roda Roda von Freunden herausgefordert: er könne ja vieles erreichen, aber eines nicht. Nie, niemals würde er den ersten Platz im Kürschner einnehmen. Das Jahr ging zu Ende, der neue Kürschner erschien, und am Anfang stand:

Aaba, siehe Roda Roda.

(Wobei besonders schön das fürsorgliche Doppel-A ist: damit auch ja nichts passieren kann.) Aaba Aaba aber steht auch heute noch an erster Stelle in *«Kürschners Literaturkalender»*.

Das dicke Buch präsentiert sich in schmuckem, rotem Leineneinband, sehr empfindlich, also für die Redaktionsarbeit durchaus geeignet: man sieht jeden Hauch, jeden Fingerabdruck darauf, und eine Diskussion mit nasser Aussprache in der Nähe des Buches ist nicht gut möglich. Der alte Satzspiegel ist beibehalten worden, aber ein weißer, breiter Rand ist neu, wodurch das Büchlein größer geworden ist, der Druck nicht deutlicher. Einige Fotos zieren den Band — aber das schadet nichts.

Wir sind unsrer achttausendzweihundert — die *«Gelehrten»* nicht eingerechnet, die, zwanzigtausend Mann hoch, in einem besonderen *«Gelehrten-Kalender»* vereinigt sind. Achttausend... ohne die Zerquetschten. Lasset uns ein wenig blättern.

Zunächst sieht jeder nach, ob er selber drin steht. Dann ziemt es sich, die Freunde aufzusuchen — ob vielleicht einer von ihnen mit einem Druckfehler gesegnet ist, ob sie auch alle da sind, wo sie wohnen, wo sie geboren sind, schau! schau! *«20. Auflage»* — wer hätte das gedacht! und: *«Chef vom Dienst»*, nimm nur das Maul nicht so voll...

Manche sind verschwunden, andre sind neu hinzugekommen; statt Kurt Eisner steht da zum Beispiel:

Arco auf Valley, Anton, Graf, Geschichtspolitisch, Luftverkehr, Prokurist b. d. Süddtsch. Lufthansa München, Briennerstr. 50b

Diese Berufsangabe ist unvollständig — hier fehlt etwas.

Besuchst du deine Freunde im Kürschner, so fällt dir auf, daß da fast immer jemand ist, der *«auch so heißt»* — es gibt ja ganze Schriftsteller-generationen, bei denen das Dichten endemisch ist: die Hirschfelds von heute heißen Neumann oder Müller... Wolfgang Gneisenau, geb. Goetz, gibt seine Arbeiten an; als erste: *«Origines gentis Goetz»*. Der Ursprung der gens Goetz? Papier, Herr, Papier.

Bei manchen braucht man gar nicht erst das Geburtsdatum nachzusehen, das viele Damen ausgelassen haben — ein Blick auf die Buchtitel genügt. Roman: *«Und sie rüttelte an der Kette»* — genug, ich weiß. Auch ist anzumerken, daß offenbar die unbekannten Schriftsteller am

meisten geschrieben haben, und wie bei Rundfragen die di minores sich gewöhnlich über lange Seiten ausbreiten, die Gelegenheit, endlich einmal gedruckt zu werden, atemlos ausnutzend, so gibt es hier Kaninchenböcke, von deren unmäßiger Produktion wir uns nichts träumen lassen. Demetrius Schrutz (Adresse: Frau Rosa Obrist) hat eine ganze Kürschner-Spalte vollgedichtet; seit dem Jahre 1885 gehen dem Mann die Stücke jährlich wie die Bandwürmer ab, ringeln sich noch ein wenig und liegen dann still.

Wer aber alles noch lebt, das ist mitunter gespenstisch zu sehen. Von meinem alten Lehrer Hänschen Draheim will ich gar nicht reden — Mehring, du hast immer erzählt, er habe ein Buch geschrieben: *«Ein falsches Und bei Lessing»*, das steht aber nicht drin; doch denkt nur: den alten Joseph von Lauff gibt es noch, und wirklich und wahrhaftig:

Eschstruth, Nataly v. (verw. v. Knobelsdorf-Brenkendorf), Romane, Majorswitwe.

Sie wohnt, wie nicht anders zu erwarten, in einer Kaiser-Wilhelm-Straße. Und inzwischen hat ihre Kunst die von Reimann erfundene Courths-M. übernommen; ob sich die beiden Damen wohl kennen?

Man lernt viel Neues aus dem Kürschner: es gibt, natürlich, ein Buch über *«Eberswalde u. s. freiwillige Feuerwehr»*; der unzuverlässige Bearbeiter des *«Richtigen Berliners»* hat ein Buch gebucht: *«Die Bühnenanweisung im deutschen Drama»*, und wer nicht artig ist, muß es lesen — und Pseudonyme sind da, daß man vor Neid erblassen könnte. Neckische: *«Hidigeigei»* und *«Latschenbock»* und *«Kiki»* und *«Joachim Friedenthal»* . . . nein, das ist wohl kein Pseudonym. Einer heißt Heinrich Wilhelm Hubert Evers, sein Pseudonym, das ihn der Menschheit verbirgt, ist: W. Heinz Evers. Nur ein Apotheker kann auf solche Idee kommen.

So stehen wir denn alle im Kürschner verzeichnet, und jeder der Achte-tausendzweihundert hat, wenn er darin blättert, sicher einmal gesagt: *«Ich möchte nur wissen, wozu die Leute soviel Bücher schreiben!»* (Anwesende ausgeschlossen.) Denn so geht das:

Das große Erlebnis, das sich vor einer Schreibmaschine, Bibliotheks-bänden, einem Weib entzündet; göttlicher Funke, leuchtendes Auge, tiefe Einsamkeit, schwarzer Kaffee und was jeder so braucht; saubere Reinschrift und Paketsendung an eine Verlegerei; wehende Fahnen und haftende Druckfehler; vor Neuheit krachende Bände und verliebte Widmungen; boshafte Kritiken und Hymnen auf strikte Gegenseitigkeit; eine Postanweisung, ein Scheckchen Honorar; stockender Absatz und staubende Vergessenheit; gehäutete Schlange, Dummstolz und Skepsis; angegriffen, abgegriffen, vergriffen . . . und dann eine halbe Petitzeile in *«Kürschners Literaturkalender»*:

«Agonie der Leidenschaft». Roman. 1901.

DIE ÜBERLEGENEN

Deutsches Publikum, das auf Stühlen sitzt, fühlt sich Leuten, die vorbeigehen, überlegen. Die Stellung des falschen literarischen Kritikers entspricht dieser scheinbaren Überlegenheit des Sitzenden über den Laufenden — der Kritiker und der Sitzende glauben, daß der Künstler und der Laufende ihretwegen da seien. Außerdem riskieren beide nichts. «Das Publikum», hat ein französischer Literat einmal gesagt, «hält sich dem Künstler deshalb für überlegen, weil es ein Urteil über ihn abgibt.» Dieses «weil» ist eine ganze Abhandlung der menschlichen Seelenkunde.

«Der gute alte Tolstoi», schrieb neulich so ein Fortschrittgewächs, das offenbar gar nicht fühlt, daß man keinem Größern auf die Schulter klopfen kann. Aber da werden Giganten von kleinen Verwachsenen wohlwollend belobt oder mit jener Miene in die «verstaube Ecke» getan, da werden Eintagsfliegen mit Löwen zusammen genannt, damit man glaubt, die Insekten könnten brüllen, und es gibt eine ganze Literaturgattung, deren Autoren nur ein, ein einziges Bestreben haben: überlegen zu scheinen. Denn wären sie es, sie hätten nicht nötig, krampfhaft so zu tun, als seien sie es.

Das beste und beliebteste Mittel, Überlegenheit zu markieren, ist die Andeutung. Wilde, erotische Abenteuer werden lässig so angedeutet. Daß die meisten der Überlegenen mit Briand auf Sie und Sie und mit Stresemann auf Du und Du sind, versteht sich von selbst, und was das Leben im allgemeinen anbetrifft, so ist gar nicht zu sagen, wie sie es meistern. Die kleinen Mädchen und die großen Männer; die Gefühle und die Geschäfte; der Sport und die Künste — das haben wir alles im kleinen Finger, dessen sorgfältig polierte Nagelfläche wir dem Betrachter geziert entgegenhalten.

Daß junge Leute so tun, ist normal — das muß so sein und ist immer so gewesen. Aber daß ältere Knaben eine Haltung annehmen, die sie knapp bei andern richtig beobachtet haben, ohne sie je zu besitzen, daß sie in grenzenloser Eitelkeit ununterbrochen ihre Person vor das Stereoskop schieben, durch das sie den Leser gucken lassen sollen, der ja gekommen ist, ganz etwas andres zu sehen —: das ist bitter. Geltungsdrang und Minderwertigkeitskomplexe sind noch keine Literatur.

Wenn einer so überlegen tut, wäre zu überlegen, ob man ihn nicht überlegen soll.

... DAS GELD AUS DEM FENSTER!

In Cannes wohnt Herr Chanel aus den USA, und am 6. April dieses Jahres hat er zum großen Entzücken der ortseingesessenen und zugewanderten Bevölkerung eine Handvoll Tausendfranc-Scheine aus seinem Hotelfenster auf die Straße geworfen. Wie uns unser Spezialkorrespondent Theobald Tiger aus Cannes meldet, liegen die Scheine zur Zeit nicht mehr auf der Straße.

Oh, Herr Chanel ist nicht verrückt. Zunächst hat er das nicht zum erstenmal gemacht: schon einmal hat er die Canneser mit den flatternden blaßblau-rosa Schmetterlingen erfreut. Herr Chanel ist nicht verdreht — er ist nur zu reich. Er muß *sehr* reich sein; denn der gewöhnliche Haus-Reiche (*Homo pecuniosus communis*) trägt als Panzer und Aura einen leichten Wams von Geiz; fahre nie mit einem reichen Mann nach Hause, der kein Auto hat — immer wirst *du* das Auto bezahlen . . . Herr Chanel muß so reich sein, daß es schon nicht mehr schön ist: denn als er nach Europa herüberfuhr, da verfertigte er auf dem Schiff eine lange Drachenschnur, mit hundert Tausendfranc-Scheinen daran — pro Zettel immerhin 160 Mark — und so ließ er die Schnur im Wasser hinter dem Schiff hergleiten. Dann zog er sie heraus, die Scheine waren alle noch da. «Three cheers auf die Fische —!» rief der Herr Chanel. «Die Fische machen sich wenigstens nichts aus Geld — also sind sie besser als die Menschen!» Ich halte diesen Schluß für leicht anfechtbar; vielleicht nehmen die Fische nur Dollars oder gedeckte Schecks oder nur Naturalien von der Firma Jonas u. Cie., man weiß das nicht genau. Das tollste Stück aber hat Herr Chanel in New York vollbracht.

Dortselbst zog er nach einer Wette mit einem Korb in den Straßen herum, der war bis obenhin mit Dollarscheinen gefüllt, ungefähr eine Million! Und davon bot er allen Vorübergehenden an.

«Bitte, nehmen Sie doch — aber bedienen Sie sich, meine Damen und Herren! Wer hat noch nicht seinen Dollar? Schöne, frische Dollars — hier ganz umsonst —!» Und da geschah das Wunder.

Es nahm keiner. Die Amerikaner, die zwar sonntags fleißig aus ihren Gesangbüchern singen, hatten so etwas von Nächstenliebe noch nie gesehen, dieses Erlebnis lag völlig außerhalb ihrer Vorstellungssphäre, und Herr Chanel zog mit seinem Dollarkorb unangefochten durch die brausenden Straßen New Yorks. Nur ein schlichter Arbeiter erbarmte sich seiner und langte etwas zögernd in die raschelnde Masse . . . Vier Zehn-Dollar-Scheine fischte der Mann, nur vier, mehr nicht, und damit ging er schnell ab, sie sicherlich sorgsam befühlend, ob sie auch echt seien, zweifelnd und sich oft umsehend, ob er nun auch nicht von dem Narren da etwa verfolgt würde . . . Aber der rief weiterhin seine Ware aus, die keiner wollte. Hier war das Glück — da waren die Leute —: sie glaubten es nicht.

Herr Chanel wird wahrscheinlich eines Tages von seinen besorgten Verwandten in ein Haus getan werden, in dem er den Kaiser der Sahara und den Erfinder der Fliegenfalle beim traulichen Poker antreffen wird . . . Bis dahin aber möge er nicht fortfahren, an der göttlichen Weltordnung zu rütteln. Denn es ist etwas Ärgerliches um einen, der da sein Geld zum Fenster hinauswirft.

Ich bin zwar nicht in Cannes dabei gewesen, aber ich kann mir — über den grapschenden Händen der Zugreifenden — die ärgerlich-belustigten Gesichter der Leute schon denken. Geld aus dem Fenster zu werfen —! Gutes, richtiges Geld aus dem Fenster —!

Das haben unsere Mamas zu uns gesagt, wenn wir uns für fünfzehn Pfennig Makronen gekauft hatten (nannten Sie das auch *«knacken»*? wir nannten das *«knacken»*) — und es war wohl mehr eine schöne Redensart, denn wer sollte Geld aus dem Fenster werfen! Nein, es war nur eine *façon de parler* — meine Verwandtschaft hat mir zum Beispiel immer geweissagt, ich werde noch einmal eine Kellnerin heiraten, was in meiner Jugend so ziemlich das Äußerste darstellte, das sich ein braver Mann vorstellen konnte . . . Geld aus dem Fenster —!

Herr Chanel hat einer Redensart zur Wirklichkeit verholfen. Er hat uns endlich einmal gezeigt, wie so etwas tut, aber es tut nicht gut. Es ist Revolution gegen den Kosmos; wir werden das leise Gefühl einer Art Furcht nicht los — wohin soll das führen, wenn jetzt plötzlich aus den Fenstern der Babelsberger Straße und des Boulevard Malesherbes Schecks, Dollars, Francs, Hundertmarkscheine und das schönste Geld der Welt: die englischen schwarz-weißen Pfundnoten, auf uns heruntergeflattert kommen!

Dann stimmt auf einmal alles nicht mehr. Ja, gewiß: man kann sich vielerlei dafür kaufen . . . Ich nichts wie hin, und los gehts: ein Ultraphon und eine englische Pfeife und gespitzte Bleistifte und etwas Liebe und die gesammelten Werke des Philosophen Keyserling (die werfe ich dann wieder aus dem Fenster) — und für Lottchen ein Auto, ein sechspferdiges, aber mit Scheinwerfern, so groß wie Eierkuchen . . . man kann sich vieles dafür kaufen, das ist wahr.

Aber es ist nicht das richtige. Es bleibt ein unbehagliches Gefühl an den Schulterblättern, seelisches Juckpulver kriecht durchs Gemüt, hier stimmt etwas nicht. Es ist doch nicht recht . . . «Na, mir wäre das gleich — ich nehme, was ich kriege!» Das sagen Sie so — wenn Sie es nachher haben, dann werden Sie sehen: hier ist etwas nicht in Butter.

Herr Chanel aus New York hat an der göttlichen Weltordnung gerüttelt. Denn das Geld soll man nicht zum Fenster hinauswerfen, sondern es soll da bleiben, wo es nun einmal von Gottes und Rechts wegen hingehört: da, wo es schon ist, in den Steuerkassen und bei denen, die es verdienen, ohne es zu verdienen.

Und jedesmal, wenn ich jetzt durch die Straßen von Cannes gehe, werde ich sehnsüchtig an den Häuserfronten emporsehen, mit einem langen Blick — zur Erinnerung an den Herrn Chanel.

RUNDFUNKZENSUR

Die Zensur des Rundfunks ist einer der Ausflüsse uneingestander bürgerlicher Diktatur. Kurt Hiller hat hier einmal ausgeführt, daß gegen die Diktatur Mussolinis vor allem das zugrunde liegende Ziel einzuwenden sei — und sicherlich gibt es zwar nur eine Diktatur, aber tausend Zwecke, die man durch sie erreichen kann. Unter allen Arten solcher Diktaturen aber ist eine, die stets hassenswert erscheint, wo immer sie auftaucht: das ist die heimliche.

Was im Rundfunk und, etwas abgeschwächt, im Kino getrieben wird, würde, geschähe es in der Presse, alle Verwalter des unbesetzten Anzeigenraumes auf die Umbruchbarrikaden rufen: unter einer gleichen Knebelung, wie sie sich Rundfunkhörer und Kinozuschauer glatt gefallen lassen, litte nämlich der Absatz der Zeitungen, mithin das Inseratengeschäft, mithin der Verleger, und da pflegt denn meistens etwas zu geschehen. Beim tönenden Rundfunk bleibt fast alles stumm. Was geht da vor —?

Der Rundfunk befindet sich heute noch in der Lage der Presse vor dem Jahr 1848; weil er aber neu ist, fühlt die deutsche Öffentlichkeit die ungeheure politische Gefahr nicht genügend, die in der lächerlichen Bevormundung steckt, oder aber sie bejaht diese Zensur. Alle typisch deutschen Bedenken, die die Freiheit karikieren, um sie unmöglich zu machen («Da könnten ja dann —») sind falsch: das vorhandene, reichlich reaktionäre Strafgesetz genügt durchaus, um Beleidigungen, Hoch- und Landesverrat, und was man sonst so sagt, wenn man Polizeiherrschaft meint, unmöglich zu machen. Daß das Rauchen auf den vormärzlichen Straßen in Berlin verboten war, wird von den Demokraten heute schmunzelnd angemerkt — daß es im Rundfunk nicht rauchen darf, obgleich es daselbst heftig räucht, wird, von wenigen Ausnahmen abgesehen, schamhaft verschwiegen.

Im Rundfunk kann nicht ein Wort gesprochen werden, das nicht eine unkontrollierbare, unverantwortliche und fast geheim wirkende Schar von beamteten und freien Reaktionären, mittleren Bürgern, braven Geschäftshubern verstanden und gebilligt hat. Mithin kann der Rundfunk niemals ein gewisses mittleres Maß übersteigen, was nicht allzuschlimm wäre — aber großen Volksteilen ist dadurch die Möglichkeit genommen, ihre Lebensformen, ihre politischen Forderungen, ihre Ideale, Wünsche, Anschauungen so zum Ausdruck zu bringen, wie das in einer Republik, die Demokratie plakatiert, der Fall sein

müßte. Die Zensoren verstecken ihre wahren Ziele hinter zwei Ausreden: erstens, der Rundfunk solle unpolitisch sein; zweitens, der Hörer beschwere sich über zu krasse und radikale Vorträge.

Einen «unpolitischen» Rundfunk kann es deshalb nicht geben, weil es etwas Unpolitisches auf der Welt überhaupt nicht gibt. Es gibt es das so wenig wie etwa ein Mensch «unmedizinisch» sein kann — jeder unterliegt den Gesetzen der Natur, der Anatomie, der Biochemie; auch Goethe, auch Stefan George, auch Edison. Vernünftige Anschauung der Welt fordert, daß der Anschauende nicht alle Sparten des Lebens mit einem Mal betrachtet; untersucht jemand also das Lebenswerk Schopenhauers, so kann er dabei dessen ökonomische Lebenslage wohl als einen der Gründe für seine Arbeit anführen, aber dabei kann er nicht stehen bleiben; während gewisser Partien dieser Untersuchung wird er den wirtschaftlichen Befund beiseite lassen müssen. Damit schafft er ihn nicht aus der Welt. Auch der Rundfunk schafft seine politische Grundierung damit nicht aus der Welt, daß er sie scheinbar ignoriert. Sie besteht.

Sie besteht sogar so deutlich, daß der Rundfunk, weit entfernt, politisch neutral zu sein, was ihm offenbar vorschwebt, politisch durchaus Partei ist. Die leisen Revanche-Töne, die Reichs-Archiv-Töne, die Lebensanschauung von Grundbesitzern, ehemaligen Offizieren, jetzigen Richtern, Großindustriellen, ihre Moral und ihre sittlichen Überzeugungen —: sie finden im Rundfunk mit einer Selbstverständlichkeit Gehör, die eben aufzeigt, welcher Klasse die Zensoren angehören. Versucht ein Freidenker, ein radikaler Arbeiter, ein Gegner der Abtreibung, solchen Anschauungen, die uns zum Beispiel ebenso selbstverständlich sind wie den andern ihre eignen, Ausdruck zu verleihen, so kann er sicher sein, zensuriert zu werden. Das ist eine häßliche Ungerechtigkeit.

Der zweite Einwand für die Zensur ist, der Hörer wolle solche Vorträge nicht. Hier hat nun — grade wie beim Kino — eine Erziehung des deutschen Volkes einzusetzen, die ihm so sehr fehlt: nämlich die Erziehung zur Toleranz. Es gibt nur zwei Wege. Entweder übt eine herrschende Kaste eine klare, eingestandene und allen erkennbare Diktatur aus —: dann ist's gut. Oder aber wir leben in einer Demokratie.

In solcher Demokratie hat jeder die Pflicht, den Gegner wirken und die Kraft der Argumente sprechen zu lassen, die Geschicklichkeit der Argumentierenden, die Umstände, die Kraft der Propaganda, bei gleichen Startmöglichkeiten. Ich halte kriegsverherrlichende Filme für ein Verbrechen; solange das gänzlich unzulängliche und verbrecherische Strafgesetzbuch, das wir bekommen werden, solches Delikt nicht vorsieht, habe ich kein Recht, die Vorführung derartiger Filme mit Gewalt zu verhindern. Ich kann in die Vorstellung hineinpfiffen, und ich tue es gewiß; ich kann den Film verreißen, ihn tadeln,

gegen ihn arbeiten — aber ich darf seine Vorführung nicht verhindern. Will ein Pazifist einen Kriegsfilm nicht sehen —: dann soll er nicht hineingehen.

Genau so aber liegt es umgekehrt. Will jemand die Verhöhnung seines Heiligsten im Rundfunk nicht mitanhören, so soll er abstellen; er hat kein Recht, seine Anschauung mit Gewalt durchzudrücken. Eine Rundfunkverwaltung, die sich dem randalierenden Spießer fügt, und zwar mit größtem Vergnügen fügt, ist nicht unpolitisch, nicht einmal politisch neutral, sondern sie ist einfach die Vertretung der herrschenden Klasse und ihrer Moralanschauungen. Diese Zensur hat gänzlich zu fallen. Es ist nicht damit getan, daß etwa der Schutzverband Deutscher Schriftsteller seine Leute in die Kommissionen delegieren darf; daß die Dichterakademie, die merkwürdig einflußlos bleibt, diesen oder jenen Übelstand abstellt; daß ein schlechter Schriftsteller, aber ein im geistigen zweifellos so reinlicher und ehrlicher Mann wie Wolfgang Goetz zufällig Gelegenheit hat, in einer Zensurstelle besonders üble Streiche zu verhindern: die Rundfunk- und die Kinozensur müssen fallen.

Die künstlerischen Folgen dieser Zensuren sind bei Kino und Rundfunk gleich merkwürdig.

Da es unmöglich ist, im Rundfunk das durchzudrücken, was der mittlere Hörer in seinen Beschwerdebriefen als «verstiegen» ansieht; weil man wohl ein Buch für achthundert Leser drucken, nicht aber einen Film für achthundert Zuschauer inszenieren kann, von einem seltenen Mäzenatentum abgesehen, so bleiben Kino und Rundfunk stets auf einer mittleren Stufe stehen. Gelingt es einem so seltenen Ausnahmemenschen wie Chaplin, auf der Basis der Allgemeinverständlichkeit sein Genie zu entwickeln, so stellt das eben einen Einzelfall dar. Als Hans Siemsen vor Jahren als erster eine anständige und gebildete Kinokritik forderte, war ihm beizustimmen; er wird inzwischen selber eingesehen haben, wo die Grenze der Kinokunst liegt. Sie liegt eben an der Stelle, wo — nicht etwa die Phantasie des Zuschauers —, sondern die Phantasie des Herstellers versagt: es kommt nichts auf die Leinwand, wenn es Herr Generaldirektor Klitzsch nicht versteht, und so sieht das dann auch aus. Die beteiligten Künstler ziehen den Film nach oben — den Grund, auf dem er steht, können sie nicht heben. (Gegenbeispiel: «Potemkin».)

Daher fehlen im Film fast alle Feinheiten, deren man in der Literatur Tausende finden kann. Daher fehlen im Rundfunk fast alle neuen, bunten, zarten, haardünnen Experimente, kaum ein Ton geht da hinaus, der in die Höhe gelangt. Ganz abgesehen davon, daß das Ohr, wenn es sich nicht um Musik handelt, gröber aufnimmt und vor allem langsamer als das Auge, braucht der Rundfunkzensor, damit er nachts gut schlafen kann, die Anerkennung des Seltsamen: er läßt also wohl aus den Werken Stefan Georges vortragen, weil «man» den kennt

— niemals aber würde ein junger Stefan George dort zu Wort kommen, was andererseits folgerichtig und sogar zu begrüßen ist. So, wie er ist, stellt der Rundfunk ein geistiges Zwischendeck vor.

Die Rundfunkzensur ist eine halb offen zur Schau getragene Waffe der Reaktion im schlechten und niedrigsten Sinne. Diese Kommissionen, Gremien, Instanzen und Ämter sind überflüssig, weil sie — wie ein großer Teil der deutschen Beamtschaft — keine produktive Arbeit leisten, sondern die Arbeit anderer Leute hindern. Die Rundfunkzensur drückt auf das geistige Niveau des Volkes, es darin einem Teil der Presse gleichtuend: beide lenken tobend vom Wesentlichen ab. Die Rundfunkzensur muß fallen.

DEINE WELT

Trudele dahin! Verkehre bei Ingenieuren!
 Laß dich als Redakteur von Staatsanwälten verhören!
 Sei eingeladen bei Snobs, die wichtigtuende Diplomaten
 schnurrend umschleichen, besonders die aus den kleinern Staaten!
 Entflieh der Familie! Rutsch die soziale Leiter hinauf und hinab —:
 es spielt sich alles unter zweihundert Menschen ab.

Wohn an der Weser, der Oder, der Weichsel, der Elbe —
 deine Gesellschaft bleibt immer, immer dieselbe.
 Immer dieselben Fahrt- und Leidensgenossen,
 wie mit Gittern sind dir die andern Gärten verschlossen.
 Freunde sind Schicksal, aber nicht zu knapp.
 Es spielt sich alles unter zweihundert Menschen ab.

Fahr nach Amerika! Wer steht im Hotel auf den Herrentoiletten?
 Rosenfeld. Und er spricht: «Was machen Sie in Manhattan?»
 Flieh zu den Eskimos, in des Eises kreischende Masse:
 der Dicke im Pelz ist bestimmt ein Kind deiner Klasse.
 Jag durch die Welt vom nördlichen bis zum südlichen Kap —:
 es spielt sich alles unter zweihundert Menschen ab.

Unsere Welt ist so klein. Dies mußt du wissen:
 Ganze Klassen und Völker sind nur deines Lebens Kulissen;
 du weißt, daß sie sind. Aber sei nicht verwundert:
 du lebst ja doch nur inmitten deiner zweihundert.
 Und hörst du auch fremde Länder und Kontinente erklingen:
 du kannst ja gar nicht aus deinem Kreise springen!
 Von Stund an, wo sie dich pudern, bis zum gemieteten Grab
 spielt sich alles und alles und alles unter zweihundert Menschen ab.

DER MANN, DER ZU SPÄT KAM

«Jetzt? Jetzt kommen Sie hier in Frankfurt an mit Ihren Ostereiern? Sagen Sie mal . . .»

«Ich bitte um Verzeihung. Sie meinen, es sei zu spät . . .?»

«Lieber Herr . . . wie war der werthe Name? Lieber Herr, was denken Sie sich eigentlich? Sollen wir vielleicht unseren Lesern kurz vor Pfingsten etwas von Ostern erzählen? Was für eine Vorstellung haben Sie vom Betriebe einer großen Zeitung? Nehmen Sie Ihre Eier wieder mit. Für uns sind Sie erledigt. Aus und vorbei. Ostereier vierzehn Tage nach Ostern! Machen Sie das immer so?»

«Ja.» Der geflügelte Bote legte die bunten Eier sorgfältig auf die Schreibtischplatte des Redakteurs, schüttelte die bestaubten Flügel und schwieg. Dann sagte er:

«Ich bin der Mann, der zu spät kommt. Ich komme immer zu spät.»

Der Redakteur streifte die Asche seiner Zigarette in den Aschenbecher, denn es war kurz nach den Feiertagen, und die Zimmer waren schön sauber, daher tat er es. «Sie kommen — Sie kommen immer zu spät?» sagte er.

«Ich komme immer zu spät», sagte der Mann schlicht.

«Und wie wirkt sich das in Ihrem Leben aus?» fragte der Redakteur mit mitleidigem Blick.

«Das sieht so aus», sagte der Mann. «Ich bin das Ding, das immer zu spät kommt. Ich komme als Kind ziemlich abgehetzt, atemlos zur Schule, wenn sich die letzte Klassentür unerbittlich geschlossen hat — ich komme ängstlich trippelnd an, klopfe schüchtern und werde mit einem Donnerwetter begrüßt; ich komme ins medizinische Staatsexamen manchmal ein ganzes Jahr zu spät und ich habe meine Zeit verloren: ich bringe dem Polizeibeamten die Erleuchtung wegen des letzten großen Verbrechens, aber erst dann, wenn der Täter längst über den großen Teich gefahren ist und in Kanada Birnen pflanzt; ich weiß die allerbeste, die allertreffendste Antwort, die man dem frechen Patron von der Konkurrenz zu geben hat — aber erst dann, wenn der schon weg ist; ich lasse den Lotteriezettel mit dem großen Los in das Haus der armen Frau flattern, aber sie ist schon tot, und ihre grinsenden Erben freuen sich ein Loch in den Kopf; ich bereue, was ich dem armen Mädchen angetan habe, die mir ihr Leben gegeben hat und ihre Liebe — aber sie ist schon fort, mit einem anderen verheiratet, nicht sehr gut übrigens, — zu spät, zu spät; ich entwerfe einen herrlichen Lebensplan, ich weiß genau, wie man es anfangen muß, um Zeit, Geld und Kräfte zu sparen; aber das weiß ich erst, wenn ich ein alter Mann bin, und dann nützt es mir nichts mehr — zu spät; — alle Eisenbahnzüge fahren mir vor der Nase weg; ich verpasse Revolutionen und Ordенаusteilungen; ich hätte damals Terrains kaufen sollen, aber ich bin zu spät ge-

kommen; ich habe den psychologischen Augenblick nicht benützt, um Lisa zu küssen, es ist zu spät; ich habe die aktuelle Zeitschrift nicht begründet, und als noch niemand nach Mexiko fuhr, bin ich nicht hingefahren, und jetzt ist es zu spät. Überall komme ich an, wenn alles vorbei ist; ich bin der Mann, der zu spät kommt — und hier, Herr Redakteur, sind meine Ostereier.»

Der Redakteur warf in jähem Entschluß seine ausgerauchte Zigarette auf den Fußboden. Er sah seinen Besucher fest an und sprach, jedes Wort betonend: «Sie — sind — ein — Schlemihl.»

Der geflügelte Bote erhob sich langsam und wollte die Ostereier ergreifen, die hier offenbar nicht benötigt wurden; er machte eine ungeschickte Bewegung, sie kollerten langsam zu Boden und zerbrachen. «Man sagt», sprach er leise, «daß der Schlemihl keinen Schatten habe. Ich habe viele Schatten — viele Menschen sind meine Schatten.»

«Ostereier zu Pfingsten», grollte der Redakteur dumpf. «Wie ich Ihnen sage: Sie brauchen nicht mehr wiederzukommen — stellen Sie die Lieferung an uns ein. Ich brauche Sie nicht mehr. Guten Tag.»

Der Bote stand schon an der Tür, wandte sich noch einmal halb um und wiederholte mechanisch: «Guten Tag.»

«Wie war doch Ihr Name?» fragte der Redakteur. Der Bote hatte schon die Klinke in der Hand, er verharrte noch einen Augenblick und ließ seine Augen über die zerbrochenen Ostereier gehen.

«Ich heiße Glück . . .» sagte er.

DER BÄR TANZT

Literatur:

F. M. Huebner: *«Das andere Ich»*

F. M. Huebner: *«Das Spiel mit der Flamme»*

Wolfgang Wieland: *«Der Flirt»*

Dürfen darf man alles — man muß es nur können.

Es gibt einen großen Bereich der deutschen Literatur, in dem nichts getan wird als: Banalitäten feierlich gesagt, einfache Vorgänge barock dargestellt, das Leben ins «Literarische» transponiert. Das geht bis hoch hinauf . . . Unten siehts aber auch ganz munter aus, und so will ich denn aus dem Rinnstein ein paar Blätter auffischen und, sie mit dem Spazierstock betrachtend, an ihnen lernen, wie man es nicht machen soll.

Ist es ein Zufall, daß im Werk jedes Klassikers die sexuelle Detailschilderung nur nebenher vertreten ist? Im Zeitalter der Bäume und Konsorten muß man sich erst aus einer falschen Gesellschaft herauswinden, um zu sagen, daß es gute und zu billige Gründe gibt, die

Koitusschilderungen verbieten. Da ist erst einmal, zu allererst und zu alleroberst, die Empfindsamkeit des Dichters: hat er die nicht, soll er die Hände von dergleichen lassen. Da ist auch, von den paar Fällen genialer Psychopathen abgesehen, der leise Verdacht der Spekulation, eben jenes Motiv, das unsereinen die Halbnacktkunst aller Art ablehnen läßt: man will nicht, frische Luft vorziehend, unter grinsenden Verhinderten sitzen. Jeder echte Kraftüberschuß gehört nicht hierher, nicht die Visionen der vom Geschlecht Besessenen, nicht das Spiel mit der Erotik.

Es besteht aber eine Sorte Literatur, deren Verfertiger verdienen, auf die Finger gehauen zu werden — und diese Beispiele da oben sind geradezu abschreckend schön.

Um Huebnern tuts mir leid. Der Mann ist noch unter S. J. ein anständiger und kluger Mitarbeiter der *Weltbühne* gewesen, und was in ihn gefahren ist, mag der Külz wissen. Bei ihm gibt es zunächst, als Vorspeisen, hochfeine Gespräche mit der Dame seines, sagen wir, Herzens.

«Sie sprechen in Rätseln.» — «Die Sie hinlänglich durchschauen.» — «Sie scheinen sich auszukennen.» — «Worin?» — «In diesen Rätseln.» — «Nur . . . theoretisch.» — «Belehren Sie mich.» — Und so.

Des weiteren sind da Gesellschaftsschilderungen, Darstellungen von pariser Bars, Restaurants — es gibt heute in allen Ländern eine solche Literatur, und immer ist sie nach demselben Rezept gearbeitet. «Der salonartige Raum wies vor der Hand mehr Hausangestellte denn Gäste auf.» Es ist ein Salon da. «Er schritt zum Kleiderständer, wo im Halter die Auslese javanischer Reitgerten hing . . .» Es sind javanische Reitgerten da. «Auf der Kommode, zwischen den hohen altchinesischen Vasen lagen Bücher größern Formats, die *Histoire des Peuples de l'Orient* von Maspero, eine englische Ausgabe des *Rubaiyat* und die *Reise ins Land der vierten Dimension* . . .» es ist überhaupt alles da. Denn dies ist das hervorragende Stigma einer ganzen Literatur: es imponiert ihnen.

Josephine Baker tanzt: es imponiert ihnen. Ein Botschafter sitzt in der Loge: es imponiert ihnen. Jemand spielt Polo: sie liegen auf dem Bauch. Und statt erst einmal das, was geschieht, unfeierlich zu sehen, um dann seinen Zauber ganz zu empfinden, umbrodelt die Geschehnisse ein süßer Schmus. Erst imponiert es ihnen; dann aber geben sie sich einen Ruck, machen das hochmütige Gesicht, das der Deutsche vor dem Kellner aufsetzt, wenn ihm nicht ganz wohl zumute ist, und ein lauernder, blitzschneller Blick zum Leser fragt: «Hast du auch bemerkt, wie es mir gar nicht imponiert?» Und: «Was sagst du nun? Was bin ich für ein Kerl? In welchem Milieu bewege ich mich? Woher habe ich diese feinen Beobachtungen? Imponiert es dir?» Denn das soll es.

Aber es ist ein Irrtum zu glauben, eine Darstellung werde dadurch

beschwingter, daß man einen amerikanischen Mann «Mister» nennt oder mit fuchtelndem Handgelenk Getränke aufzählt, die in fremden Ländern getrunken werden. Was dem einen seine Weiße, ist dem andern sein Apéritif, und damit muß man nicht protzen. Nichts komischer als diese berliner Superfranzosen, die mit verzücktem Schmatzen einen, man denke, Dubonnet auf der Zunge zergehen lassen. Dubonnet heißt auf Deutsch: Kahlbaum, wir wollen uns da nichts vormachen.

Das zweite Mittel, sich interessant zu geben, besteht darin, kein Ding so zu nennen, wie es wirklich heißt. Da hat nun leider, leider von oben her Thomas Mann ein schlechtes Beispiel gegeben; wenn bei dem einmal eine Tasse eine Tasse heißt, dann wird dieses gewöhnliche Möbel gewissermaßen in Anführungsstrichen ausgesprochen, so, wie der Polizeibericht gern von einer «Elektrischen» spricht. Was ist das? Das ist Impotenz. Denn nichts ist schwerer, nichts erfordert mehr Arbeit, mehr Kultur, mehr Zucht, als einfache Sätze unvergeßlich zu machen. «Handwerker trugen ihn. Kein Geistlicher hat ihn begleitet.» Die Worte mit der Wurzel ausgraben: das ist Literatur. Aber es ist gewiß bequemer, einfacher und imposanter, die Worte abzuschneiden und sie auf Draht zu ziehen. «Ihre Münder bissen sich an den Rändern der schlanken Sektkelche fest . . .» So siehst du aus. Aber so sehen auch die Sektgläser nicht aus, und ahnt denn so ein dürftiges, verquollenes Gewächs, wie schwer es ist, von den Zeitungsassoziationen abzusehen, sich ihrer eben nicht zu bedienen und die Wahrheit zu sagen?

So ist in dieser Literatur, deren Ab- und Unarten sich bis weit in die Höhen der bessern Autoren verfolgen lassen, das Leben herrlich veredelt. Die Leute gehen nicht, sondern schreiten stelzend hohe Schule, und was auch immer im Lichtkegel der Betrachtung liegen mag: hohe Politik, Sport oder das Geschäft — alles ist anders als im Leben, alles schwebt zwei Hand breit über dem Boden, und ferne davon, romantisch zu sein, ist dieser Klimbim nur verlogen. Ich sehe keinen an.

Das ginge ja noch. Aber wenn diese vollendete Ungrazie, die fetten Dunst für feinen Hauch, überladene Seelenornamentik für Kunst, Barock aus Gänsegrieben für den Inbegriff des Stils hält, wenn diese überstopften Literaten sich mit der Liebe befassen, dann muß das bei dem völligen Humormangel, der ihnen eigen ist, zu einem Unglück führen. Dieses Unglück hats gegeben.

Ihre gebügelte Pornographie hat wenigstens einen Vorteil: sie ist unmäßig langweilig, kann also keinerlei Schaden anrichten. In Frankreich wäre dies Zeug ein Lacherfolg, wenn man es überhaupt beachtete — Georges Courteline hat kaum nötig, die Worte zu sprechen: «J'ai l'horreur des grands mots. Ils ne démontrent rien, passent neuf fois sur dix la limite et n'étonnent que les ignorants.» Für die sind diese

traurigen Lustbücher offenbar geschrieben; in diesen, die ich da oben notgedrungen zitiert habe, und in noch einigen, die ich gar nicht zitieren mag, gehts so hoch her, daß man kaum hinaufspucken kann, was so not täte. Pornographie? Ja, aber auf fein.

«Und damit hat sie sich wie von ungefähr niedergebeugt und hat sie den Kleidersaum hochgerafft und nestelt sie in der Hüftengegend und schlägt sie jetzt, von den Schenkeln bis hinauf zu den Schlüsselbeinen, mit einem Ruck den Stoff auseinander. Mir knickt vor Wollust der Kopf nach vorn. Ehe ich mich fassen kann, schließt sie die Hülle und ist die Lichterscheinung ausgelöscht.» Wie man dabei ernst bleiben kann! Wie man das wirklich und wahrhaftig aufs Papier setzen kann, ohne sofort mit einem dicken Blaustift einen beschämten Strich zu machen! Wie man nicht fühlen kann, daß das komisch ist und nichts weiter! Der tanzende Bär kann es — zum Gedudel eines literarisch verstimmtten Leierkastens.

«Es ist keineswegs der altbekannte Schüttel der Wollust.» Dieses Wort, das ich in meinen privaten Sprachschatz aufgenommen habe, ist, mit Verlaub zu sagen, ein Griff — und solcher Untergriffe weisen diese Bücher nicht wenige auf. Am heitersten ist der Sechser-Casanova, wenn er Papierdeutsch schreibt und Orgien meint: «Indessen scheint es, daß sie keinerlei Neigung besitzt, unserer Schäferstunde den Verlauf bloßer Kurzweil zu geben.» Wenn er gegenständlich wird, ist er unappetitlich, sicherstes Zeichen künstlerischer Mannesschwäche. «Vom Umfassen ihrer Büste hat der Ärmel meines Jacketts ihren Duft mitgenommen. Ich hebe den Ärmel an die Nase.» Ich auch — aber um sie mir zuzuhalten. Und dann muß ich loslassen, weil man mit zugehaltener Nase nicht gut lachen kann. «Sie rollen wie Ringer umeinander. Einmal ist der eine, dann der andre oben, zitterte es aus ihrem Munde.» So geht es im deutschen Familienleben zu.

Was an dieser Sorte Schriftstellerei so außerordentlich erheiternd wirkt, ist ihre den Fabrikanten unbewußte Komik. Es ist unmöglich, solche körperlichen Vorgänge ohne das Bewußtsein von ihrer humorhaften Unzulänglichkeit, von ihrer Tierhaftigkeit, von ihrer Lächerlichkeit zu schildern — es braucht das nicht gesagt zu werden, wenn der Schilderer es nur fühlt, wenn ers nur weiß, wenn er sich nur einmal darüber klar geworden ist, daß er in keinem dieser Augenblicke vor seinen Nebenmenschen etwas voraus hat, daß er gerade in diesem Moment nicht herrscht, sondern unterworfen ist. Der feierliche Ernst, mit dem Liebesvorgänge als imponierendes Plus des Autors dargestellt werden; der männchenhafte Dummstolz; der Pomp, dem man nur einen Nachtopf an die Seite zu stellen braucht, auf daß alles aus ist — warum kann man Romeo und Julia nicht damit beschämen, daß man das Wort «Bauch» ausspricht? Weil ihr Pathos ebenso irdisch wie überirdisch ist; weil ihre Leidenschaft nicht klebrig haftet, sondern bei aller

Gegenständlichkeit wie Musik zittert und entschwebt, und weil jeder Schimpf auf den Zwischenrufer zurückfiel. «Den Schauspieler möchte ich sehen», hat der alte Fontane einmal gesagt, «der den Hamlet mit einem weißen Bändchen spielen kann, das ihm aus der Hose heraushängt!» Diesen Figurinen aber hängt es dauernd heraus, der Autor merkt nicht, und wenn er pathetisch wird, dann muß man lachen.

Im Augenblick aber, wo nicht von «Thema» geredet wird, verläßt den Literaten die Feinheit, ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben, und das sieht dann so aus: «Die grauhaarige englische Lady, drüben zunächst dem Christbaum, ließ das Spielzeugäffchen, ein Weihnachtsgeschenk von seiten der Geschäftsleitung, aus dem tiefen Ausschnitt ihres Kleides heraus . . .» Das kann der redaktionelle Hinweis auf das Inserat in unserer achten Beilage auch nicht besser.

Unterbrochen wird dieser Unfug durch Entgleisungen, die fast wehe tun. «Mit den Armen biege ich sie in der Taille ab, drücke sie vollends zu Boden, schlage von den Beinen, die sich schon spreizen, die Rockfalten zurück und tue mich gütlich wie der Soldat an seinem Sonntagschatz.» Das ist nur mit einer Seekrankheit zu beantworten. Wenn die vorbei ist, muß — leider, leider — gesagt werden, daß in dem «*Steppenwolf*» Hesses ähnliche Stellen stehen, deren Peinlichkeit nur durch die Tragik gemildert wird, die das Geschick des Autors darstellt. «Während wir schweigend in die geschäftigen Spiele unsrer Liebe vertieft waren . . .» Welche Ungrazie! Es riecht wie in einem überfüllten Dampfbad, man mag das nicht, hinaus! hinaus!

Von schlimmeren Auswüchsen zu schweigen. Der Hanswurst, der das Buch über den Flirt geschrieben hat . . . Es erinnert an die Geschichte von jenem englischen Sergeanten, der an einer dunkeln Hafenummauer ein Mädchen anspricht und ihr gleich zu Beginn der Unterhaltung, sein, sagen wir, kurzes Seitengewehr in die Hand drückt. Und sie: «Ach, du Flirt —!» Auch muß der Verfasser unbedingt Willi Schaeffers gehört haben, von dem das kurze Wort stammt: «Ich glaube, die läßt sich flirten.» So ein Buch ist das. Und wie altmodisch diese königlich preußischen Erotiker alle sind! Da wimmelt es von «*Taillen*» und «*Spitzengeriesel*» — wo rieselt denn das heute noch? «Und so erschöpft sich der aktive Flirt der Frau in Berührungen dieses Gliedes, das auf unauffällige Weise meist schon durch die Hosentaschen erreichbar ist . . .» Es sind tobsüchtig gewordene Studienräte der Liebe.

Ganz besonders schlimm, wenn sie ihre medizinische Literatur gelesen, halb verstanden, kaum verdaut und unvollkommen vomiert haben. «Danach scheidet sich uns das ganze weite Reich sexueller Beziehungen der heutigen Kulturmenschheit in drei große voneinander scharf getrennte Gebiete.» Nun? «Beischlaf, Perversität und Flirt.» Was etwa der Skala: Sozialismus, Beethoven und Stachelbeerkompott entspricht. Aber solche Bücher werden von einem immerhin nicht ganz

und gar windigen Verlag verlegt, sie werden wohlwollend besprochen, ausgestellt . . . nur eines werden sie nicht: sie werden nicht gebührend ausgelacht.

Zugegeben: das sind Paradepferde des Geschmackmangels, der Taktlosigkeit, der erhitzten Impotenz. Aber es ist da ein Element, das sich durch Hunderte von Büchern zieht — es ist die offenbare Unfähigkeit des Deutschen, Erotik bildhaft und doch nicht klebrig wiederzugeben. (Bestes Gegenbeispiel gegen diese Schmierer: Heinrich Mann.) Das schwankt zwischen Brutalität und butterweicher Sentimentalität hin und her, ist unsicher, bekommt einen roten Kopf und schreibt nun, je nachdem, moralische Bücher oder dumme Schweinereien. Mit Erotik hat das nichts zu tun.

Ich habe einmal in Paris einen alten Freund Toulouse-Lautrecs besucht; in seinem Salon hingen einige Originale, Pastell, Öl, Skizzen . . . Da war auch ein Paar im Bett, achtlos glitten meine Augen darüber hinweg — nichts ging von dem Bild aus oder doch wenig. Aber da war ein Halbakt, eine Frau, die vor der Waschschüssel steht — und eine Wolke von Parfum, von Frauenduft, von der sinnlichen Nähe des Fleisches kam herüber, und es war doch nichts zu sehen und alles.

Man hat es, oder man hat es nicht. Diese sanft aufgeilende Wirkung solcher Bücher aber sind nicht etwa ein «Schandmal unserer Zeit» — das mag die *«Deutsche Zeitung»* und die Generalanzeigerpresse der Provinz ihren Lesern erzählen, deren praktische Erosgymnastik einen verstehen läßt, woher nur solche Schädel und solche staatsershaltenden Gesichter kommen — sie sind einfach schlechte Literatur und verdienen, restlos verlacht zu werden. Beschwingte Heiterkeit, Frechheit, Witz, Ironie, echtes Pathos: alles, alles ist möglich. Nur diese Quadratklacheln nicht, die sich zum Tönen einer Mozartschen Musik auf die Hinterbeine stellen, einen Ring durch die Nase, und brummend, mit offner Schnauze, aus der der Speichel tropft, tanzen, wie ein Bär tanzt.

HÄNDE AN DER SCHREIBMASCHINE

Meine Schrift kann niemand lesen,
nicht mal ich. Nur noch Chinesen
pinseln wichtig.
Ich will kein solch Pinseler bleiben.
Mit acht Fingern laßt mich schreiben!
Aber richtig!
Hebel rauscht, und Glöckchen klingt,
und die Schreibmaschine singt:

Firma Anton Eiermann
sel. Nachfolger
Würzburg an der Würze

Berlin NW 87, den heutigen

Sehr geehrter Herr!

Auf Ihr gefl. wenn auch ausverschämtes Schreiben vom 16. d. M. erlauben wir uns, Ihnen mitzuteilen, daß von einer unpünktlichen Zahlung unsrerseits überhaupt keine Rede sein kann.

Sie haben uns bisher erst 9mal (in vier Wochen) gemahnt, und kann das in Anbetracht der allgemeinen Geldknappheit nur als völlig
normal

Übung kommt so mit den Jahren.

Und ich schalte wie beim Fahren
dritten Gang ein.

Hoppla, Kurve! Achtung, Liebe!

Und ich schalte wie beim Fahren
jeden Klang ein.

Hebel rauscht, und Glöckchen zirpt,
und die Schreibmaschine wirbt:

Dir nur sagen, daß ich Dich so *leidenschaftlich* liebe, daß es schon allen meinen Bekannten auffällt, wie schlecht ich aussehe. Ich habe im letzten Monat 8 (acht) Pfund abgenommen, und das alles auf Dich herauf. Mein kleines Mäuseschwänzchen, wenn Du es irgend einrichten kannst, dann komm doch Sonnabend schon ein bißchen früher, aber zieh Dir nicht die Schlüpfer an, weil ich Dir etwas Wichtiges

Tausend Finger laufen eilig
amtlich, dienstlich, polizeilich
auf den Tasten.

Aufgebote für die Heirat,
das Gesuch beim Polizeirat,
Steuerlasten.

Hebel schnattern, Walze steht,
und die Schreibmaschine fleht:

An den Herrn
 Regierungspräsidenten
 Magdeburg

In Erneuerung meines Gesuchs vom 5. 4. 23 erlaube ich mir ergebenst auf beregte Angelegenheit zurückzukommen und um eine Namensänderung nochmals dringendst zu bitten. Die Tatsache, daß ich Schlotterhose heiße, hat mir bereits im geschäftlichen sowie auch im privaten Leben außerordentlich geschadet, und bitte ich, mir wenigstens durch einen Gnadenakt das

L

zu erlassen, wovon ich mir eine wesentliche
 Besserung

Unser Leben, eingefangen,
 ist durch dich hindurchgegangen,
 Guillotine!
 Unsere Freuden, unsere Sorgen,
 gestern, heute, übermorgen —
 o Maschine!
 Hebel wirbeln, Wagen knackt,
 und die Schreibmaschine tackt:

Sie dämliches Luder nur davor warnen, sich noch einmal im Geschäft so mausig zu machen. Wo doch Ihre Tochter Lottchen in der ganzen Straße bekannt ist als Rumtreibersche und auch Ihre Frau abends immer sehr spät und nicht immer allein nach Hause kommt wenn Sie mal auf Geschäftstuhler sind. Dass Ihr Sauberer Herr Sohn ein Verfahren wegen der kleinen Wechselsache bei seiner Firma auf dem Hals hat, wird er Ihnen wohl nicht gesagt haben aber ich sage es Ihnen Sie Ochsenpantoffel!

Ein Freund des Hauses!

Alles weißt du, Maschine, immer stehst du startbereit!
 In dir ist unser Beruf, unser Leben und unsre ganze Zeit.
 Sogar auf Reisen kommst du mit, praktisch und gut verpackt,
 bis eines Tages zum letzten Male dein Hebel knackt.

Millionen Konzerte steigen täglich auf aus Stahl und Papier.
 Was wären wir ohne dich, du Geschäftsklavier —!

WER KENNT ODENWALD UND SPESSART?

«Ich hab mein Herz . . .»

Was ein richtiger Deutscher ist, so kennt der sein Italien und Sizilien und die Riviera und Schweden und Norwegen . . . aber ob er auch sein eigenes Land genau kennt, das steht noch sehr dahin. Wer ist schon einmal auf der Kurischen Nehrung gewesen? Wer kennt die naturerfüllte, menschenleere Struktur des böhmisch-bayerischen Waldes? Deutschland hat zwischen Holstein und Zugspitze mehr Schönheiten als sich seine Schulweisheit träumen läßt.

Was das Herz in Heidelberg anbetrifft, so haben wir davon genug gesungen, der Mensch besteht nicht nur aus dem Herzen allein, und drum herum ist es auch ganz schön. Von Heidelberg nach Nordosten zu gibt es viel zu sehen, noch mehr zu wandern und allerhand zu trinken.

Das sieht nun so aus:

Wer diese süddeutschen Waldgebirge im Auto bereisen will, was fast mühelos zu machen ist, der richte sich so ein, daß er hübsch langsam fahren kann, er wird sonst wenig Genuß von seiner Fahrt haben. Reisen ist eine Kunst — mit dem Auto zu reisen ist eine große Kunst.

Wer Spessart und Odenwald aber zu Fuß durchwandern will, wird wahrscheinlich den größeren Genuß davontragen. Er wird drei Schönheiten in sich aufnehmen können: den Wald, den Wein und die kleinen Städte.

Diese kleinen Städte — am Main und am Neckar — sind in jeder Jahreszeit schön, am schönsten aber im Herbst, wenn die Luft klar über den alten Dächern steht und die Architektur sich scharf gegen den hellen Himmel abhebt. Wundervoll, wie Fluß und Landschaft fast immer zusammenstehen, wie organisch so ein Städtchen um den Fluß herum und an ihm entlang gewachsen ist, so daß sich das breite Flußbett mühelos in das Bild einordnet. Selten nur stört ein Fabrikschornstein oder ein verständnislos angelegtes Gebäude den Gesamtaspekt, den man nicht: «malerisch» nennen sollte, sondern: «natürlich» — die Städtchen sind in diese Natur hineingewachsen, gehören ihr einfach an und bilden mit ihr ein Ganzes. So am Neckar, so die alten kleinen Orte am Main, die noch oft ihren alten Charakter voll bewahrt haben. Für sie alle gibt es nur einen einzigen Wink an den Reisenden: man laufe keinen echten oder eingebildeten «Sehenswürdigkeiten» nach, sondern lasse die Musik dieser süddeutschen Landschaft auf sich wirken wie einen Orgelklang. Wer sich vor der Reise in ein paar Landschaften Dürers versenkt, tut vielleicht mehr für eine gute Vorbereitung als der emsige Geschichtsjäger mit dem Führer in der Hand; es gibt ja Reisende, bei denen man das Gefühl nicht los wird, daß sie nur ausziehen, um zu sehen, ob auch noch alles da ist . . .

Besonders der Norddeutsche wird diese Gegend lieben, weil sie so anders ist als seine Heimat; sie ist, fast möchte ich sagen, gelassen, menschliche Ansiedlungen sind der Natur nicht abgerungen, sondern ruhen friedfertig im Grünen; bei allem Fleiß der Bevölkerung ist etwas Leichtes in der Luft, die Sorgen wiegen, scheints, nicht so schwer, und jeder freut sich, daß er auf der Welt ist.

Manchmal trifft mans ganz idyllisch: Kloster Bronnbach ist wie eine Fermate an Stille, nicht einmal der nahe Eisenbahndamm kann uns stören, Klosterhof und berankte Mauer atmen Ruhe und Beschaulichkeit; es sind das jene Flecken, die in jedem Großstädter unweigerlich den Wunsch erwecken: hier sollte man . . . hier müßte man . . . Und dann geht man weiter.

Das süddeutsche, spielerische, farbenfrohe Barock ist hier überall zu finden — es knallt mitunter vor Buntheit wie ein bunter Bauernstrauß, ist aber fast immer in künstlerischer Zucht gebändigt. Nebeneinander liegen stets der alte Fachwerkbau der Bürger, der Zünfte, der Arbeitenden — und das feierlichprunkhafte Barock der damals Herrschenden, der Bischöfe, der kleinen Fürsten. Es stimmt aber gut zusammen, weil dieses Bürgertum seinen Stolz nach oben gehabt hat, man siehts an der Architektur, die ja überall für den, der sehen kann, einen soziologischen Wertmesser ersten Grades darstellt. Oft liegt eine Burg über dem Ort, ihn beschirmend, beherrschend, für sich reklamierend — wer Zeit hat und vor der Reise ein bißchen gelesen hat, wird erkennen, wieviel deutsche Geschichte hier über das Land gefahren, gezogen, marschiert, gestürzt und getobt ist. Es ist auch etwas von ihr hängen geblieben, wie ja immer etwas zurückbleibt; man fühlt hier ungeheuer intensiv, was das ist: Deutschland.

Man föhlts auch in den Wäldern.

Hier herrscht der Laubwald vor, und wenn er auch nie mehr das werden kann, was er nach den alten Jagdberichten einmal gewesen ist: ein Ort, strotzend von Getier, erfüllt vom Kreischen, Singen, Kriechen, Hüpfen und Röhren der Tiere, wenn unser Wald fast überall schon eine mäßig belebte und bewegte Holzkammer geworden ist, so atmet er doch sehr viel deutsche Luft. Der Spessart hat stellenweise noch den Charakter der alten Wildparks bewahrt, die einmal in ihm gewesen sind, auch laufen noch viele Wildsauhen herum (aber fürchten Sie sich nicht, gnädige Frau, sie tun nichts; nur der einzelgehende Eber ist ein böser Bürovorsteher des Waldes; wenn Ihnen aber eine dicke Mama mit ihren kugeligen Kindern über den Weg trudelt, bergen Sie sich nur getrost an der Brust Ihres Gemahls, dem zwar auch nicht ganz wohl dabei ist, der es aber doch nicht so zeigen darf . . .) — der Laubwald also herrscht vor, hügelig aufgebaut, mit hohen, weiten Wipfeln; manchmal, bei grauem Wetter, steht so eine dunkelgrüne Masse starr und still in der Luft, ruhend, unbeweglich . . . Es liegt ein musikalischer

Friede auf den Waldschneisen, weite sonnenbetupfte Wege gibt es, über die irgendein kleines Tier hoppelt, dann ist es wieder ganz still, und wenn nicht gerade, was selten ist, ein Flieger über die hohen Bäume dahindonnert, dann können Sie die Zeit vergessen und, wenn Sie wollen, auch sich selbst.

Ja, und dann der Wein.

Wer den Bocksbeutel gut kennt, dem werde ich nichts erzählen; wer ihn aber nicht gut kennt, der sei gewarnt. Er hat keine Blume, und man merkt ihm nicht so ohne weiteres an, was in ihm steckt — aber er hats in sich. Man trinke ihn möglichst auf den Weindörfern, und wenn die Zeit danach ist, versäume man niemals, den Most zu probieren (jeder verträgt davon ein Glas weniger als er glaubt) — und auch den jungen Wein des Vorjahres trinke man, den es überall offen zu kaufen gibt. Der Wein ist kräftig, hart, eine richtige Männersache — für die mitwandernde Dame werden Sie, in den meisten Fällen, irgend etwas Nasses bestellen, aber nicht gerade Steinwein. Wenn Sie einen ganz besonders schönen und süffigen Wein gefunden haben, dann nehmen Sie sich ein paar Flaschen mit oder lassen Sie ihn sich nach Hause schicken, wohin er in dieser Qualität fast niemals dringt.

Es ist keine Leierkastenpoesie in dieser Landschaft, und die dummen Kitschlieder haben im Grunde nichts mit dem Odenwald, nichts mit dem Spessart, nichts mit den süddeutschen Waldgebirgen zu tun. Wer zwischen dem Dreieck: Frankfurt — Würzburg — Heidelberg einmal langsam im Auto reist oder zu Fuß wandert, der hat an Wein, Städtchen und Wäldern ein Erlebnis, das ihn ins Mark Deutschlands führt, in jenes Deutschland, das der Deutsche nicht so gut kennt, wie es das verdient.

PETER PANTER

Privat-Sekretariat
Abteilung: Gefühle
Tgb.-Nr. 1427/28 G b 3

Paris, den heutigen.

Sehr geehrter Herr Uhu!

Bezugnehmend auf Ihre werte Anfrage vom neulichen dieses Monats, erlaube ich mir, im Auftrage von Herrn Peter Panter auf die Frage, ob sich derselbe schon einmal im Mai verliebt hat, folgendes ergebenst zu erwidern:

Laut Verordnung des Panterischen Leibarztes, Herrn Dr. Woronoff, verliebt sich Herr Panter im Mai grundsätzlich nicht. Etwaige Verliebtheiten werden in den November placiert, und auch diese nur in bescheidenem Umfange (etwa 1 Eßlöffel wöchentlich).

Für den Monat Mai sind — immer laut ärztlicher Verordnung — lediglich Auffrischungen alter Lieben vorgesehen. Sie haben den Vorteil, daß die Emotion Panter dieselbe oder doch fast dieselbe ist wie bei einer Neueinstellung. Wir halten es da wie das Publikum im Theater, von dem Tristan Bernard gesagt hat: «Es will überrascht werden, aber nur durch das, was es schon kennt.» Auf diese Weise hat die Abteilung «Gefühle» bisher nur Erfolge zu verzeichnen gehabt.

Für dieses Jahr werden wir Herrn Panter vorlegen:

Lisa (lfd. No. 436)

Kitty (No. 234)

Margot (No. 1003)

Die Kosten sind allerdings etwas höher zu veranschlagen als bei Neueinstellungen: so hat Lottchen im vorigen Jahr etwa 836 Mark für Futterkosten, 450 Mark für improvisierte Geschenke, 3,50 Mark für vorbereitete Geschenke verschlungen.

Herr Peter Panter sieht dem Mai gefaßt entgegen: wir haben ihn völlig renovieren lassen, er ist neu gestrichen und sieht, wenn man nicht genau hinsieht, aus wie Casanova bei Gewitter.

Indem wir von Ihnen dasselbe erhoffen, zeichnen wir
ohne Mehranlaß für heute

als Ihr sehr ergebenes
Privat-Sekretariat Panter
gez. Erika

MEINE FLIEGER — DEINE FLIEGER

Unsere Flieger haben über den Ozean gemacht —
deutsche Energie! deutsche Energie!

Unsere Flieger hatten eine Schreckensnacht —
so was war noch nie!

Hier ihre Biographie!

Kikeriki —!

Und wir brüllen, daß es durch die Straßen gellt:

«Unsere Flieger sind die ersten auf der Welt!»

Eure Flieger sind ganz nette Leute —

aber kleingedruckt, auf der zweiten Seute.

Unsere Flieger sind der Stolz des Landes!

Vive la France! Quelle rumeur!

Unsere Flieger sind der Gipfel ihres Standes —

Réception et la Légion d'Honneur!

Und dahinter stehn die Industrien,

und sie grinsen in Paris wie in Berlin . . .

Eure Flieger sind ja schließlich nur
eine kleine zweite Garnitur.

Unsere Flieger fliegen heut nach Mexiko!

Gods own country — our America!

Unsere Flieger halten das Niveau —

For the colonel:

Hip, Hip, Hurra!

Jede Zeitung hat uns das gesagt:

Hat da einer einen Flug gewagt,

wächst empor zum höchsten Firmament

noch der allerdümmste Abonnent.

— «Weil du, Landsmann, doch aus gleichem Holz bist,
bin auch ich ein Held, der johlend tanzt!»

Sage mir, worauf du stolz bist,

und ich sage dir, was du mir kannst.

Unsere Flieger! Unsere Flieger!

Die sind Sieger! die sind Sieger!

Eure Flieger, gar nicht zu vergleichen,

können unsern nicht das Wasser reichen.

Will der Stammtisch aller Welt nicht ohne Lust sein —:
braucht er

Kino, Kirche und das Nationalbewußtsein.

FRAGEN AN EINE ARBEITERFRAU

Bist du sein guter Kamerad

und stehst an seiner Seite — ?

Und bist du ihm auf jedem Pfad

im Kampf mit diesem Klassenstaat

Gesellschaft und Geleite — ?

Hat er die Frau, die ihn versteht?

Ist euch *ein* Lied erklungen?

Und weißt du auch, warum er spät

noch abends in Versammlung geht:

für dich und deinen Jungen —?

Und ist dein Herz denn auch dabei?

Seid ihr die richtige Zweiheit?

Und machst nicht nur die Kocherei?
und tust auch was für die Partei?
Für Licht und Luft und Freiheit —?

Und hilfst du ihm auch für und für
im Wirken und im Schaffen?
Und bildest du dich nach Gebühr?
und stehst nicht an der Kirchentür?
und hörst auf keinen Pfaffen —?

Und hältst du ihn auch nicht zurück,
wenn rote Fahnen rufen —?
Er kämpft für euer Lebensglück!
Geh mit ein Stück! Geh mit ein Stück!
Empor zu neuen Stufen —!

Du, Mutter, halt den Alten jung:
es kann ihm gar nichts schaden.
Du, Frau, trägst viel Verantwortung.

Und hoch ertönt im neuen Schwung
das Lied — das Lied
vom guten Kameraden —!

SONNTAGSMORGEN, IM BETT

Was — was ist?

Ach so. Heute ist Sonntag. Da kann ich noch liegen.
Mit den Schultern kuscheln. Mich ans Kopfkissen schmiegen —
Aus alter Gewohnheit wacht man sonntags immer
so früh auf wie wochentags — das kommt vielleicht von dem Schimmer
da von den Jalousien — was ist denn das für ein Geratter und Gebraus?
Na, jedenfalls heute muß ich nicht raus.

Ich kann heute ganz stille liegen und ruhn.
Und muß gar nichts. Und hier kann mir keiner was tun.
So ein Bett ist eigentlich eine schöne Sache —
da müßte noch so eine Sonnenplache
drüber sein, und dann fährt man damit überall hin.
Woher kommt das, daß ich heute so furchtbar müde bin —?

Gestern abend haben wir wesentlich zu viel Schwedenpunsch getrunken,
Paul war zum Schluß ganz in seinen Sessel versunken;

ich habe auch noch so einen komischen Geschmack im Mund
und — —

Halb neun! Da muß ich richtig wieder eingeschlafen sein.
Sonntagmorgen im Bett, das ist fein.

Das heißt: Was nun noch kommt, ist weniger schön . . .

Heute muß ich zu Onkel Otto und Tante Frieda gehn —

Margot ist auch da, die keusche Lilie . . .

Warum, lieber Gott, ist man sonntags stets in Familie?

Vor Tisch sind sie beleidigt, und nach Tisch sind sie satt —

wenn ich dran denke, wird mir jetzt schon ganz matt.

Abends ist Theater . . . morgen muß ich unbedingt mal mit Kempner
telefonieren:

Er muß mir die Diele billiger tapezieren —

achtzig ist zu viel — der Junge ist wohl nicht ganz gesund!

und — —

Halb zehn!

«Willi! Aufstehn! Aufstehn!»

Ja doch, ja!

Ich stehe ja schon auf, Mama —

Jetzt geht der Sonntag los! Nein: eigentlich ist er jetzt vorbei.

Jetzt kommen die Zeitungen und Briefe und Telefon und Geschrei.

Das ist nun weniger geruhsam und labend . . .

Aber so ist das im Leben:

Das Schönste vom Sonntag ist der Sonnabend Abend.

VOR UND NACH DEN WAHLEN

Also diesmal muß alles ganz anders werden!

Diesmal: endgültiger Original-Friede auf Erden!

Diesmal: Aufbau! Abbau! und Demokratie!

Diesmal: die Herrschaft des arbeitenden Volkes wie noch nie!

Diesmal.

Und mit ernstern Gesichtern sagen Propheten prophetische Sachen:

«Was meinen Sie, werden die deutschen Wahlen im Ausland für
Eindruck machen!»

Und sie verkünden aus Bärten und unter deutschen Brillen

— wegen Nichtkickenkönnens — den höchstwahrscheinlichen Volkes-
willen.

Sprechen wird aus der Urne die große Sphinx:
Die Wahlen ergeben diesmal einen Ruck nach links.

So:



Diesmal werden sie nach den Wahlen den Reichstag betreten,
diesmal werden sie zum Heiligen Kompromisius beten;
diesmal erscheinen die ältesten Greise mit Podagra,
denn wenn die Wahlen vorbei sein werden, sind sie alle wieder da.

Diesmal.

Und mit ernsten Gesichtern werden sie unter langem Parlamentieren
wirklich einen Ruck nach links konstatieren.

Damit es aber kein Unglück gibt in der himmlischsten aller Welten,
und damit sich die Richter nicht am Zug der Freiheit erkälten,
und überhaupt zur Rettung des deutsch-katholischen-industriellen
Junkergeschlechts

machen nach den Wahlen alle Parteien einen Ruck nach rechts.

So:



Auf diese Weise geht in dem deutschen Reichstagshaus
alle Gewalt nebbich vom Volke aus.

AUF DEM NACHTTISCH

Merkwürdig ist das, wenn der Leib da liegt und ein reger Verkehr im Organismus vor sich geht: die Milz klingelt bei der Leber an, wie es ihr denn gehe; das Reichsmagenamt teilt Pepsin aus; in den Krampfadern findet eine Betriebsversammlung statt («Die Abschaffung der Krampfadern würde die Brotlosmachung von Tausenden von Arbeitern bedeuten . . .»); in der Abteilung Herz sind kleine Unregelmäßigkeiten zu verzeichnen, offenbar ist dieses Herz unter dem Zeichen des Phöbus geboren . . . die Nasenscheidewand regelt den Verkehr, und in der Speiseröhre geht ein landfremdes Element herauf und herunter. So herrscht reges Leben allenthalben — nur die Großhirnrinde liegt scheinbar in tiefem Schlummer. Sie träumt . . .

Der Leib ruht in pariser Kissen; die Großhirnrinde turnt um den Potsdamer Platz, mit einem Gefühl, jenem nicht unähnlich, das man bei prasselndem Kaminfeuer verspürt, wenn draußen ein solider Landregen rauscht. Schön ist Berlin von weitem —

Valleicht nicht? wo wir Zillen haben, unsern Zille? Vater Zille, der du vom spitznäsigen Willi eines Abends mit vielen, vielen

Grogs im Leibe nach Hause gegangen bist, es war Glatteis, und du hattest in beiden Manteltaschen Sand, und streutest vor dich her, eine nicht immer grade Spur hinter dir lassend . . . sei begrüßt, Vater Zille, sei begrüßt —!

Obenauf, auf dem Nachttisch, liegt dein neues Buch. *«Bilder vom alten und neuen Berlin»* heißt es und ist bei Carl Reißner in Dresden erschienen. Da geht mir das Herz auf. Frau Olga Ritz, Hebamme in Berlin NO: «Ob ich mir nu auch noch nen Bubikopf schneiden lasse —? Ach nee, nee — dann denken die Jeburten, da lauert een Mann und trauen sich nicht raus!» Man schmecke das Wort *«Jeburten»* nach und bleibe ernst, wenn man kann. Da lachen ja die Wanzen hinter der Tapete. Und zeichnen kann der Mann —! So eine Schanksohnette (aus dem Jahre 1905), gesehen bei Mutter Haberlandt, in der Münzstraße, eine, die grade singt: «Der kommt mir nicht in mein Medalljong hinein!» und damit deutet sie auf den geschnürten Bullerbusen, damit es keinen Irrtum gibt —: wie jeder Strich sitzt, wie das hingehauen ist, aber eben von einem Beobachter, der lange stille gesessen hat, um so etwas machen zu können. Und: «Mutta», fragt der kleine Junge, «wo ham wir uns eijentlich so kenn jelernt . . .?» Ja, wo — — Das zeichnet er auch, wo. In den Kabuffs, die Vater Haberlandts Politik und der deutsche Reichswehretat für die minderbemittelte Schützengrabenbevölkerung übrig gelassen haben. Und manchmal wirds schwer metaphysisch. Paul: «De olle Schulzen sagt, mit ner Zuckerschnur uffhängn wär een süßer Tod!» Sonja: «Wenn ooch — aber de Seele muß hinten raus!» Dieser Lehrsatz verdient längeres Nachdenken . . . Und nur, wenn Meister Zille feine Leute zeichnet, dann gehts etwas bänglich und merkwürdig zu. Die sehen alle so aus wie aufgebügelte Proletarier aus dem Jahre 1905. Aber sonst — aber sonst ist das Buch so wie der fröhliche Kindervers am Schluß:

Kaisers Kinder habens fein

Eia — weia — kackestein!

Obenauf lag gar nicht Zille. Obenauf liegt ein Filetsteak ungewöhnlicher Größe, zu dem mich der Vorsitzende des Reichsbundes Deutscher linksseitig entwickelter Embryos eingeladen hatte: der Mann weilte in Paris, um den Franzosen klar zu machen, daß sie die Rheinlandbesetzung nun aber endlich aufgeben müßten. Das heißt: er sagte das hier mit halben Worten, lobte ansonsten die Franzmänner und sprach davon, wie schön Deutschland heute sei, wie pazifistisch, wie friedlich gesonnen und wie republikanisch von vorn bis hinten; ein ganzer Europäer sprach da. Dann, als der Vorsitzende wieder zu Hause war, wurde er stark national, behauptete, es den Franzosen aber ordentlich gegeben zu haben, und entfaltete jenes Raimundsche Taschentuch. «Ich war zwei Tage in Paris» stand darauf zu lesen. Solche deutschen Besucher haben wir hier viele, und die französischen Sozialisten, deren

Instinkt für das Trüglische untrüglich ist, haben diese Besucher gern. Von *«Temps»* zu *«Temps»* sickert dann etwas militärische Wahrheit über die jenseitigen Republikaner durch — aber nicht eben allzuviel . . .

Nach dem Steak benötigen wir etwas Leichtes. Greifen wir also zu *«Teigwaren, leicht gefärbt»* von Franz Hessel (bei meinem Verleger Ernst Rowohlt, Berlin, erschienen). Bei meinem Verleger? Ha, Schmach! Schiebung! Verabredung! Korruption! Ossietzky! Sie haben neulich Bruno Frank zerrissen und mir das Herz: weil Sie der einzige waren auf weiter Flur, der dieser *«Politischen Novelle»* das gesagt hat, was zu sagen war. Es ist unfassbar, daß ein Mann, der so lange in Frankreich gelebt hat, der Frankreich so gut kennt wie Bruno Frank, etwas so ganz und gar Unfranzösisches hat produzieren können. Es wird sicherlich sehr höfliche Franzosen geben, die Frank bestätigen werden, wie schön und gut diese Novelle des Rapprochements sei, aber bestimmt keinen so unhöflichen Franzosen, der wie jener Sekretär des Herrn Briand (im Buch) mit dem Sekretär eines imaginären deutschen Staatsmannes eine solche Unterhaltung jemals hätte führen können, keinen Franzosen, der einem Deutschen ins Gesicht sagte, wie häßlich die deutsche Sprache sei . . . Die gibt es so wenig wie es jemals eine französische Frau gegeben hat, die sich selber vorstellt; der Hackenknall: *«Oberbausekretär Flotsch»*, ist eine deutsche Erfindung. Und wie bombastisch ist das; wie geziert, wie ganz und gar verkannt; das ist jene hohe Politik, wie sie sich in neuern berliner und auch pariser Salons darstellt, wo die Bekanntschaft mit einem richtigen Diplomaten das persönliche Prestige erhöht . . . Ja, wenn Politik so dumm und so einfach wäre —! Zurück zu Hesseln.

Ganz abgesehen davon, daß ich neidisch auf den Titel bin: es stehen so bezaubernd leichte Dingelchen in dem Buch, so hingehaucht, wirkliche *«soufflés»* — zum Beispiel die von dem Lokomotivführer, der nicht mehr pfeifen durfte, sowie das gradezu himmlisch echte Gespräch im Modesalon — es ist fast unfassbar, wie ein Mann so etwas schreiben kann. In den Zeitungen haben sie jetzt in Firma Niveaulos & Kultur schreibende Damen angestellt, die in der Tat so dumm daherplappern können wie Papageien, die lange bei einem Dichter gestanden haben . . . Man decke diese Vögel zu; es sind auch mondäne Kakadus aus Kunstseide darunter: die rupfe man. Das Hübscheste über Frauen sagen nicht Frauen — Männer sagen es. Die stärksten Stücke des Hesselschen Buches reichen an Robert Walser heran, und es ist eine Freude, immer wieder darin zu blättern.

Dann haben wir da, immer mal wieder, ein Buch über Amerika bekommen: J. Dorfmann, *«Im Lande der Rekordzahlen»* (erschieden im Verlag für Literatur und Politik, Wien, Berlin). Das Buch hat einen russischen Ingenieur zum Verfasser; es ist sehr anspruchslos geschrieben, offenbar sind die Aufsätze gesammelte Briefauszüge. Der Mann

ist mäßig gebildet, was bei der Betrachtung eines so komplizierten Landes heftig stört — solche Beschreibungen spiegeln ja immer den Beschreibenden. Aber man lernt allerhand, vielleicht grade, weil der Mann nur das ganz Einfache gesehen hat: daß zum Beispiel die Kraftstation am Niagara einen miserabeln Lichtstrom herstellt, so daß alle Lichtbirnen ununterbrochen flimmern — das geschieht aus Ersparnisgründen, und nun müssen sich zwei Millionen Menschen in 142 Städten, Dörfern und Flecken die Augen verderben. Auch geht aus dem Buch mit erfreulicher Deutlichkeit hervor, wie richtig die Sinclair'schen Schilderungen in *«Petroleum»* (Malik-Verlag, Berlin) sind. Die tobsüchtig gewordene amerikanische Bolschewistenhetze hat ihre Früchte getragen: häufig wird dem russischen Besucher als erste Frage von den Amerikanern diese da vorgelegt: «Und, sagen Sie, wie ist das mit der Nationalisierung der Frau?» Da gruselts den Spießern; von der Politik geht hier eine legitim aufregende Wirkung aus, und alle sind zufrieden. Daß es nicht stimmt, schadet fast gar nichts, und so gemein und dumm wie die Berichte, die die französische Presse grade vor den Wahlen über Rußland brachte, sind die Amerikaner noch lange. John Heartfield hat wieder eines seiner meisterhaften Vorsatzpapiere geliefert.

Es gibt aber natürlich auch andere Amerikaner. So einer ist zum Beispiel Theodore Dreiser, der Verfasser der *«Amerikanischen Tragödie»* (bei Paul Zsolnay in Berlin). Mir hat neulich Max Mohr geschrieben, eine Beurteilung der amerikanischen Romanliteratur sei ohne Kenntnis dieses Buches nicht möglich. Ich habe es sehr aufmerksam gelesen, und es war — bei Max Kretzer! — keine leichte Sache. Nun, ich habe gefunden, daß man uns nicht zumuten kann, wieder von vorn anzufangen. Es mag ja sein, daß so ein Werk für amerikanische Verhältnisse ein außerordentliches Wagnis darstellt, und als Kulturdokument ist es gewiß sehr aufschlußreich. Aber was ich damit anfangen soll, weiß ich nicht. Auf dem Umschlag bezeugen gute und beste Engländer und Amerikaner, daß hier das aller-, aber auch das aller-, allerbedeutendste Genie sei: ich habe es nicht entdecken können. Diese Geschichte von dem jungen Mann, der im Geschäft bei reichen Verwandten dient, der eine Liebelei mit einer reichen jungen Dame und ein Verhältnis mit einer Arbeiterin hat; der der Arbeiterin ein Kind macht, keinen findet, der es abtreibt und sie nun, mit dem dolus, aber ohne Absicht ins Wasser fallen läßt: das müßte so dargestellt sein, daß der Sturm neue Türen aufreißt, um uns zu packen. Es weht aber nichts, und es packt uns nichts. Daß es Gesetze gibt, die die Abtreibung verbieten, daß es heute noch — und nun erst in Deutschland! — fromme Juristen, starre Juristen, beschränkte Juristen gibt, die in das nächste, gradezu schmachliche Strafgesetz auch diesen verbrecherischen Paragraphen hineinschustern, ist hart. Dagegen anzu-

kämpfen, ist für einen anständig gesinnten Menschen Pflicht. Nur dagegen anzukämpfen ist noch keine Kunst. Es ist sehr bezeichnend, daß Dreiser den einzigen, starken und ergreifenden Zug in seinem Roman so erzählt, wie eine Zeitung von einem Eisenbahnunglück berichtet, ohne die Möglichkeiten zu verspüren, die da liegen: Der zum Tode verurteilte Held des Buches sitzt im Zuchthaus und wartet auf seine Hinrichtung. Da warten noch andre Verurteilte, die er durch die Gitter seines Käfigs sehen kann. Und manchmal wird einer zum Todesstuhl geführt, dann werden Vorhänge vor die Türen gezogen, dann hören die Wartenden einen schleppenden Zug: das ist einer von ihnen, der dahin gestoßen wird, wohin sie bald alle gehen müssen. Und dann gibt es eine kleine Pause . . . «Und dann, obwohl Clyde es nicht wußte und es ihm nicht weiter auffiel, ein plötzliches Nachlassen des Lichtes im ganzen Hause — das sinnlose Ereignis eines Systems, wodurch derselbe Strom Beleuchtung und Hinrichtung besorgen mußte . . . Das dreimalige Nachlassen des Lichtes bedeutete den Todesstrom.» Viel trockner kann man das nicht erzählen. Ah, keine Deklamationen an dieser Stelle! Aber wie hätte ein Dichter das formuliert! Dies ein Genie? Ein pariser Chansonnier sang neulich:

«N'exagérons rien —

rien — rien — rien!»

Ein anständiger naturalistischer Roman, der uns nichts Neues sagt.

Die Landsleute dieses Chansonniers lieben den Abenteuerroman; da haben sie ihren Dekobra, dessen Erfolg mir ewig unverständlich bleiben wird, und der übrigens ein netter, bescheidener Junge geblieben und gar kein Edschmid geworden ist, obgleich er doch mehr kann als jener; und neulich hat ein Mann, der «Ch. Lucieto» zeichnet, ein sehr amüsantes, inzwischen verfilmtes Buch veröffentlicht «*En Missions spéciales*» (bei Berger-Levrault, 136 Bd. St.-Germain, Paris). Darin war mit viel Geschrei und nicht gar zu viel Wolle aufgezeigt, wie im Kriege angeblich der Spionagetrieb funktioniert hat, und das war ja denn auch angenehm gruselig zu lesen. Nun aber hat es jenen nicht schlafen lassen, und er hat sich etwas Neues zurechtgekocht: «*Livrés à l'Ennemi*» (bei demselben Verleger). Mensch, du lachst dir dot! Das ist ein halb erfundener Kriminalroman, mit einem Meisterspion James Nobody, und der spioniert sich so sachte durch Deutschland und Rußland. Dabei hat der Herr Verfasser eine Menge richtiger Angaben verwandt: über die schwarze Reichswehr, über die IG-Farben-Gesellschaften und andres. Durchsetzt ist das aber mit einer Kellerromantik dunkelster Sorte, und das Kapitel, in dem der brave, sich selber dementierende Verwaltungsbeamte Geßler als furchteinflößender Friedrich der Zweite mit einem Krückstock erscheint, abzudrucken lohnt nur deshalb nicht mehr, weil der Mann, der vielen anständigen Arbeitern und Journalisten lange Jahre unschuldiger Haft verschafft hat,

seine ›Verantwortung‹ trägt, wie das eben bei Beamten üblich ist: in der Pension. Aus dem Buch spritzt auch jene französische Bolschewistenhetze, die um so gefährlicher ist, als die Ahnungslosigkeit von Redaktion und Leser, was fremde Länder betrifft, hier ungleich größer ist als in Deutschland. Bekanntlich gehört zu den festen Glaubenssätzen französischer ultranationaler Zeitungen, daß Deutschland Tag und Nacht Kokain nach Frankreich schmuggelt. (Was sicher vorgekommen ist — es kommt eben auf die Melodie an, in der so etwas vorgetragen wird.) Und nun läßt der Herr Nobody einen Deutschen sagen: «Das machen wir so. Für die Aristokratie in Frankreich haben wir das Kokain, für das Proletariat den Bolschewismus.» Da kannst nix machen. Und ich würde diesen Unfug, der zu der ehrlichen und anständigen Haltung der breiten Masse der Franzosen in starkem Gegensatz steht, gar nicht zitieren, wenn dies nicht international wäre: soziale Revolutionen immer als Werk des bösen Landesfeindes darzustellen. Daher der Name: Landesverrat, wenn Arbeitgeberpolitik gemeint ist.

Der Organismus ist in allseitiger Bewegung: der Magen brennt Sod, in den Ohren saust es wie in einer Muschel, die unfeinern Organe haben beschlossen, einen eignen Staatenbund zu gründen und die Monroe-Doktrin anzuwenden. . . . Das kommt davon, wenn einen die deutschen Passanten einladen, die Spesen ihrer Verbände jäh durch die Gurgel zu jagen. Das Großhirn träumt. Es träumt als Kind sich zurücke . . .

Da hat Eberhard Buchner im Kriege (bei Albert Langen in München) ›Kriegsdokumente‹ gesammelt; wenn ich nicht irre, sind sechs Bände erschienen. Er hat ganz einfach Zeitungsausschnitte, die er für bedeutungsvoll hielt, zusammengestellt und die genaue Quelle angegeben — weiter nichts. Wenn man das heute liest, glaubt man, die Bierzeitung eines Tollhauses zu lesen.

«Wie ich höre, sind der Bruder von Sir Edward Grey und der Sohn des französischen Ministers Delcassé in deutscher Gefangenschaft. Ich kann nur raten, diese beiden Herren zunächst einmal in einen wirklichen Schweinestall einzusperren mit den natürlichen Insassen als Gesellschaft, das wird auf die Stimmungen in London und Paris ganz anders zurückwirken als zehn gewonnene Schlachten.» Der so spricht, ist der schlichte Pastorensohn Carl Peters, aus dem Balder Olden einen Roman destilliert hat. Man hält das nicht für möglich, was in diesen Bänden steht: diese Mischung von Tobsucht, Geifer, kalter Begeisterung und gerissener Vaterlandsliebe: «Der deutsche Militarismus ist doch wertvoller als das ganze Völkerrecht.» Und so Satz für Satz, Seite für Seite, Zeitung für Zeitung. Warum ich das erzähle? Weil man es eben nicht ruhen lassen soll. Weil, vor allem, unsre Schulen dergleichen den Primanern vorhalten, erklären, deuten

sollen. Wie hier Komma für Komma der «Letzten Tage der Menschheit» belegt ist; wie sich geschickte Propaganda von Kapital, Militärs und Kirche auswirken — wie das aussieht, wenn ein ganzer Kontinent und insbesondere das völlig desorientierte Deutschland wahnsinnig geworden ist. Und grade heute, wo die verhüllten Nationalisten, die die Lüge von der alleinigen Kriegsunschuld Deutschlands propagieren, wieder ihr Werk treiben, grade heute ist festzustellen, daß hundert Millionen von Eltern gezwungen werden, ihre Kinder auf Schulen erziehen zu lassen, die ihnen über den Krieg nicht die Wahrheit sagen: ein pazifistisches Süd-Tirol. Hier wird die Geschichte gelehrt, wie sie sich im Reichsarchiv spiegelt, also gefälschte Geschichte, zurecht gestutzte Geschichte, zusammengestrichene Geschichte — dort wird Vaterland mit Heimat gleichgesetzt: in den Schulen ist es besser geworden, aber noch lange nicht, noch lange nicht gut.

Und ich liege schlaflos und bleibe wach: weil es nicht schön zu denken ist, wie ein ganzes Volk so wenig aus einer solchen Katastrophe gelernt hat.

DANK VOM HAUSE STALIN

Da liegt vor: «*Wochenbericht der Gesellschaft für kulturelle Verbindung der Sowjet-Union mit dem Auslande*», erscheint in russischer, deutscher, französischer und englischer Sprache. Nr. 10—11, Seite 3:

«*Die ersten Tage der Roten Armee*». Auf anderthalb Seiten ist da eine kurze geschichtliche Übersicht über die Entstehung der Roten Armee gegeben: wie sie geworden ist, wie man sie aufgebaut hat, wie sie sich gewissermaßen aus dem Nichts entwickelt hat . . . Der Name Trotzki ist nicht genannt.

Das ist eine Unanständigkeit, die auch im heftigsten politischen Kampf und grade von dieser Seite her nicht erlaubt ist.

So gefährdet ist die Regierung Stalin nicht, daß sie nicht getrost riskieren dürfte, vergangene Verdienste eines Mannes zu würdigen, der Kopf und Kragen für den Bolschewismus aufs Spiel gesetzt hat. Denkbar, daß es die innerrussische Situation erfordert, dem Begründer der Roten Armee in diesem Augenblick keine Dankeskränze zu winden — das können wir von außen her schlecht beurteilen. Ich weiß auch nicht, ob diese Verbannung, die mir sehr hart erschienen ist, notwendig gewesen ist oder nicht. Aber eines weiß ich:

Daß es ein Zeichen von tiefster Schwäche, von Angst und von Mameluckenhaftigkeit ist, des Mannes nicht zu gedenken, der so viel für Rußland getan hat. Wenn der ganze «*Wochenbericht*» auf solch unvollständigen Angaben, auf so verfälschten Berichten aufgebaut ist, dann taugt er nichts. Und verdient keinerlei Glauben.

Parteidisziplin ist eine sehr schöne Sache, und wir fordern, daß der aktive Politiker sich ihr auch dann fügt, wenns schwer erscheint. Byzantinische Geschichtsfälschung aber ist immer ein böses Ding, und die Russen hätten allen Anlaß, bei der Wahrheit zu bleiben.

KONJUGATION IN DEUTSCHER SPRACHE

Ich persönlich liebe
 du liebst irgendwie
 er betätigt sich sexuell
 wir sind erotisch eingestellt
 ihr liebt mit am besten
 sie leiten die Abteilung: Liebe

DAS ÜBERHOLTE WITZBLATT

Wenn hier untersucht werden soll, warum es kein modernes Witzblatt mehr gibt, so ist das kein Angriff gegen die beiden, die Deutschland hat: die *«Jugend»* und den *«Simplicissimus»*. Bei diesem tue ich mit, und jene hat sich aus ihren schrecklichen Kriegs- und Nachkriegszeiten so gut herausgerappelt, wie das im Hause möglich ist. Hier gehts nicht um diese beiden — hier gehts um den Typus.

Die Technik, unter ein Bild einen *«Witz»* zu setzen, ist erledigt — das war einmal sehr frisch, ist es aber nicht mehr. Die Zusammensetzung: malerischer Scherz, Plakat-Scherz oder Karikatur mit obligaten Worten ist überholt, weil es alte Schläuche und altes Wasser ist, das da verschenkt wird. Das ist nicht nur eine Formenfrage.

Merkwürdigerweise weist keines dieser Witzblätter etwas auf, was die *«Arbeiter-Illustrierte»* einzuführen bemüht ist: die Verwendung der Fotografie. Wir glossieren so viel: Artikel, Zeitungsfehler, Schwupper der Kritiker und Romane — aber die größte Wirkung geht kaum noch vom gedruckten Wort aus. Eher vom gesprochenen: dem Rundfunk, und vor allem: vom Bild.

Ganz abgesehen von den *«Kulturdokumenten»*, wie sie zuerst Karl Kraus in die Literatur gebracht hat: jene unsterbliche Henkerszene von der Hinrichtung Battistis, das Bildnis Berchtolds, das ganz allein, ohne jede Unterschrift erklärt hat, warum die habsburgische Monarchie rechtens untergegangen ist — das allein ließe sich tausendfach verwenden. Wenn man mit ein paar Worten Text nachhilft, die allerdings, wie jede gute Bild-Unterschrift, sehr, sehr schwer zu finden sind, dann werden die Augen der Leser geschult, das Bild fängt an, zu sprechen, und die stumme Kritik der Zeit ist da — nur an Hand eines fotografi-

schen Dokuments. Das wird in den Witzblättern nicht gemacht, sehr zum Schaden ihrer Wirkung, die sich immer mehr verringert.

Man sehe sich etwa so ein Bild Hindenburgs vom Empfang des braunen Königs Aman Ullah-Chan an: mißtrauisch und leicht sauer sieht der alte Präsident auf seinen braunen Kollegen, in seinen Augen ist so etwas wie: «Und mit so etwas muß ich nun hier spazieren gehen!» und: «Der sah doch früher ganz anders aus?» Man nehme jenes alte Bild, auf dem der Präsident der Deutschen Republik den Großherzog von Mecklenburg begrüßt: stramm, leicht gebückt steht er vor dem leutseligen Abgefundenen. Dergleichen wirkt überzeugender als die stärkste Satire — da kann kein geschriebenes Wort mitkommen.

Was man mit Gegenüberstellungen und Klebe-Bildern von Fotografien anfangen kann, braucht nicht gesagt zu werden, seit John Heartfield gezeigt hat, wie man das auf Bucheinbänden macht. Als ich vor Jahren hier einmal die «Tendenz-Fotografie» gefordert habe, brach ein Sturm in der Provinzpresse aus; die Brüder tobten so, daß gleich zu merken war: diese Tendenzfotografie, richtig angewandt, ist eine gefährliche Sache.

Da ist aber wohl noch ein andres.

Um ein radikales Witzblatt zu machen, braucht man nicht Kommunist zu sein. Aber man muß draußen stehen, man darf nicht dazugehören — und solche Leute scheints wenig oder gar nicht zu geben. Wir gleiten sanft in eine Zeit der Frères und Cochons-Brüderschaft hinein, wo jeder jedem versippt ist, wo keiner mehr etwas zu sagen wagt, wo sich eine harmlose Satire und blechern polternder Angriff gegen so harmlose Objekte wie Poängkareh und «die Reaktion» richtet, gegen Frau Meier und Herrn Huber und Frau Pollack, die die Fremdwörter verwechselt. So wird das nichts.

Die Leute, die solche Satire machen, stehen andererseits dem tätigen Leben merkwürdig fremd gegenüber — ihre Satire sitzt nicht, ihre Hiebe sitzen nicht, weil ihre Schilderungen nicht echt sind. Um ein Milieu zu verspotten, muß man a) Mut haben, b) nicht abhängig sein, auch nicht innerlich und c): man muß dieses Milieu kennen. Sie kennen aber nicht. Wie blaß ist das alles, wie allgemein, wie wenig hat es vom Humor einer Bierzeitung, die zwar nur Milieuhumor und Anspielungen gibt, aber wenigstens einen Humor von drinnen repräsentiert! Die Herren sind mehr fürs allgemeine — es stellt sich leichter her, und man hat auch weniger Kummer.

Die maßlose Eitelkeit aller Berufsgruppen, die ihren Kram am liebsten heilig sprechen lassen möchten, die ihren «Dr. mus.» haben und eine eigne Universität, und von der uns jeder ihrer Vertreter glauben machen will, daß sein Beruf am allerschwersten von allen sei, am allernützlichsten für die Allgemeinheit und am allerreinsten — diese Berufsreligiosität hat es glücklich dazu gebracht, daß wir keine Witzblätter

mehr haben. Man kann freilich nicht mit den Leuten Satire machen — man kann es nur über sie und gegen sie.

Wozu starke Gesinnung gehört, eine graziöse Frechheit, Mut, Unabhängigkeit und schärfste Milieukenntnis.

Der Typus, den heute die deutschen Witzblätter — wie übrigens die französischen auch — repräsentieren, ist überholt und wird sich nicht halten. Es ist schade, daß es noch keine neuen gibt; das lebensfähige neue Witzblatt wird von einer Gruppe gemacht werden. Denn es ist so hübsch, den Leuten lachend die Wahrheiten zu sagen, wie sie gebacken und gebraten sind: Industriellen, Leuten aus der Wilhelmstraße, Diplomaten snobs, Chefredakteuren und feldwebelnden Generaldirektoren. Das wäre also der Schrei nach der Satire?

Keine Zeit schreit nach der Satire, so masochistisch ist keine. Nur die Ohren des Satirikers gellen, weil die Zeit schreit, er will sie peitschen, sie hats nötig. Da ist die Fotografie, ihr wahrer Lügenspiegel — aber kein Publikum, kaum ein Blatt, kein Führer. Lasset uns auf das Grab Albert Langens und seiner Leute einen Kranz niederlegen: aus Gewürznelken, Rosmarin und dem bitter schmeckenden, dunkelgrünen Lorbeer.

WAS AUS DER GROSSEN ZEIT

des Krieges geblieben ist, sieht so aus:

Wir erinnern uns mit Schauern der Folgen jener Nationalmonomanie, die ein ursprünglich gesundes Zusammengehörigkeitsgefühl in den Abgrund des Wahnsinns kippen ließ: es gab keine Lüge, von der Obersten Heeresleitung ausgegeben, vom Auswärtigen Amt geduldet, von der gehorsamen und unter ihrer Knebelung wollüstig stöhnenden Presse nachgestottert, es gab keine solche Lüge, die nicht blindlings von der ganzen Nation geglaubt wurde. Von den Bomben über Nürnberg bis zum Ruhrkampf eine Linie.

Ein geistig so isoliertes Volk sprach nicht mehr die Sprache der Welt — übereinstimmend berichten alle klugen und anständigen Leute, die während des Krieges und während der Inflation ins Ausland gelangen konnten, daß es ihnen jenseits der Grenzen wie ein Reif von der Stirn fiel — aber es war kein Königsreif, es war ein dicker Stahlhelm, der herunterfiel. Sie sahen draußen plötzlich, wie die gesamte übrige Welt, so sehr sie ihrerseits in Irrtümern befangen sein mochte, ihre eigne Denkweise anwandte, die mit der deutschen überhaupt nichts mehr zu tun hatte — so weit fort waren die Deutschen von aller Realität.

Das ist besser geworden. Ohne großen Nutzen und mit vielem Wortschwall reisen nun die deutschen Politiker, und wo sie hintreten, da wächst der Superlativ, und wenn sie drei Tage in London gewesen

sind, so wird ihnen niemand mehr etwas über englisches Wesen erzählen, ihnen nicht. Immerhin: die zwanzig Ohren, die an hundert deutschen Köpfen befestigt sind, hören doch etwas vom Brausen der Welt, die immer noch nicht an deutschem Wesen genesen ist.

Aber geblieben ist die fatale Disziplin der Presse, der Parteien und des unsäglichen Reichstages. Man muß nur einmal sehen, wie selten da einer aus der Reihe tanzt, wenn die Regierung ihnen was bläst, wie schauerlich einstimmig das patriotische Geheul klingt, wenn es gegen Rußland, für England, gegen Frankreich, für den Anschluß geht. Sie sind wie narkotisiert: Hühner, mit einem offiziellen Kreidestrich vor der Nase. Ich glaube, daß im Blut der Deutschen die weißen und die roten Blutkörperchen getrennt im Parademarsch dahinfließen, das Herz schlägt dazu den Takt, bum ist links, und wenn das Gebäude eines Tages einen Granatsplitter im ersten Stock findet, so wird es noch im Zusammensturz murmeln:

«Es kann der Beste nicht im Nachbarn leben,
wenn es dem bösen Frieden nicht gefällt.»

Disseplin muß sind.

«SIEGFRIED» ODER DER GELEIMTE MANN

Jean Giraudoux hat seinen vor Jahren erschienenen Roman *«Siegfried et le Limousin»* dramatisiert; und wenn mich nicht alles täuscht, ist es wohl das erstemal seit zehn Jahren, daß deutsche Uniformen auf einer pariser Bühne erscheinen, ohne daß die Träger lediglich das böse Element im Stück verkörpern. Das geht in der Comédie des Champs Elysées bei Louis Jouvet vor sich; das Stück heißt *«Siegfried»*, es wird den ganzen Abend von Deutschland gesprochen, weil es in Deutschland, nämlich in Gotha, spielt — und um nichts Geringeres handelt es sich:

Da haben sie in einem deutschen Lazarett einen Mann zusammengeflickt, der hat das Gedächtnis verloren. Langsam kommt er wieder zu sich . . . aber das Gedächtnis bleibt fort. Wer ist es? Eva, die deutsche Krankenschwester weiß es nicht . . . Ist es ein Deutscher? Ein Franzose? Niemand weiß es. Das kann vorkommen. Nach ein paar Jahren ist dieser Mann, den jene Eva als Deutschen herrichtet und der deutsch spricht, Geheimrat, angehender Diktator eines imaginären deutschen Bundesstaates, ganz Deutschlands . . . das dürfte eben nicht ganz wahrscheinlich sein. Sein politischer Gegner, ein romantischer Baron mit Radmantel, weiß, wer der neue Geheimrat in Wahrheit ist: ein französischer Literat, Jacques Forestier; er hat ihn vor dem Kriege gekannt, läßt dessen Freundin Geneviève aus Frankreich kommen, *«Siegfried»* soll von ihr identifiziert werden, der Staatsstreich kommt dazwischen, hinter der Kulisse geht ein Schuß los, und der gefangene romantische

Baron schreit dem Siegfried ins Gesicht, wer er ist. Bumm! Oder, wie Jacques jetzt sagen würde: «ça y est —!» Und trotz der beschwörenden Bitte der Generale fährt er mit seiner Geneviève nach Frankreich zurück, jene Eva in Deutschland lassend . . .

Daß das eine in den kriegführenden Ländern nicht geradezu alltäglich zu nennende Handlung genannt werden dürfte, weiß Giraudoux natürlich ganz genau. Im Buch ist sie Vorwand zu Exkursen über Deutschland und Frankreich, ihre Entfernung und ihre Nähe, ihre unglückliche Liebe und ihren glücklichen Haß . . . auf der Bühne kommt der Zuschauer von der Handlung nicht los, und das ist nicht sehr schön. Denn was ein Mann zu tun hat, der von der Erde auf den Mond fällt und wieder zurück, und ob er verpflichtet ist, seinen Regenschirm, den er dort oben (oder unten) vergessen hat, zurückzuholen, das sind nicht gerade Fragen, die uns bewegen — obgleich sie für den Mann und den Regenschirm ihre Wichtigkeit haben. Soweit diese Handlung überhaupt gestaltet ist, glaubt man sie nicht; sie ist übrigens dramatisch nicht sehr stark gestaltet, wie ja überhaupt erfundene politische Aktionen immer etwas Starres an sich haben; hätte die französische Revolution nicht stattgefunden, und erfände sie einer, so wäre sie ein schlechtes Stück . . . Politische Ereignisse sind nur dann erträglich, wenn sie wahr sind.

Was gestaltet ist, scheint mir nicht sehr kräftig. Was gesprochen wird, ist höchst interessant. Es zeigt uns, wie wir uns in einem andern Volk spiegeln, und das ist immer gut zu wissen. Jean Giraudoux ist ein kultivierter, kenntnisreicher und guter Schriftsteller, der sich durch Deutschland bewegt fühlt; ein Induktionsstrom geht durch sein Herz, er will verstehen, verstehen machen, und er wird gewiß, wenn er dieses liest, sagen: «Man hat mich nicht verstanden.» Warum nicht —?

Weil dieses Stück aufs neue zeigt, wie weit es noch immer von Paris nach Berlin ist, und wieviel noch geschehen muß, um die Strecke kürzer zu gestalten. Lassen wir die dramatischen Schwächen beiseite: daß Motiv und Wesen dieses Staatsstreiches durch Bühnengeräusche im Grammophon und Kanonenschüsse ersetzt werden; daß die Handlung eine Räuberpistole ist . . . darauf kommt es nicht an. Wie stehen wir da —?

Hackenknallend. Sogar der Kammerdiener knallt (und flöge doch im hohen Bogen, wenn ers je in Wirklichkeit täte); die Einzelheiten stimmen nicht, und dergleichen macht mich immer mißtrauisch, denn, denke ich mir, wenn er schon die Äußerlichkeiten nicht gesehen hat, wie will er einem fremden Volk ins Herz sehen? Daß eine Ordonnanz sich ungefragt in ein Offiziersgespräch mengt, ist sehr angenehm demokratisch, aber nicht sehr charakteristisch, daß alle Schauspieler der Erde, wenn sie landfremde Typen nachahmen, immer um drei Etagen zu tief greifen, statt des Grafen höchstens seinen Sekretär, statt der General-

stabsoffiziere höchstens brave Wachtmeister auf die Beine stellen, ist nicht neu, hier aber störend — eine Vorhangschnur ist eben kein Portepée; daß auf hochmodernen Möbeln, die aussehen wie die im Backofen hergestellte Zimmereinrichtung eines Troglodyten, Kissen mit eingestickten Sprüchen liegen, zeigt etwas an: die Unsicherheit des Schildernden. Diese Kissen reden eine beredte Sprache, nur leider nicht die deutsche.

Vieles trifft ins Herz. So, wenn das ältere romantische Deutschland «une conjuration poétique» genannt wird, die nie etwas realisiert hat; wenn sich die zwei Freunde wiedersehen, sie stehen auf verschiedenen Seiten des Teppichs, es ist einen Augenblick still, und zwischen ihnen liegen vier Jahre . . . Sehr gut, wie dieser Moment schmerzlichster Rührung mit einem Scherz überbrückt wird; das ist echtste und beste Männerfreundschaft. Über den Abgrund hinweg, Bruder, reich mir die Hand . . . !

Dazwischen schwankt der Siegfried, der eigentlich Jacques heißt, hin und her, gezogen von der einen Frau und der andern Frau. (Wie es im Liede heißt: «Frau Wirtin hatt' auch einen Knecht — der war von zwittrigem Geschlecht . . .») Keine sehr gute Figur — immer da komisch, wo es bitter ernstgemeint ist. Aus ihm spricht nicht Deutschland, aber an ihm entzündet sich Deutschland und die beste schauspielerische Leistung des Abends: Valentine Tessier, die Französin, die gekommen ist, ihren Siegfried-Jacques heimzuholen.

Das sind wir hier nicht gewöhnt. Diese Feinheit, diese leisen Töne; der behutsame Takt, mit dem in entscheidenden Herzklopfssituationen das getan wird, was wir dann alle tun: nämlich gar nichts! — Wie sie einmal nur die Augenbrauen hebt, an der Nasenwurzel entsteht eine kleine, schwarze Falte — und das Leid langer, einsamer Jahre ist da — das ist eine Schauspielerin! Nachher in der Erinnerung an Frankreich blitzt und schimmert um sie eine Strahlensonne von Charme; sie wird nicht von ihren bezaubernden Kostümen getragen, sondern sie trägt diese Kostüme, sie spielen mit und sagen dem in der Mitte geleimten Mann: Heimat, Heimat.

Neben ihr steht eine Perle des Jouvetschen Ensembles: Romain Bouquet. Seine kleine, stets ein wenig verschleierte Stimme steckt in einem Kerlchen, das, mit Kneifer, eilig und höflich, den gesunden Menschenverstand Frankreichs repräsentiert; dieser Sancho Pansa braucht nur den Mund aufzumachen, und die Leute lachen, weil er nicht komisch tut, sondern weil er komisch ist, vielleicht kann er gar nichts dafür. Er ist so typisch französisch, so durch und durch Franzose, daß man an ihm erst ganz ermißt, wie sehr das deutsche Gegengewicht fehlt . . . Die Deutschen schweben wie riesengroße Schatten dunkel und fast unsichtbar durch das Stück; es treten wohl viele deutsche Figurinen da auf, aber sie sind nicht da . . . Vorhanden ist Frankreich. In Jouvét,

der eine kleine Rolle eindringlich spielt — vorhanden ist nur Frankreich.

Wie am Schluß auf dem Grenzbahnhof, nach allen den feinen und spitzen und witzigen und literarischen Exkursionen, ein französischer Zollbeamter herumschlappt, da atmen Publikum und Autor auf; es ist, wie wenn sich jemand nach feiner Gesellschaft einen zu engen Kragen abbindet — uff! Der Zöllner ist aber auch herrlich, eine richtige «Nummer», schlau, bürokratisch bis zum Übermaß, maulfaul, geschwätzig und grob, und doch fühlt sich das ganze Haus angeheimelt. Ja, so ist das! Und nun sind wir bei uns zu Hause, endlich! Und als der Zöllner zu dem ungeduldig Wartenden, der nun nach Frankreich hineinspazieren möchte, sagt: «Il est huit heures cinq — on n'entre en France qu'à huit heures trente!», da freuen sich alle Leute, und ein Heimatschauer geht durchs Haus.

Quer über die Szene des letzten Aktes läuft eine imaginäre Linie: die Grenze. Ich kann nicht sehen, daß Giraudoux sie überschritten hat. Schon, daß er den merkwürdigen Grenzhumor nicht erfaßt hat, spricht dagegen: es stimmt nicht, daß die Zöllner zweier Länder, die doch täglich miteinander arbeiten, sich noch anöden; sie haben im Gegenteil meist eine so merkwürdige, unpathetische, desillusionierende Vertraulichkeit . . . Das Stück ist durch und durch französisch, auch noch in den deutschen Figuren.

Hier streckt ein Land einen Fühler aus . . . Die Franzosen horchen . . . Der Fühler geht ins Leere — es ist der Widerschein Deutschlands in den Wolken, nach dem hier visiert wird, nicht Deutschland. Wir kennen uns nicht. Wir hassen uns falsch: die Nationalisten beider Länder haben sich Schießbudenfiguren aufgebaut, nach denen sie zielen; manchmal fallen auch lebende Menschen diesem amüsanten Sport zum Opfer. Wir lieben uns falsch: die deutsche Vorstellung von Frankreich ist in den meisten Fällen unrichtig und bedarf dringend einer Korrektur. Enthusiasten haben wir und verärgerte Schlaumeier in der Politik, die dem Liebenden auf die Schulter klopfen: «Mir werden Sie nichts erzählen — ich kenne die Brüder.» Diese fatale Schlaueit verkappt reaktionärer Professionals ist zu gar nichts nütze — vielleicht macht man so diplomatische Karriere, aber so bringt man keine Länder zusammen.

Nachbarn sind wir und kümmern uns nicht genug umeinander; Nachbarn sind wir und kennen uns nur aus dem Graben. Wo bist du, Frankreich —? Wo ist Deutschland, das jene suchen? Die Urteile der schnelfertigen Reisenden tun es nicht, die Unterhändler tun es nicht, und die paar Literaten sind nur Vorläufer. Die Schulen können etwas tun und die Universitäten; der Kinderaustausch und der Austausch von Studenten, der völlig steckengeblieben ist; die vernünftige und unvoreingenommene Annäherung zweier Länder, die aufeinander angewiesen sind. Das Stück von Jean Giraudoux ruft, und wir nehmen den Ruf auf: es werde, trotz allem, Licht!

DAS «MENSCHLICHE»

«Oberes Bild. Von links nach rechts: Generalintendant T., künstlerischer Beirat L., Betriebsdirektor F., Komparseriechef M., Oberspielleiter P., Dramaturg M., Oberspielleiter S., Spielleiter D., Intendanzsekretär B.»

Was ist das —?

Das ist das arbeitende Deutschland von heute. Anders können sie es nicht — anders macht es ihnen keinen Spaß. Diese Nummern des deutschen Alphabets mit den Metternich-Kanzleitleitern vor ihren Namen halten in Wahrheit nur ein mittleres Stadttheater einer Provinzstadt in Ordnung, was immerhin nicht gar so welterschütternd ist. Aber weil es ja keine Angestellten mehr gibt, sondern ganz Deutschland einer Bodenkammer gleicht (vor lauter Leitern kommt man nicht vorwärts) — «leiten» sie alle, und wenn es auch nur ein kleines Mädchen an der Schreibmaschine ist, die zusammen mit ihrem Kaffeetopf gern «Abteilung» genannt wird; die leiten sie dann. Es gibt eine «Vereinigung leitender Angestellter», offenbar eine Art Obersklaven, die gern bereit sind, unter der Bedingung, daß sie von oben her besser angesehen werden, kräftiger nach unten zu treten. Die Bezeichnung «Chefpilot» erspart einem Unternehmen etwa zweihundert Mark monatlich.

Im Gegensatz zu diesem Unfug, der jeden mittlern Angestellten zu einem Direktor aufbläst, steht, nach des Dienstes ewig falsch gestellter Uhr, eine süße Stunde. Abends, wenn sich die ersten Lautsprecher gurgelnd übergeben, flutet die Muße über das Land herein: der Betriebsdirektor glättet die Dienstfalte seiner Amtsstirn, der Oberspielleiter klopft dem Spielleiter huldvoll auf die Schultern, und nun pladdert das «Menschliche» aus ihnen heraus.

Das «Menschliche» ist das, was sich anderswo von selbst versteht. Bei uns wird es umtrommelt und zitiert, hervorgehoben und angepöbelt... Wenn der kleinste Statist unter den weißen Jupiterlampen fünfundzwanzig Jahre lang die gebrochenen Ehrenworte der Filmindustrie aufgesammelt hat, dann gratulieren die Kollegen «dem Künstler und dem Menschen», was sie — Dienst ist Dienst, und Schnaps ist Schnaps — sorgfältig zu trennen gelernt haben. Der Künstler ist eines, und der Mensch ist ein andres.

Aus dem «Menschlichen» aber, das man nie mehr ohne Anführungsstriche schreiben sollte, ein eignes Ressort gemacht zu haben, ist den Deutschen vorbehalten geblieben, die sich so ziemlich im Gegensatz zur gesamten andern Welt einbilden, es gäbe etwas «rein Dienstliches», oder, noch schlimmer: «rein Sachliches». Wenn die Herren Philologen mir das freundlichst in eine andere Sprache übersetzen wollen — ich vermags nicht.

Jede Anwendung dieses törichten Modewortes «menschlich» bedeutet

das Eingeständnis an das «Dienstliche», das in Deutschland das «Menschliche» bewußt ausschließt oder es allenfalls, wenn der Vorgesetzte gerade nicht hinsieht, aus Gnade und Barmherzigkeit hier und da ins Amtszimmer hineinschlüpfen läßt. Zu suchen hat es da viel, aber es hat da nichts zu suchen.

Es ist ein deutscher Aberglaube, anzunehmen, jemand könne durch künstliche und äußerliche Ressortenteilungen seine Verantwortung abwälzen; zu glauben, es genüge, eine Schweinerei als «dienstlich» zu bezeichnen, um auf einem neuen Blatt a conto «Menschlichkeit» eine neue Rechnung zu beginnen; zu glauben, es gebe überhaupt irgend etwas auf der Welt, in das sich das menschliche Gefühl, hundertmal verjagt, tausendmal wiederkommend, nicht einschleiche. «Es ist ein Irrtum», hat neulich in Stettin ein Unabsetzbarer im Talar gepredigt, «zu glauben, die Geschworenengerichte hätten nach dem Gefühl zu urteilen — sie haben lediglich nach dem Gesetz zu urteilen.» So sehen diese Urteile auch aus, seit die Unabsetzbaren die Laien beeinflussen — denn ein Urteil «lediglich nach dem Gesetz» gibt es nicht und kann es nicht geben.

Aber das ist die deutsche Lebensauffassung, die die Verständigung mit andern Völkern so schwer macht. Das «Menschliche» steht hierzulande im leichten Ludergeruch der Unordnung, der Aufsässigkeit, des unkontrollierbaren Durcheinanders; der Herr Obergärtner liebt die scharfen Kanten und möchte am liebsten bis Dienstschluß alle Wolken auf Vorderwolke anfliegen lassen, bestrahlt von einer quadratischen Sonne . . . Sie haben sich das genau eingeteilt: das «Dienstliche» ist hart, unerbittlich, scharf, rücksichtslos, immer nur ein allgemeines Interesse berücksichtigend, das sich dahin auswirkt, die Einzelinteressen schwer zu beschädigen — das «Menschliche» ist das leise, in Ausnahmefällen anzuwendende Korrektiv sowie jene Stimmung um den Skattisch, wenn alles vorbei ist. Das «Menschliche» ist das, was keinen Schaden mehr anrichtet.

Sie spielen Dienst. Eine junge Frau besucht ihren Mann, der ist Kellner in einem kleinen Café. In Frankreich, in England, in romanischen Ländern spielt sich das so ab, daß sie ihn in der Arbeit nicht stören wird, ihm aber natürlich herzlich und vor allen Leuten guten Tag sagt. Bei uns —? Bei uns spielen sie Dienst. «Denn er ist im Dienst und darf nicht aus der Rolle fallen, sonst gibt es Krach mit dem Chef, der hinter dem Kuchentisch steht.» Er darf nicht aus der Rolle fallen . . . Sie spielen alle, alle eine Rolle.

Sie sind Betriebsdirektoren und Kanzleiobersekretäre und Komparseriechefs, und wenn sie es eine Weile gewesen sind, dann glauben sie es und sind es wirklich. Daß jedes ihrer Worte, jede ihrer Handlungen, ihr Betragen, ihre Ausflüchte und ihre Sauberkeit bei der Arbeit, ihre Trägheit des Herzens und ihr Fleiß des Gehirns vom «Menschlichen»

herrühren, das sie, wie sollte es auch anders sein, nicht zu Hause gelassen haben, weil man ja seine moralischen Eingeweide nicht in der Garderobe abgeben kann —: davon ahnen sie nichts. Sie sind im «Dienst»; wenn ich im Dienst bin, bin ich ein Viech, und ich bin immer im Dienst.

Sie teilen, Schizophrene eines unsichtbaren Parademarsches, ihr Ich auf. «Ich als Oberpostschaffner» . . . schreibt einer; denn wenn er seine Schachspielerqualitäten hervorheben will, dann schreibt er: «Ich als Mitglied des Schachklubs Emanuel Lasker.» Der tiefe Denkfehler steckt darin, daß sie jedesmal mit der ganzen Person in einen künstlich konstruierten Teil kriechen; als ob der ganze Kerl Schachspieler wäre, durch und durch nichts als Schachspieler . . . ! «In diesem Augenblick, wo ich zu Ihnen spreche, bin ich lediglich Vormundschaftsrichter» — das soll er uns mal vormachen! Und er macht es uns vor, denn es ist sehr bequem.

Daher alle die Ausreden: «Sehen Sie, ich bin ja menschlich durchaus Ihrer Ansicht» — daher die im tiefsten feige Verantwortungslosigkeit aller derer, die sich hinter ein Ressort verkriechen. Denn wer einem schlechten System dient, kann sich nicht in gewissen heiklen Situationen damit herausreden, daß er ja «eigentlich» und «menschlich» nicht mitspiele . . . Dient er? Dann trägt er einen Teil der Verantwortung.

Und so ist ihr deutscher Tag:

Morgens steht der Familienvater auf, drückt als Gatte einen Kuß auf die Stirn der lieben Gattin, küßt die Kinder als Vater und hat als Fahrgast Krach auf der Straßenbahn mit einem andern Fahrgast und mit dem Schaffner. Als Steuerzahler sieht er mißbilligend, wie die Straßen aufgerissen werden; als Intendanzsekretär betritt er das Büro, wobei er sich in einen Vorgesetzten und in einen Untergebenen spaltet; als Gast nimmt er in der Mittagspause ein Bier und eine Wurst zu sich und betrachtet als Mann wohlgefällig die Beine einer Wurstesserin. Er kehrt ins Büro zurück, diskutiert beim Kaffee, den er holen läßt, als Kollege und Flachwassersportler mit einem Kollegen einige Vereinsfragen, schält einen Dienstapfel, beschwert sich als Telefonabonnent bei der Aufsicht, hat als Onkel ein Telefongespräch mit seinem Neffen und kehrt abends heim — als Mensch? «Il est arrivé!» sagte jemand von einer Berühmtheit. «Oui», antwortete Capus, «mais dans quel état !»

Der deutsche Mensch, der auch einmal «Mensch sein» will, eine Vorstellung, die mit aufgeknöpftem Kragen und Hemdsärmeln innig verknüpft ist — der deutsche Mensch ist ein geplagter Mensch. Nur im Grab ist Ruh . . . wobei aber zu befürchten steht, daß er als Kirchhofbenutzer einen regen Spektakel mit einem nichtkonzessionierten Spuk haben wird . . .

Statt guter Gefühle die Sentimentalität jaulender Dorfköter; statt des Herzens eine Registriermaschine: Herz; statt des roten Fadens «Menschlichkeit», der sich in Wahrheit durch alle Taue dieses Lebens-

schiffes zieht, die Gründung einer eignen Abteilung: Menschlichkeit — nicht einmal Entseelte sind es. Verseelt haben sie sich; die Todsünde am Leben begangen; mit groben Fingern Nervenenden verheddert, verknotet, falsch angeschlossen . . . und noch der letzte Justizverbrecher im Talar ist nach der Untat, unter dem Tannenbaum und am Harmonium, in Filzpantoffeln, auf dem Sportplatz und im Padelboot, rein menschlich ein menschlicher Mensch.

DER QUATSCH

Der politische Quatsch

« . . . und dann werd ich Ihnen überhaupt mal was sagen: Wenn wir nämlich mit England und Frankreich zusammengehn, dann kann Amerika sehn, wo es bleibt! Coolidge . . . » — « Meine Herren, vergessen Sie Indien nicht! In Indien geht was vor! Chamberlain . . . » — « Aber meine Herren, Sie müssen die Sache auch mal vom wirtschaftspolitischen Standpunkt aus betrachten! Vom wirtschaftlichen Standpunkt aus . . . »

Der Geschäftsquatsch

« . . . nun hab ich den Leuten erklärt: wenn ihr die Hypothek nicht an Bronnemann gebt, dann wird eben Bronnemann aus der Sache rausgehen! Mein Schwager in Frankfurt schreibt mir hier, er sieht die Lage ganz anders an . . . 's is ja auch heute schwer! Ich meine, schon rein aus steuertechnischen Gründen können wir ja das gar nicht machen! Sehn Sie mal: wer hat denn heute Geld? Haben Sie Geld . . . »

Der Familienquatsch

« . . . und da hat Lucie zu Jenny gesagt, sie hätte das nie zu Oskar gesagt, daß Erwin ihr nichts gesagt hat! Wie finnst du das . . . ? Na, das ist doch ganz klar, woher soll sie denn das wissen! Nein? — Nein! Wenn du zu Mama nicht gesagt hättest, daß ich es dir gesagt hätte, dann hätte Tante Emmi auch nicht sagen können, daß Max es Jenny gesagt hat! Na, hör doch mal zu, was ich dir sage . . . ! Laß mich doch mal zu Wort kommen . . . ! »

Der Literaten-Quatsch

« . . . meine Einstellung ist einfach die, daß unsere Mentalität da irgendwie schon sehr gut ist! » — « Jedenfalls kann er mit dem Hemmungskomplex seine Reaktionen so überhaupt nicht abreagieren, das können Sie doch in jedem Roman von ihm sehen — erzählen Sie mir doch nichts von Expressionismus — der Expressionismus ist tot, na, nun kommen Sie mir noch mit Spengler — dann laufe ich aber raus — ! »

Der erotische Quatsch

«... na ja, gnädige Frau, aber in der heutigen Zeit — ich meine, bei der neuen Sachlichkeit — wir haben eben nicht so viel Zeit für unsere Gefühle wie unsre Großeltern — sehn Sie mal, der Moment des Sportes — man muß ja auch bedenken, daß die Natur da mitspricht! Es ist eben ein neues Zeitalter, und ich könnte mir schon eine Frau denken, die eben, ja, die eben hemmungslos ihren Trieben folgt, weil das Blut in ihr schreit...»

Der medizinische Quatsch

«... da werden Sie mir nichts erzählen! Ich habe einen Onkel, der kannte den Medizinalrat Dr. Proppke vom Städtischen Krankenhaus sehr gut! Nein, meine Herren — in medizinischen Fragen bin ich nun also kompetent, sozusagen! Also, sehn Sie mal: die Lunge treibt das Blut durch die Aorta, oben fließt es rein, und unten fließt es wieder raus — da haben die Nieren überhaupt nichts mit zu tun, das können Sie mir glauben! Aber die Milz, die Milz, meine Herren, die hat ja nun mehr eine Funktion, und wenn die Milz sprechen könnte, da würde sie sagen —»

Die Sprache dient nur in seltenen Fällen dazu, die Gedanken zu verbergen — denn dies setzte voraus, daß jeder Sprechende auch Gedanken hat. Dem ist mitnichten so. Die Sprache hat vielmehr die Aufgabe, die Leere auszufüllen, Leben anzuzeigen; sie ist häufig um ihrer selbst willen da. Der Kern der Rede ist — in allen Sprachen — von Gequatsch umgeben. Man sagt nicht: «Dem Schauspieler Pinnemann ist ein kleines Unglück zugestoßen» — sondern man sagt so: «Sagen Sie mal — was ich sagen wollte — wissen Sie eigentlich, daß sich der... wie heißt er doch gleich... ja, daß sich der Pinnemann, wissen Sie, der Schauspieler, den kennen Sie doch! Natürlich kennen Sie den! Also daß der Pinnemann neulich von der Bühne runter in die Pauke gefallen ist? Ja, direkt in die Pauke! Hähä —! Fällt da runter und setzt sich in die Pauke —» So heißt das.

Es gibt vielerlei Arten von Quatsch: den erotischen Quatsch, den politischen Quatsch, den geschäftlichen, den Familienquatsch und den Quatsch schlechtweg. Ich glaube nicht, daß die Menschen ohne diesen Quatsch überhaupt leben könnten — sie kommen ohne ihn nicht aus, sie brauchen ihn wie die Luft und das Wasser — er ist ein Lebens-element.

Mach die Ohren auf und lausche, was um dich gesagt wird: hätten die gesprochenen Worte eine Taxe wie die Telegrammworte, so hörtest du viel weniger, aber die Worte sind gratis und franko, und daher braust um dich der Quatsch. Es gibt ja wortkarge Leute, so jenen Hamburger, der neben einem Schiffer am Elbufer stand und stunden-

lang ins Wasser sah. Alle halbe Stunde spuckten sie hinein. Nach anderthalb Stunden sagte der Hamburger zum Schiffer: «Schoines Wetter heute!» — Der Schiffer sah gar nicht auf: aber nach einer weiteren halben Stunde brummte er vor sich hin: «Dat seh ick auch, ohne to snacken —!» So wortkarg sind leider nur wenige. — Vielmehr gleicht die Welt, was das Geräusch angeht, einem Hühnerhof: Welch ein Gekakel, welch ein Krähen, Gackern, Gluckern, Kikeriki —! Aber das muß wohl so sein, denn sonst wäre es nicht so.

Höre, wenn du dies gelesen hast, um dich und sage ehrlich, was du da zu hören bekommst. Wenn du es alles vernommen hast, dann wirst du jenen alten und weisen Mann verstehen, dem der Arzt den Schnaps verboten hatte, seines Gehörs wegen. Als der Patient wieder in die Sprechstunde kam, da war er stocktaub und hörte überhaupt nichts mehr. Der Arzt war entsetzt. «Sie haben getrunken!» schrieb er dem alten Mann auf einen Zettel. «Ich habe es Ihnen prophezeit und nun haben Sie Ihr Gehör verloren . . .!» Da sprach der alte Mann: «Lieber Herr Doktor! Alles, was ich gehört habe, war nicht so gut wie Schnaps.»

Hatte er nicht recht?

DER SYMPATHISCHE MÖRDER

Wenn in Deutschland jemand jemanden gemordet hat, dann spielt sich vor Gericht etwas sehr Merkwürdiges ab. «In Erwägung aller Tatumstände . . .» Das sieht so aus:

Das Leben des Angeklagten wird vor Gericht aufgerollt. Gut — das kann zum Verständnis der Tat sehr nützlich sein. Aber wer einmal dabei gewesen ist, wie nun eine Armee Zeugen aufmarschiert, die erfreut die Gelegenheit benutzen, «ihre Einstellung bekannt zu geben» — wer da weiß, wie Phase für Phase vor einem Forum von Kleinbürgern im Talar schulmeisterlich geprüft wird, dem grauts. Was nicht in das ziemlich enge Blickfeld dieser Richter fällt, gilt nicht — das: «Ist das in Ihren Kreisen so üblich?» enthält bereits die ganze maßlose Überheblichkeit des Burschenschafters. Ein Mörder hat sympathisch zu sein.

Niemand kann sich von dem Eindruck befreien, den ein 'anderer Mensch auf ihn macht — und das ist auch mitunter recht gut so; es gibt Leute, die für andre eine gute Witterung haben. Aber es ist doch nicht richtig, daß in großen Prozessen, bei denen es um Leben und Tod geht, «unsympathische» und «sympathische» Züge gesammelt werden, die nachher von Staatsanwalt und Verteidiger, für eine Lesebuchwelt zurechtgemacht, mit Emphase vorgetragen werden. Es ist das eine Verkennung der Aufgaben des Gerichts.

Ein abgelegtes Staatsexamen berechtigt noch nicht zur Abgabe sittlicher Werturteile. Ganz besonders in einer Zeit, wo eben diese Urteile einen so sehr schwankenden Boden bekommen haben — Herr Landgerichtsdirektor Schultze soll mir nicht mitteilen, wie ich zu werten bin. Er soll das Gesellschaftsschädliche meines Tuns erhellen, meine Tat so klar legen, wie möglich ist, und soll dann nach dem Gesetz eine Strafe verhängen, die die Gesellschaft schützt. Besserung? Ein anständiger Richter, der auch nur einmal ein Gefängnis oder ein Arbeitshaus besichtigt hat, wird das Wort nicht ohne Lächeln aussprechen können. Strafe? Wir sind nicht befugt, zu strafen — und ganz besonders nicht, wenn die Auswahl der Strafenden nach so engen und einseitigen Grundsätzen vor sich geht. Schutz — allenfalls. Der Mensch ist nicht gut.

Er ist aber auch kein Demonstrationsobjekt für abgenutzte Ideologie — und die Gutachten vieler Gerichtsärzte, besonders in der Provinz, die Urteilsbegründungen so vieler Strafkammern strotzen von Klassendünkel, Enge, Vorgestrigkeit. Dieses Richtertum sagt noch so oft zum Leben, was einmal ein berliner Richter zu einem elfjährigen Kinde zu sagen wagte: «Leg die Hände an die Hosennaht — wie du es gelernt hast!»

Man sollte die Hände ganz wo anders hinlegen.

DER DARMSTÄDTER ARMLEUCHTER

I. Als Gottes Atem leiser ging

Als ich noch die Weisheit der Welt in aufgeplatzten Mappen aus der Berliner Staatsbibliothek nach Hause trug, war auch einmal ein kleines Büchlein darunter: *«Schopenhauer als Verbilder»* von einem Grafen Keyserling, dessen Name keinerlei andre Assoziationen erweckte, als daß er nicht der feine und große Dichter Eduard von Keyserling war. Ich stak damals bis an den Hals in Schopenhauer, las jede Zeile, die ich auftreiben konnte, jeden Brief, jedes aufgezeichnete Gespräch, und befand mich in jenem glückseligen Stadium, um das gläubige Katholiken so zu beneiden sind: es konnte mir nichts geschehen, denn ich war im Besitz des Schlüssels für sämtliche Rätsel des Lebens. Es war alles so schön einfach . . .

Da las ich jenen. Ich weiß noch genau, daß ich das kleine Buch am liebsten zerrissen hätte: ein solch fataler Dunst von Überheblichkeit, schludriger Philosophie, Unverständnis und Ignoranz schlug mir entgegen. Ich aß es, spuckte aus und vergaß. Sein Verfasser aber ist inzwischen bei denen, die nicht alle werden, ein berühmter Mann geworden, und der Verlag Niels Kampmann in Heidelberg beehrt sich,

vorzuführen: «Graf Hermann Keyserling, Das Spektrum Europas, Ein hochkomischer Weltschlager mit dem Verfasser in der Titelrolle.» Wie sagten die Soldaten im Quartier? «Mensch, du bist doch Schriftsteller — steig mal uffn Tisch und mach mal eenen —!» Lasset uns lauschen, lieben Freunde.

Bei einem Mann, der sich als Philosoph ausgibt, ist der Stil die Visitenkarte. Er braucht nicht zu glitzern, er kann dunkel schreiben, schwerflüssig . . . alles sei ihm zugegeben; spricht er aber die Modesprache seiner Zeit, laufen ihm jene fatalen Wendungen glatt aus dem Maul, wie sie von schlechten Journalisten, Klugschnackern und schreibenden Damen gebraucht werden, dann ist ein Verdacht wohl am Platze. Wie schreibt das Spektrum Europas?

«Alle Völker sind natürlich scheußlich.» — Dieses Buch «ist, wie mir scheint, wesensverschieden von allen, die ich bisher schuf». (Er meint: geschaffen habe.) — «Doch da sich das Leben niemals wiederholt, so hat die wiederhergestellte Einstellung der Tagebuchzeit . . .» Das hat er von mir; wie es überhaupt von «irgendwie» und «zwangsläufig» und solchen Bonbons wimmelt: «Paris steht und fällt mit seiner rein qualitativen Einstellung»; «Alle Unterschiede erwiesen sich als letztlich auf Einstellungsunterschieden beruhend»; auch sagt der Mann niemals «ich», sondern immer «ich persönlich», wie ja denn niemand seine Persönlichkeit so betont, wie der, der keine hat. Diese Sorte Philosophen glaubt wirklich, sie sage etwas Neues, wenn sie statt «Grund»: «Seinsgrund» sagt — schade, daß der Vorbilder der deutschen Sprache Schopenhauer das nicht noch erlebt hat . . . sein Kommentar zu so einem Satz: «Von solcher freien Sinngebung hängt ja alles Schicksal ab», wäre von Frankfurt bis Darmstadt deutlich zu hören gewesen. «Denn der Mensch als Mensch ist ja der Herr der Schöpfung», das sieht jeder Mensch schon rein menschlich wegen der damit zusammenhängenden Menschlichkeit ohne weiteres ein. Auch neue Wörter bildet der Weltreisende: «Aus Rußland stamme ich als emotionelles und temperamentelles Wesen her», eine Sprachmusik, die man mit den Klängen der Temperamentella begleiten sollte. Die über-tönte dann wenigstens die falschen Noten Keyserlingscher Grammatik. «Man prophezeit den Niedergang Frankreichs von wegen seiner Rentnerpsychologie», nehmen Sie doch einen Schürm, von wegen den Rejen, Herr! Mit dieser Grammatik und solchem Stil ausgerüstet begibt sich der Weise auf die philosophische Wanderschaft.

Die Völker Europas werden durchgesehen, ob sie den Keyserling-schen Forderungen genügen, und es muß gesagt werden, daß zahlreiche Schüler das Ziel der Klasse nicht erreichen werden. Wird auch hier und da ein Lob ausgeteilt: «Aber wie geht es im Innern voran!», so wird doch andererseits streng gefragt: «Was soll aus den Griechen nun

in Zukunft werden?» — die Griechen das hören, raus aus Athen und sich scheu in den Peloponnes verkriechen: das ist das Werk einer Sekunde.

Der Mann hat viele Reisen gemacht und viele Länder gesehen. Er ist nicht blind, er hat nur eine facettierte Brille auf der Nase, auch steht er sich selbst heftig im Wege, und das ist in diesem Fall kein schönes Hindernis. Sein Start ist nicht schlecht: Russe und nicht ganz Russe . . . er wäre schon prädisponiert, Europa zu erkennen und es uns zu erklären. Aber mit welcher Leichtfertigkeit macht er das, wie oberflächlich, mit welch peinlicher Fixigkeit!

«Man erinnere sich der Szene, als beim Untergang der *«Titanic»* alle Frauen und Kinder in die Rettungsboote gesetzt wurden und die Männer gelassen beim Gesange des Chorals *Nearer, my God, to Thee*, in die Tiefe sanken.» Ist er dabei gewesen? Er sollte wenigstens fleißig Literatur lesen; es gibt andre Schilderungen dieses Vorganges, wo seltsam viele Reisende der Ersten Klasse gerettet wurden, die offenbar ihrem Gott noch näher gewesen sind. Fehler machen mißtrauisch, und er rechtfertigt dies Mißtrauen. Von Frankreich: «Der wunderbare französische Sinn für Maß und Einklang wird ihm früh oder spät auch seine heutige reaktionäre Phase überwinden helfen.» Nun ist das objektiv falsch: Frankreich befindet sich, an französischen Verhältnissen gemessen, in keiner reaktionären Phase; das Land ist eine plutokratische Republik, und der Sinn für Maß und Einklang bewährt sich hier alle Tage. Wie soll davon freilich einer etwas wissen, der folgenden Satz über die Schreibmaschine bekommt: «Nur Deutsche konnten vom Wunder der Rentenmark begnadet werden; es waren eben alle auf Grund der Idee des Goldwerts bereit, alles Vermögen auf einmal zu opfern.» Ich weiß nicht, auf welcher ausländischen Bank Hermann Keyserling im Jahre 1923 sein Geld deponiert hatte; seine Unwissenheit und seine Gemeinheit halten sich hier jedenfalls die Waage. Wer war denn damals bereit, sein Vermögen zu opfern? Es war ja gar keins da! die Leute in den Städten hatten ja nichts mehr, als die Deflation kam! und der verbrecherische Staatsbetrug, auf dem Rücken der getäuschten Steuerzahler die auswärtigen Gläubiger im Konkursverfahren zu schädigen, hat die tobsüchtigste und rohste Zeit der Selbsterhaltung heraufgeführt, an die wir voller Schrecken nur deshalb nicht zurückdenken, weil wir nicht mehr an sie denken wollen. Fehler, Seite für Seite: «Das klassische Weimar . . . bedeutet heute schon für Deutschland ähnliches, was das klassische Athen der Menschheit bedeuten würde, wenn es erhalten wäre, und wird der ganzen Menschheit sehr bald ähnliches bedeuten.» In welchen Ländern hat der Philosoph Spuren für diese Entwicklung sehen können? Tatsächlich schwindet der Kern Weimar immer mehr aus dem deutschen Volkskörper, und an einer der wenigen vernünftigen Stellen dieses

Geschwätzes findet sich die gescheite Bemerkung: «Der Urtypus des Deutschen ist schon lange nicht mehr Siegfried, sondern, in modernem Bilde, Stresemann», ein Satz, den man durchaus ohne Ironie lesen sollte. Wo hat jener seine Augen?

Wahrscheinlich hinter einem unsichtbaren Monokel. Wir sind keine Adelfresser, aber über den Adel stehen geradezu alberne Dinge in diesem Buch. Weiß dieser Europäer nicht, was der Adel im Kriege getrieben hat? Er weiß über den Adel so wenig wie über den Bolschewismus, dem er, zur Abwechslung, vorwirft, seine Welt entbehre jeder Gefühlskomponente — ganz im Gegensatz zu den «tüchtigen Kaufleuten», die uns erzählen, mit Sentimentalität und Pathos könne man keinen Staat aufbauen . . . es ist nicht leicht im menschlichen Leben. «Während der Weltrevolution hat der Adel überall seinen Ruin weit besser überstanden als der Bürger.» Vor allem in Deutschland, das seinen Adel füttert, statt ihn vom Trog zu stoßen, und ich kann mir denken, wie die fein empfindenden Philosophen der Schule der Weisheit zusammenzucken, wenn ihnen jemand etwas derartiges einwendet. Ihr Mangel an sozialem Verstand ist vollkommen.

Dieser lebensferne Plauderer, der eine Handbreit über dem ordinären Boden schwebt, auf dem Menschen ackern, schwitzen, jammern, stöhnen und einander quälen, fällt schiefe Urteile und halbrichtige, die ja gefährlicher sind als falsche — der Mann hat unendlich viel gelesen, weiß sehr vieles und weiß nichts, weil er nichts ist. Welch ein Philosoph!

Nach dreißig Jahren Freud: «Das Primitive bestimmt, doch im Bewußtsein herrschen andere Motive vor. Dies ist die wirkliche Ordnung, und die meisten Mißbegriffe der Freudschen Psychoanalyse beruhen darauf, daß sie diese natürliche Ordnung umzukehren versucht.» Kann der Mann nicht lesen? Er kann nur schwätzen: sie müssen ihn mit einer Grammophonnadel geimpft haben. Dieser Plauderer, der sicherlich in seinem Leben noch nicht geschwiegen hat, macht den Eindruck eines unermüdlichen Redners, der auf jeden Einwand ein neues endloses Geschwafel losläßt, was, von ihm an dem «unaufhörlichen und uferlosen Strom von Geschwätz in den amerikanischen Zeitungen» exemplifiziert, ein Zeichen lebhaften Temperamentes darstellt.

Das lebhafte Temperament versteht alles, aber fast alles falsch. Er erzählt von der modernen Frau und wirft ihr «Zerstörung allen Liebreizes durch Wind, Wetter und Sonnenbrand» vor, und er hat vor allem die seit Spengler vielgetragene Unart angenommen, Dinge, die nichts miteinander zu tun haben, um einer Theorie willen gleichzuordnen. «Alles große Deutschtum war denn tatsächlich Bekenntertum in irgendeinem Sinn . . . Luthers «Hier stehe ich, ich kann nicht anders» war Bekenntertum; so ist es aber auch der Exhibitionismus deutscher Hochzeitsreisender.» Abgesehen davon, daß die heute in dieser Witzblattform nicht mehr bestehenden schlechten Manieren deutscher Reise-

pärchen gar kein Bekenntum gewesen sind: Philosophie ist demnach die Lösung der Frage: «Wie kommt das zu dem —?» und er sagt es uns, und er weiß es immer. Vermanscht werden seine Irrtümer stets mit jener verblasenen Terminologie, die jede Ausrede gestattet. «Die eigentliche Geschichte des Ostens Westeuropas hat ungefähr um tausend Jahre später begonnen als die seines Westens.» Wollte jemand mit dem Finger aufzeigen, so würde der Klassenlehrer ein nimmer endendes Gerede über den Sinn des Wortes «Geschichte» loslassen; behalten wir also den Finger lieber unten. Nichts stimmt; alles ist halb; alles ist angelesen, schlecht angelesen, unsorgfältig angelesen. «Ist die Psychologie der Massen so viel primitiver als die jedes einzelnen, so ist das sehr einfach daraus zu erklären, daß in der Masse nur die empirisch-psychologischen Elemente, also die bloßen Ausdrucksmittel des Metaphysischen, das eigentlich Menschliche, zum Ausdruck kommen.» Sehr einfach. Nun sagt «das eigentlich Menschliche» überhaupt nichts, das Wort ist ebenso leer und nichtssagend wie «das Sein», und Keyserling braucht nichts von der Reflexologie Bechterews zu wissen, der ich für meinen Teil nicht folgen kann... «die Psychologie der Massen» gibt es in dieser Form überhaupt nicht, und der Klassenlehrer ist schlecht präpariert, weil er sich nicht die Mühe genommen hat, zu lernen, daß Massenpsychologie aus jenen noch ungeklärten und unerforschten Spannungen zwischen den Individuen besteht.

Statt dessen verknüpft der Inhaber der philosophischen Plato-Bar lose Einzelheiten, mixt ein paar vage Behauptungen in einem nicht sehr reinlichen Becher und serviert sie mit dem Wort «Also habe ich erklärt»... Prost.

Der Bursche arbeitet vor allem mit einem Trick. Er will imponieren. Der Leser soll sich hinter einer bestimmten Art Sätze, die etwa alle zehn Seiten wiederkehren, sagen: «Donnerwetter, ist das ein Kerl!» (Herr Grünlich in den «*Buddenbrooks*»: «Ja, ich bewohne im Hotel meine zwei Zimmer...» — «Zwei Zimmer!» dachte die Konsulin, und das war es auch, was sie sich nach der Absicht des Herrn Grünlich denken sollte.) Da kriegt es zunächst der Untertan im deutschen Leser. «Manche werden vielleicht zu schwerfällig sein...» Denn jener ist es nicht; er ist leicht, gefällig, und immer up to date. «Während der wilhelminischen Ära war ich für Deutschland extremer Demokrat. (Man beachte den Schluderstil!) Wie ich aber bei Ausbruch der deutschen Revolution in Berlin weilte, wie (er meint: als) ein bisher traditionalistischer Bekannter nach dem andern über Nacht Sozialist wurde, und ich gefragt ward, wie ichs jetzt zu halten gedächte, da erwiderte ich: «Von jetzt ab setze ich auf Aristokratie.» Ein fauler Tip; sagen wir: 880:1. Man hat von Harden fälschlicherweise gesagt, er habe immer das Gegenteil von dem geschrieben, was alle gesagt

hätten: dieser scheint sich nur durch solche Wippchen von der Masse abheben zu können. Eine Warenhauseleganz.

Der sorgfältig angeseilte Alpinist in der Tiefebene schwitzt vor Eifer, um nur ja dem Leser zu imponieren. «Doch nicht das Russische melancholischer Artung, das der grenzenlosen braunen Ebene oder der blauen Ferne entspricht mir, sondern eben das Dionysische, dessen berufene Kinder die Zigeuner sind. Es ist ein sehr Merkwürdiges um dieses Wandervolk. Seine Harmonik und Melodik sind indisch; so mancher heilige Gesang, den ich in Indien vernahm . . .» Also das macht Ewers nun viel besser, aber schließlich müssen ja die Reisespesen herauskommen. Da ist auch jenes uralte Kartenkunststück, sich in eine historische Reihe zu stellen, denn Größe färbt unmerklich ab, tritt über die Ränder . . . «Handele es sich um Harnack oder Patkul, Alexander von Oettingen (der müßte dich gekannt haben, Hermann!) oder Karl Ernst von Baer, den Chirurgen Werner Zoege von Manteuffel, den letzten Estländer des traditionellen großen Formats, Alexander Keyserling, meinen Großvater, den Mongolenhäuptling Ungern-Sternberg oder mich . . .» Alles in Ordnung. Immer drängt er sich vor; immer deutet er an, was er für ein Stern erster Ordnung sei, stets erklärt er an sich herum, aber wir wollen das gar nicht hören, denn so interessant ist er nicht. Ich glaube aber, herausgefunden zu haben, wie er das macht — er macht es mit der unsichtbaren, vorher berechneten Klammer. Ich will das einmal zeigen.

«Wie ich kaum vom Vortragspult im festlich geschmückten Saal des stockholmer Grand-Hotels, den die erste Gesellschaft Schwedens, Hof, Regierung, Geburts- und Geistesadel füllte, abgetreten war —» (Donnerlittchen! Richtig im Hotel? Vor einem hohen Adel? Und vor der schwedischen Regierung? Vor dem . . . vor dem König auch? Das macht Spaß, so einen vornehmen und berühmten Autor zu lesen. Weiter!) — «vernahm ich Lautenklänge.» (Interessant, so eine Reise.) «Als ich mich umwandte, sang schon ein Bänkelsänger ein lustig Lied. Ein deutscher Freund brauste auf: wir sollten fortgehen — (um Gottes willen, Herr Keyserling, Sie werden sich doch nicht hinreißen lassen!) — das sei doch unerhört nach einem so tiefernten Vortrag. Ich erwiderte, wir konnten die Landessitten nicht: mißfielen sie uns, so hätten wir nicht kommen dürfen. (Sehr vernünftig.) . . . Beim Souper fügte ich mich dann selbst in den mir neuen Rahmen ein. Ganz furchtbar ernste Reden waren auf mich gehalten (Direkt auf Ihnen? Ach, muß Ruhm schön sein!) — vielmehr bedächtig von Maschinenschriftvorlagen abgelesen worden. Da schlug ich eine andere Tonart an, indem ich zunächst die Schlußszene von Platos Gastmahl evozierte — (Ohne Maschinenschriftvorlage? Unmittelbar aus dem Kopf? Toll!) — wo Sokrates und Aristophanes als letzte unter den Zechern den Morgen wach erwarteten . . . Damit war aller Bann gebrochen.» (Weiter, weiter! Und

der König? Und die Königin? Waren die auch da? Nein, wie hinteressant —!) . . . Ich entsinne mich phantastischer Szenen in einem alten Kellerlokal, wo, als wir bei Wachskerzenbeleuchtung (Famos. Wie bei Reinhardt) — zur Begleitung Bellmanscher Balladen zechten, (das Wasser läuft mir in der Luftröhre zusammen), ein Gast einmal, zer schlagenem Geschirre folgend, vom Obergeschoß köpflings über die Stiege vor unsere Füße stürzte — (In solchen Gefahren haben Sie geschwoben? Das ist ein feines Buch! weiter!) — ich weiß nicht mehr, ob lebend oder tot, Notiz nahm keiner von ihm.» Ein alter Wikinger, der sich oft mit Persern stach. Kasimir Keyserling ist der vollendete Handhaber der Imponierklammer.

In diesem Menü, wo es Zuckerrübenmarmelade und viele Bouletten auf Gänseleberart gibt, stehen, wie es denn nicht anders sein kann, auch kluge und richtige Sätze. Es sind nicht so viele, daß der Verleger sie in Leinen hätte binden können — aber ein paar sinds schon. So dieser: «Und ist es jüngst weniger der Unteroffizier als der Sparkassenbeamte, der zum Reichskanzlerposten für prädestiniert gilt, so ist das kaum ein Vorzug zu heißen.» Sowie: «Keine Sache ist wirklich ernst zu nehmen, nur der lebende Mensch ist es», und dann gibt es da eine wirklich echte, saubere und kluge Schilderung seiner Rückkehr nach Estland: «Ich war als Gespenst heimgekehrt», sagt er, es gehört für einen Balten sehr viel Mut dazu, dergleichen hinzuschreiben. An einer einzigen Stelle bringt er sogar so etwas wie Selbstironie für die Schule der Weisheit auf. Im ganzen aber schwimmt er wie Kork auf den Wogen des Geschmuses.

Was ist das nun —?

Es ist die weitverbreitete, es ist die typische Literatur des Singular: jene Weltbeschreibung, die sich der Lächerlichkeit solcher Urteile wie: «Die Einwohner dieser Stadt haben rote Haare und stottern» wohl bewußt ist, und die deshalb denselben Unfug im Singular sagt, Typen erfindend und Paradigmata bauend, Puppen leimend und mit bunten Bleisoldaten hantierend, und alles schief und krumm und falsch. «Der Reiche» und «Der Amerikaner» und «Der faustische Mensch» und «Der katholische Jüngling» und so in infinitum. Es stimmt alles nur halb; nichts ist ganz richtig, nichts sitzt, nichts ist wirklich gearbeitet. Oben auf dem Kuchen erglänzen die Superlative, die Nietzsche in die Literatur eingeführt hat . . . der Papagei schnarrt und sagt schreiend seins auf. Lasset uns diesen Vogel zudecken.

Es wirkt aber. Die Deutschen und solche, die es werden wollen, lassen sich imponieren, der Mann hat Zulauf, die Konditenbäckerei ist schön voll, und alle schmatzen beim Essen. Welche kaum vorstellbaren Blasen eines mäßig fundierten Größenwahns der Erfolg bei Keyserling im tiefsten Seinsgrund zwangsläufig irgendwie ausgelöst hat, das wollen wir nunmehr rein menschlich betrachten.

II. Le comique voyageur

Und daraus ergibt sich völlig unzweideutig zweierlei, was künftige Kritiker wohl berücksichtigen mögen: Erstens, daß Graf Keyserling bis heute trotz aller Wirkungskraft und sogar Popularität seiner Persönlichkeit nahezu ebenso unverstanden ist, wie es Nietzsche bei Lebzeiten war. Und zweitens, daß er nicht darunter leidet. Er ist wirklich ein Einsamer, wesentlich; sein Verhältnis zu den andern ist ein rein schenkerisches, er bedarf ihrer nicht. Es wäre gut, wenn in Deutschland endlich begriffen würde, daß es auch solche gibt.

Mitteilungen der Schule der Weisheit, Darmstadt, Deutschsprachige Ausgabe

Auf den Tagungen der Schule der Weisheit sprechen neben dem Philosophen, dessen Verlag einen Armleuchter rechtens im Wappen führt, ebensolche Schwätzer wie er, sowie ernste und vernünftige Leute. Aus den gedruckten Berichten ist eine geistige Einheit dieser Vorträge nicht zu ermitteln. Sie muten den Außenstehenden wie ein überflüssiges Gesellschaftsspiel an; die Möglichkeit, daß die Lokalatmosphäre einen andern Eindruck hervorruft, soll offengelassen werden. Nun ist das aber in Deutschland so, daß auch nur etwas hervorragende Geister entweder allein bleiben oder ihre Anhänger zur Sektenbildung verführen. Das insulare Nebeneinander der zehntausend «Meister», die Deutschland aufweist, ist grotesk; jeder in seinem Zeltlagerchen unfehlbar und ein kleiner Papst; jeder angebetet und sinnlos, weil beziehungslos verehrt, und jeder von dieser faden und fatalen Ausschließlichkeit erfüllt, die den falschen Fanatiker vom echten unterscheidet. Die Qualität der Gefolgschaft ist die beste Kritik des Führers.

Wenn über Keyserling nichts vorläge als die Hefte «*Der Weg zur Vollendung*», so genügte das zur Information reichlich. Ihr Eindruck ist vernichtend.

Die Aufsätze des Schriftgelehrten verdienen keinerlei Kritik. Aber was er da über sich und sein Werk zusammenschreiben läßt — im Sinne von: faire und laisser —, bewirkt in unsereinem das Gefühl, das entsteht, wenn einer auf dem Konzertpodium steckenbleibt. Man schämt sich für ihn.

Am lustigsten ist seine Mischung von belehrender Weisheit und ungezogener Dreistigkeit, die dem Mann nach allem, was wir über ihn zu hören bekommen haben, eigen sein muß. «Der Gegensatz ist für ihn nicht das letzte, ebensowenig wie der Kontrapunkt für einen Beethoven das letzte war.» Das ist bar jeden Sinnes — aber möge er.

Daneben: «Und selbstverständlich ist es, daß Graf Keyserling sich hier jedes Dreinreden verbittet.» Der Philosoph Husserl! Nehmen Sie Ihren phänomenalen Bauch zurück! Cassirer! Hat der Kerl wieder seinen Logos nicht geputzt! Verfluchte metaphor-dammte Himmelhunde! Vizefeldwebel der Weisheit, Untroffzier oder Schersant — das ist hier die Frage.

Über die Ausdrucksweise des Mannes, die wie jeder Stil Gedanken und Gedankenlosigkeit verrät, ist kaum noch zu reden. «. . . Keyserling habe ihm gesagt, er fände die Stimmung auf dieser Tagung um 1000 Prozent gehobener . . .» das gibts nur noch bei Roda Roda, wo ein Wendriner, von seiner Gattin auf die Schönheit des Sonnenunterganges am Meere aufmerksam gemacht, antwortet: «Na, und der Posten Möwen ist gar nichts —?»

Nichts komischer, als wenn ein Mittelmäßiger Genie posiert. «Es ist nicht zu glauben, was mir monataus, monatein zu lesen zugemutet wird.» Und uns erst —! Dabei hat er es noch gut: er braucht wenigstens nicht seine eignen Schriften zu lesen . . . Immer protzt er, und immer will er imponieren. Da hat er ein Buch aufgetrieben, das ihm die philosophischen Grundlagen des Faschismus zu enthalten scheint. Folgerung: «So war es denn wieder ein Philosoph, zu dem die spätere politische Wirklichkeit als zu ihrem geistigen Vater aufzublicken hat.» Dahinter die unsichtbare Imponierklammer? «Achtung! Ich bin auch ein Philosoph. Also . . .»

Für die Anhängerschaft ist offenbar nichts zu billig. Sie wird zensiert, angeschnauzt, geschurigelt und kommandiert — wahrscheinlich tut das den Leuten wohl. Der alte Trick, die eigne Kleinheit durch die Größe des Vorzimmers zu verdecken, wird auch hier angewandt. Er schreibt nicht alles «persönlich» — manches läßt er auch durch seine Leute machen. Von einem Buch des seligen Oscar A. H. Schmitz: «. . . enthält u. a. den folgenden Passus, welcher dem Grafen Keyserling besondere Freude bereitet hat, weil er seine von ihm persönlich gemeinte Stellung in der Schule der Weisheit sehr glücklich formuliert.» Schmitz, einen rauf! Kann er aber nicht — es sind lauter Primusse.

Von den dienenden Schreibern wird Keyserling behandelt wie der liebe Gott, Luxusausgabe. «Wir sehen uns gezwungen, jetzt auch schriftlich kundzugeben, was bisher in dieser Form nur mündlich verbreitet wurde: daß Graf Keyserling außerordentlich dadurch gestört wird, wenn er ohne Voranmeldung eine Woche vorher Besuch erhält.» Abgesehen davon, daß diese Schüler der Weisheit keinen Satz schreiben können, ohne einen schweren Fehler der Dummheit zu machen: das ist der typische Sektensatz. Genau so hat es um Rudolf Steiner geklungen; diese respektvolle Behutsamkeit auf Filzparisern — tritt nur einmal kräftig mit dem Stiefel auf, und Größe und Isoliertheit zerstäuben wie Mottenpulver.

Aber sage mir, wen du zu Gegnern hast, und ich will dir sagen, was du für ein Kerl bist. Dieser zum Beispiel hat Blühern.

Das ist der Philosoph der berliner westlichen Vororte, in denen die Kleinbürger wohnen, ein ewiger Steglitzer. Er hat sich bis ins Mannesalter etwas durchaus Infantiles bewahrt — nicht etwa Jungenhaftes, sondern eine stehengebliebene Pennälerphantasie: alles, was er schreibt, trägt heute noch die Pickel einer mühevollen Zeit. Der also hat einen «offenen Brief» an Hermann Keyserling gerichtet: «in deutscher und christlicher Sache»: ein Buchhalter, der auf einen Maskenball als Martin Luther geht. *«Die Elemente der deutschen Position»* heißt das Ding.

Was die beiden voneinander wollen, weiß ich nicht. Keyserling hat den andern für einen großen Magier erklärt, und Blüher buckelt vor jenem herum, ein ziemlich scheußlicher Anblick. Seite 41: «Deutschland weist von allen Ländern am markantesten und unfehlbarsten zwei solcher verpflichtenden Gestalten auf, die durch ihr Alter schon in die mythische Sphäre gerückt sind, und denen deshalb, ja nur deshalb, eine wahre historische Macht innewohnt.» Wer? — «Hindenburg und Stefan George.» Dies ist das schönste «und», das je in deutscher Sprache geschrieben worden ist.

In Blüher tobt durchaus und durchum der Kampf der Tertia. «Von George noch zu reden erübrigt sich; aber es ist Ihnen vielleicht neu, zu erfahren, daß Hindenburg der angesehenste Mann der Welt ist.» Fragen Sie den Vorsteher des Weltpostamts in Steglitz, und er wird Ihnen das bestätigen.

Rührend die den Faschisten abgeborgten Versuche, die Exzesse eines wildgewordenen Volkstums als «modern» und die Demokratie (lies: Sozialismus, lies: Bolschewismus, lies: Judentum, lies: und überhaupt) als abgestandene Reaktion aufzuzeigen. Wenn Mussolini das in Italien donnert, so mag daran ein Gran Wahrheit sein; wenn diese wolkigen, schwammigen und des saubern und hellen Denkens unfähigen Gehirne, etwa um Stadler, das besorgen, so wirkt es rührend. Stellenweise ist das Heftchen sanft übergeschnappt — ist Blüher nie aus Deutschland herausgekommen? Deutschland, «das Land, gegen das alle Welt mit Recht Krieg führt (weltlich gesprochen), weil alle Welt das Zustandekommen der germanisch-christlichen Sakralunion verhindern will». Kann diesen Leuten denn niemand eine Schiffskarte nach London kaufen, damit sie sich einmal mit gebildeten Engländern unterhalten?

Dies ist unter anderm die Sorte Literatur, die Keyserling hervorruft, und wir wollen gewiß nicht stören; dergleichen geht ja wohl nur die Beteiligten an. Und Jungnickeln. Der schreibt über Blühers Buch: «Wir hatten im Felde einen Major, einen eisernen, spartanischen Kerl, der keine Etappe kannte, kein Hintensitzen, wenn alles vor-

ging. Seine Losung war: Sieg oder Tod! Da las ich das obige Buch, und sofort war er wieder da, der große graue Schatten dieses Soldaten. Ein verwagener Kämpfer.» So, und nun geh wieder in dein Körbchen.

Das alles aber läßt den darmstädter Armleuchter nicht ruhn. Er reist.

Man hat uns erzählt, wie sich Keyserling in Amerika betragen hat. Wie ers anderswo treibt, läßt er in seinen *«Wegen zur Vollendung»* verkünden. «Von Budapest ging es nach Rumänien, wo Graf Keyserling eine Woche lang geradezu großartig aufgenommen wurde. Die Seele der Interessierten war die Fürstin Alexandrine Cantacuzène . . . Alles, was in Rumänien führt, wetteiferte darin, der Person und dem Werk des Grafen Keyserling sein Interesse zu bekunden, von der Königin über die Spitzen der Regierung . . . (Imponierklammer: «Wat sachste nu —?») . . . Besonderer Dank gebührt hier dem deutschen Botschafter Nadolny . . .» Das ist ein weites Feld.

Der Typus des mittlern deutschen Diplomaten ist nach dem Kriege zweifellos um eine Winzigkeit besser geworden; es geht auf den Botschaften und Gesandtschaften allerdings noch etwas unsicher zu . . . Macht diese Sorte meist reaktionärer Beamter das, was in jenen Kreisen «Kulturpropaganda» genannt wird, so hat man immer den Eindruck, daß ihnen der Kragen reichlich eng wird; sie fühlen sich nicht sehr wohl dabei. Erstens interessieren sie sich einen Schmarren für die deutsche Kultur, wenn es sich nicht um die zu nichts verpflichtende Musik handelt; zweitens kann man nie wissen, und drittens besteht durchweg und überall noch die Anschauung, daß der Eingeladene allemal der Geehrte sei. Darin werden diese Beamten des Auswärtigen Amts durch die Kriecherei der meisten Künstler und Journalisten stark unterstützt, aber jeder wird schließlich so behandelt, wie er es verdient. Die «Prominenz» ist von ihrer eignen Wichtigkeit begeistert, und was darunter ist, katzbuckelt. Denn die tiefe Unsicherheit dieses Bürgertums ist heute noch so groß, daß es hochgeehrt die Luft dieser Kreise einatmet, deren Qualifikationsvokabeln von: «höchst übel» bis: «ein sehr ordentlicher Mann» reichen, und niemand ist so hoffärtig und hoffertig wie der diplomatisch «akkreditierte» Journalist, vor dessen Verlag der Diplomat lange nicht so viel Angst hat wie der vor ihm.

Die Botschafter und Gesandten selbst können ihre wahre Natur nicht lange verleugnen. Es mag sein, daß an kleineren Plätzen wahrhaft demokratische und innerlich freie Männer sitzen; das Gros besteht aus den Korpsbrüdern des Herrn Domela, und weil jeder Deutsche zunächst gegen jeden Deutschen ist, so ist die Atmosphäre auf einer Durchschnittsbotschaft nicht gerade als sehr amüsant zu bezeichnen. Immer wieder erschreckend ist die tiefe Beziehungslosigkeit dieser reichlich überschätzten Funktionäre zu allem, was Deutschland

wertvoll macht; wirklich wohl fühlen sie sich nur unter ihresgleichen, unter Beamten, Militärs, Adel, Gutsbesitzern und sehr reichen Industriellen. (Am besten wäre demnach ein ehemaliger Generalstabs-offizier vom Adel, mit Petroleumaktien.) Es ist nicht sehr erheiternd, zu sehen, wer noch immer Deutschland im Ausland repräsentiert.

Was diese Kulturzentren mit Keyserling anfangen könnten, ist leicht zu verstehen. Ein Philosoph, gemildert durch den Grafentitel, ein Graf mit einem leichten philosophischen Fleck auf dem Wappenschild — damit ließe sich auskommen. Aber selbst denen hat er Kummer und Elend gemacht; selbst denen ist er auf die reichlich dicken Nerven gefallen; selbst in diesem Milieu hat er keinen Erfolg gehabt: eine Schießbudenfigur, drei Schuß zu fünfundzwanzig.

Was er sonst im Auslande anrichtet, ist, ganz im Gegensatz zu seinen rosigen und donnernden Schilderungen, als Unfug anzusprechen. Ein schwedischer Diplomat sprach mir jüngst mit Ironie und Entrüstung von der Schilderung, die jener von den schwedischen Frauen entworfen hatte, und er tat es ohne Scheu, weil es ja weit über den lächerlichen Paß hinaus eine Internationale der vernünftigen Menschen gibt. «Niemand nimmt ihn bei uns ernst», erzählte der Schwede, «man hat über ihn gelacht.» Die Leute müssen auf schwedisch gelacht haben, denn Keyserling, der kein Schwedisch versteht, hat es für Beifall gehalten. Skal —!

Der Weg zur Vollendung? Bitte zweiten Gang, die erste Tür rechts.

Die pariser Chansonniers haben eine Reihe bekannter Größen, über die sie sich ständig und traditionell lustig machen: Citroën und Cécile Sorel und Mistinguett und Doumergue — «têtes de Turque» nennt man das. Dazu scheint mir jener gut genug. Im Ernst soll von ihm nicht mehr die Rede sein.

Im Ernst repräsentiert Hermann Keyserling nichts als eine gewisse schlechte und gleichgültige, wertlose und ephemere Schicht Deutschlands. Er ist ein gefährlicher Exportartikel, ein Kerl, der auf den verbogenen Stelzen seines Stils durch die Welt stakt, ganze Porzellanläden umwirft und bestimmt überall da aneckt, wo es den Inhabern der fremden Wohnung weh tut. Immerhin gibt es in Deutschland rechts und links wertvolle, vernünftige Menschen... Unsere Aushängeschilder aber heißen: Graf Luckner, Reichskanzler a. D. (außer das) Michaelis; Altreichskanzler Fürst Luther; Reichswehroffiziere aller Schattierungen, von so grün bis zum tiefsten Schwarz, Schnellschwimmer, Schnellläufer, Schnellboxer und ein Schnellredner: der darmstädter Armleuchter.

Tat twam asi, Deutschland —?

DER KATZENTRUST

«Im Amphitheater der pariser medizinischen Fakultät» — so steht zu lesen — «ist heute der internationale Rattenkongreß eröffnet worden.» Lisa, unterbrich nicht immer! Was für eine Frage! Natürlich Ratten — nein, doch nicht: keine Ratten. Ärzte waren versammelt. Guck: «Professor Roger wies in seinem einleitenden Vortrag darauf hin, daß Paris allein Tausende von Ratten zähle.» Lisa, jetzt komm ich dir aber gleich auf den Kopf! Was für Ratten! Was für Ratten! Solche wie du denkst, bestimmt nicht: die heißen auf französisch «poules», dieselben mit Wasserspülung: «poules de luxe». Fahren wir fort. «Diese Rattenheere bildeten eine ständige Gefahr für die Gesundheit der Bevölkerung.» Jetzt paß auf:

«Man habe zuerst versucht, dem Übel durch eine ausgedehnte Katzenzucht abzuhelpen, es habe sich jedoch herausgestellt, daß viele Katzen sich mit den Ratten zu gemeinsamen Raubzügen verbanden!»

Jetzt ist es also zunächst heraus, warum so viele Katzen in Paris herumsitzen. Sie symbolisieren irgend etwas: den Hausbesitzerstand; die Seele der Portiers, den weiblichen Charme — der Gewerbefleiß ist jedenfalls nicht darunter; denn die Katze ist das einzige vierbeinige Tier, das dem Menschen eingeredet hat, er müsse es erhalten, es brauche aber dafür nichts zu tun. Soweit gut. Diese pariser Katzen aber, meine ganze Freude, sind also «aufgezogen» worden? Bei mir zu Hause, wo sie schriftdeutsch reden, sagen sie dann gern: «aus bevölkerungspolitischen Gründen» — das hört sich so schön an. Also dazu sind die Katzen da . . . sie sollten also doch arbeiten . . .

Hat sich was. Denn was ist geschehen —?

Ich stelle mir die Sache ungefähr folgendermaßen vor:

Es ist nachts. Im Vorratskeller beim Potin um die Ecke sitzen die zwei Katzen des Hauses und unterhalten sich. «Schnurr», sagt die eine — was, wie jeder Kenner weiß, achtzehnsilbig ausgesprochen wird und bedeutet: «Wir könnten eigentlich wieder mal ans Käsefaß gehen.» — «Murr», sagt die andere Katze. «Ich habe einen leichten Appetit auf Sardinen.» So sprechen sie noch eine Weile — dann wandeln sie sametpfotig fürbaß, zum Käse und zu den Sardinen.

Nachmittags hat Frau Potin zu der einen gesagt: «Mon petit minou, wenn du eine Ratte siehst . . .» — «Ja», hat Minou gesagt, «das ist ein alter Schlager.» Und hat gebuckelt . . . Jetzt ist es so weit.

Aus der Ecke kommt ein leises Pfeifen: Das sind die Ratten. Eine steckt die spitze Schnauze vor . . . Minou will sich auf sie stürzen und setzt an . . . Da legt ihr die andere ernst die Pfote auf die Schulter. Die Ratte kommt hervor. Da stehen sie alle drei. Schweigen.

«Kinder», sagt die Ratte. «Das ist doch Unfug, was wir hier machen. Ihr jagt mich, verliert eure Zeit, zum Schluß habt ihr eine Ratte, eine

einzig. Die andern laufen, organisiert, wie wir uns haben, fort. Seid doch vernünftig: Ich habe früher in Pillkallen einen Sergeanten gekannt, der pflegte zu seinen Einjährigen, wenn seine Rechnungen bezahlt werden sollten, zu sagen: «Einjähriger, teilen wir sich dem Raub!» Das können wir doch auch! Laßt uns in Ruhe, und drehen wir das Ding zusammen —!»

Jetzt sind die Ratten aus allen Löchern gekommen, die Katzen sehen mit glimmenden Augen ins Dunkel, sie sehen alles und alle. Es herrscht ein mächtiges Gequieke und Geraschel; es ist eine angeregte Unterhaltung, und es wird verhandelt wie bei einer Interessengemeinschaft eben verhandelt wird: wozu hat der Mensch (und das Tier) die Ohren, wenn man sie nicht über dieselben hauen kann? Es wird gehauen. Resultat:

Die Katzen erklären ihr Desinteressement an den Ratten; die Ratten zeigen den Katzen die Vorräte. Herr Potin wird aufgeteilt.

Mit Windeseile verbreitet sich die Nachricht durch alle Röhren, Keller, Lagerräume, Bodenkammern, Hütten und Kanäle von Paris. In einer Nacht ist die Sache perfekt. Die Organe, die zur Bewachung eingesetzt sind, machen mit den Feinden der Vorräte halbpakt; der Dumme ist . . .

Lisa, wie oft habe ich dir schon gesagt, daß junge Damen nicht dazwischenreden sollen, wenn sie nicht gefragt sind! Dies ist eine Fabel aus dem Tierreich, Tiere können gar nicht sprechen, und bei den Menschen kommt dergleichen, abgesehen vom Handelsteil, überhaupt nicht vor.

DER LETZTE RUF

In Dünkirchen haben sie einen Mann hingerichtet, der hieß Lucien Beyen und war einundzwanzig Jahre alt; er hatte einen Raubmord begangen, und deswegen war er dran. Der Zeitungsbericht sagt:

«Die Hinrichtung Beyens ging ohne Zwischenfälle vor sich. Der Mörder wurde geweckt; es wurde ihm mitgeteilt, daß sein Gnaden-gesuch abschlägig beschieden sei, er beichtete, nahm die heilige Kom-munion und ging gleichmütig auf das Schafott. Sein letzter Ruf war: «Vive la Belgique —!»»

Früher hieß das: «Mutter!», aber das hat sich geändert, denn so sentimental sind wir nicht mehr. Auch der völlig abwegige Schrei: «Mein Gott» oder einer dieser Appelle an die diesbezüglich gesetzlich geschützte Familie ist ganz aus der Mode gekommen. Unser letzter Ruf heißt, wie blutende Figura zeigt, anders. Und das ist auch recht erklärlich.

Denn so, wie die Nerven des Auges nur Lichtempfindungen produzieren; so, wie nach der Entdeckung Gustav Meyrinks, die Pastorentöchter der vorigen Generation auf alle Reizungen entweder Kinderkriegen oder häkelten, so wie ein Kuckuck nur «Kuckuck» schreien kann und wie die Funktionen der Harnblase und der Strafkammern eindeutig bestimmt sind —: so erwacht im Europäer, wenn ein heftiges Erlebnis ihn aufrührt, das Nationalgefühl.

Es ist ziemlich gleichgültig, was ihn aufrüttelt. Flieger fliegen über den Ozean; einer entdeckt ein neues Element; einer erfindet einen Apparat zur Beseitigung des Geschlechtslebens in Gefängnissen; einer läuft schnell, einer reitet noch schneller, einer boxt am schnellsten —: was auch immer geschieht, der Europäer ruft: Hurra! und läßt, auch wenn er stirbt, gerade wenn er stirbt, seine Nation leben. So sterben wir alle Tage.

Es ist der Ur-Instinkt, der tiefste, der roheste, der gewalttätigste und der gewaltigste. Es ist jener, in dessen unterirdischer Wurzel Wollust und Blutlust zusammenlaufen, es ist der Solarplexus, der schreit, das Hodengefühl antwortet, und der ganze Kerl wird zusammengeschüttelt. Die Frau ist in diesem Fall ein einziger schwingender Nerv, und haben die verzückten Nonnen in jenem Moment, der vor dem Himmel und ihrer Vorstellung ein Jahr war, geflüstert: «Der Gott kommt!» — so rufen wir, peitscht man uns aus: «Es lebe die Nation!»

Es gibt bekanntlich drei wahrhaft internationale Mächte: die katholische Kirche, die Homosexuellen und Standard Oil. Zu ihnen gesellt sich die Nation als die vierte, und nichts ist so groß wie die Solidarität der Klassenlehrer, die ihre Schulhöfe beaufsichtigen. Offiziere feindlicher Armeen stehen einander näher als Offizier und Mann desselben Landes; ordnungsliebende Staatsmänner schätzen ordnungsliebende Staatsmänner und hätten ein abgrundtiefes Mißtrauen, wenn etwa aus dem Nachbarlande eine Horde Radikaler mit Palmenzweigen in den Händen über die Grenze käme — wo brächte uns das hin! Einmal ist diese Grenze der Rhein gewesen, und dieser verpaßte Augenblick wird für Frankreich sobald nicht wiederkommen; es hat damals nicht begriffen, wo seine wahren Freunde gestanden haben, denn es hielt den Rhein für breiter als den Kanal. Es wird das eines Tages bereuen. Die Köpfe der nationalen Bandwürmer aber blinzeln sich zu und lassen die Sauggefäße aufschwellen — sie sind sich so gut . . . Ministerpräsidenten verstehen im Zank einander noch immer besser als die durch verkommene Sozialdemokraten verführten Arbeiter; Diplomaten verstehen einander; Polizeipräsidenten, die Kommunisten jagen, verstehen einander — Proletarier aber kennen einander gar nicht. Sie lernen sich erst gelegentlich eines Sturmangriffs oder einer Patrouille kennen und schätzen.

«Vive la Belgique!» hatte der Todeskandidat gerufen. Es war das,

was er auf der Schwelle des Lebens dem Tode ins Gesicht zu sagen hatte, damit der doch wüßte, wen er da empfinde. Es war Ankündigung beim Tod, der seine Patrioten kennt, und Dank an das Leben. Denn was hatte dem morgens frühzeitig geweckten, beichtenden und kommunizierten Mörder die schönsten Emotionen im Leben verschafft —?

Die Kirche tut, was sie kann. Der Sport hat sie fast überholt. Das Kino liegt an der Spitze. Aber was sind sie alle drei gegen das Vaterland, das den einzelnen so schön vergessen läßt, was er für ein Staubkorn in der Nase des Allmächtigen ist, und das ihn emporhebt über sich selbst, so daß seine Individualität zerschmilzt wie sonst nur noch, wenn er mordet oder zeugt. Und wie bequem ist dieses Gefühl! Begeht der Landsmann Lumpereien, so schüttelt man ihn ab und kennt ihn nicht mehr; bekommt er den Nobelpreis, so ist die ganze Nation mit ihm und in ihm geehrt. Es lebe Nikaragua —!

Und je kleiner das Land, desto größer und stärker das Nationalgefühl. Man muß die erhitzten Köpfe der Elsässer sehen, für die bekanntlich ein besonderer Kosmos geschaffen werden muß, damit sie endlich Ruhe geben, und auch der zerschellte noch an ihren dicken Schädeln. Wird so eine Gruppe aber selbständig, dann entfalten sich im Winde neue Fahnen, die noch eine halbe Stunde vorher nicht dagewesen sind, und es ist zu fragen, woher nur plötzlich — nach Versailles — alle die Wappen, Marken, Embleme, Farben und Titel gekommen sind. Wer erfindet das? Wer stellt das so schnell her? Gibt es ein Warenhaus für kleine Staaten?

Ja, es gibt eines. Seine Direktrizen sind die Dummheit und die Kollektiveitelkeit der Menschen, und was wäre der kleine Angestellte, wenn er nicht auf etwas stolz sein könnte, das sowieso sein eigen ist, und das auf ihm lastet! Er nimmt das Gefühl, das ihm das Nationalbewußtsein verschafft, als Abschlagszahlung aufs Gehalt an und ist sehr glücklich. Der ihn bezahlende Chef auch.

Für die Massen ist die Nation der Inbegriff alles Mystischen, Imponderabilen, schlechthin Unbegreiflichen — auf diesem Gebiet ist alles erlaubt und kann alles verboten sein, hier wachsen die großen Männer, deren Größe an der Kleinheit der Umstehenden gemessen wird. Die Nation ist der Abfalleimer aller Gefühle, die man anderswo nicht unterbringen kann.

Daher hat jener Mörder vor seinem Tode so gerufen. Da stand das Schafott, auf dem er in einer Minute, ein blutiger Sack, zurückgesunken sein wird — hier stand er; es war ein großer Moment, und wie hätte er den besser feiern können als durch jenen Ruf, der an sein Innerstes rührte: durch den brüllenden Schrei der Kollektivität! Rief er um Hilfe? Wollte er ausdrücken, daß er zum Ruhme Belgiens falle? Wagte er es, sich den Kriegshämmeln gleich zu wähnen, die gefallen waren, ohne

gemordet zu haben? Nichts davon: er ging in der alleinseligmachenden Nation auf, wie der Gläubige in seiner Kirche.

Man wird in ein paar hundert Jahren nicht mehr verstehen, was die wasserspülende Rolle des Staates mit den Gefühlen zu tun gehabt hat — so, wie man sich umgekehrt heute sehr gut eine Kirche ohne weltliche Macht vorstellen kann. Einmal werden Völker unter einer gemeinsamen Rechtsordnung nebeneinander leben, wie heute die Individuen eines Staates; diese Völker werden sich entzweien und versöhnen, hier und da ihre Rechtsordnung blutig durchbrechen — aber es wird eine internationale Rechtsordnung da sein, wie heute für die Individuen eine nationale da ist, die nicht dadurch ad absurdum geführt ist, daß sie gebrochen werden kann. Und die niedern Interessen des Patriotismus, heute zur Religion erhoben, werden einmal nicht mehr bestehen. Aber bis dahin wird noch viel Blut die Häse herunterlaufen.

Sei gegrüßt, Lucien Beyen —! Du hast, aus blinder Nacht, den letzten Ruf einer irren und geistesschwach gemachten Menschheit ausgestoßen; jenen Ruf, den sie hervorgurgelt, wenn ihr nichts mehr einfällt, wenn sie Schändliches zu tun im Begriffe ist, oder wenn an ihr schändlich gehandelt wird — den Ruf der Lämmer und der Schlächter, der Feldprediger und der Generale, der verkleideten Bankiers und der verkleideten Proletarier.

«Hurra! — Evviva! — Vive! — Three cheers! — Hip hip! — Es lebe die Nation!»

DAS NEUE GEFANGENEN-MUSEUM

Da wird jetzt ein neues Museum gebaut —
heidi!

Das zeigt uns, wie man Gefangene verstaubt —
hopla he!

Und wie man das einmal früher gemacht;
und wie man einst die Verbrecher bewacht;
und wie wirs so herrlich weit gebracht —
Ehre sei Gott in der Höhe —!

Wird alles darin zu sehen sein?
heidi?

Es gibt da so reizende Kämmerlein —
hopla he!

Darin stinkt es nachts nach menschlichem Kot,
da verkümmert so mancher in seiner Not
und wartet auf den Gefängnis-Tod —
Ehre sei Gott in der Höhe —!

Stellt nur alles in diesem Museum aus!

heidil

Das fade Futter und allen Graus —

hopla he!

Und lasset uns doch auch ja nicht vergessen

die Fotos der viereckigen Aufseherfressen,

und die Qual des Mannes, der in Grau lebt,

und der Jahr um Jahr allein ohne Frau lebt — —

Stellt das aus, wenn ihr Mut habt!

Stellt das aus —!

Wann, Proletariat, holst du die aus den Zuchthäusern
heraus,

die für dich da sitzen, die für dich da krepieren?

die für dich Tüten kleben und Schränke polieren?

Wir hören nachts euer Weinen und euer Gekeuch.

Einen Gruß in die Zellen —!

Wir denken an euch!

TASCHEN-NOTIZKALENDER

Meine Freundin Grete Walfisch hat mir aus dem völkerversöhnenden Locarno einen Notizkalender geschickt, den man in die Tasche stecken kann. Ich habe darin geblättert und sogleich des alten, berliner Liedes gedacht:

Ich gucke einmal,

ich gucke zweimal —

Ich denk: Nanu?

da hat doch einer dran gedreht . . . ?

Das Ding ist in deutscher Sprache verfaßt, unzweifelhaft — aber irgend etwas in der Druckerei muß feucht geworden sein: der Verfasser, das Papier oder der Setzer . . . es ist eine Art Privatdeutsch. So:

Über «Angaben und Rezepten über einfache Tierarzneikunde», wobei zu bemerken: «Zur Vernichtung der Lause» und «Zur Entfernung der Fliegen» treten wir in den Jahreskalender, der durch allgemein belehrende Angaben und fromme Sprüche geziert ist. Da hätten wir im Januar die «Sieben Wunder der Welt», unter denen an erster Stelle die «Längenden Gärten von Semiramis» hängen, an fünfter aber der «Koloß von Rhodus, der in dem Hafen als Leuchtturm diente». Der Koloß schillert in allen Artikeln. «Er war zirka 40 Meter hoch. Durch ihre Beine fuhren die größten Schiffe mit vollen Segeln.» Durch den Koloß seine.

Die eingestreuten Sentenzen sind unbestreitbar richtig, wenn auch nicht immer zur Gänze verständlich. «Wer bitter im Munde hat, kann nicht süßspricken» — wie wahr! und weil schön dunkel, so doppelt beachtenswert . . . Auch: «Die Rosen fallen ab, die Dörner bleiben» enthält eine schwermütige Lebensweisheit, die uns überall weiterhilft, nur nicht in der Küche. In der Küche helfen Kochrezepte. Zum Beispiel dieses: «Würste mit Eiern.»

«Nehmet die Würste eine nach der andern, schneidet sie in der Länge und setzt sie zum Kochen in eine ungeschmierte Brandpfanne; sind dieselben zu mager, so kann man sie mit einem bißchen Butter kochen. Sobald die Würsten gekocht sind, wirft darauf die geschüttelten Eier und nachdem diese gerinnt sein werden, schickt die Speise ganz warm auf den Eßtisch.» Das war ein merkwürdiger Vorgang.

Der ist aber gar nichts gegen das am Bratspieß geröstete Lamm.

«Der am Bratspieß geröstete Lamm. Nimmt ein ¹/₄ Lamm» (man beachte die Subtilität der Gewichtsangabe!); «laßt ihm einige Stunden lang mit Öhl, Pfeffer, Salz oder einem Tropfen Essig ausruhen. Durchbohrt ihm da und dort mit einer Messerspitze. Zieht ihm auf den Brandspieß mit einem Ästchen Rosmarin, und schmiert ihm öfters mit der obgenannten Flüssigkeit, bis er gekocht ist. Bevor ihn zu servieren nimmt das Ästchen Rosmarin weg.» Ob es Hammelbraten wird, was da herauskommt, ist eine andere Frage; aber es ist sicherlich die tierfreundlichste Art, ein Lamm zu braten. Nie noch hat ein Koch daran gedacht, ein Lamm bei solcher Prozedur ausruhen zu lassen.

So blättere ich und lerne die «Embleme der Farbe», zum Beispiel: «Dunkelpomeranzenfarbig: Genugtuung, Ruhmlieden»; kluge Sätze allgemein gültiger Lebenserfahrung: «Der Mensch spinnt an, der Zufall webt», und am allerschönsten ist es, wenn ich überhaupt nicht mehr weiß, was gemeint ist. Dann leuchtet die deutsche Sprache wie der Mond hinter den Wolken hervor, und ich denke darüber nach, ob wir Vollmond haben oder Mittelmond oder Jungmond; es ist ein Deutsch wie frisch aus dem Lexikon, die einzelnen Wörter gibt es, aber es ist keine Sprache. Nun, laßt uns hier nicht von der modernen und mondänen Literatur sprechen, sondern im bescheidenen Kalender aus Lorcarno blättern — denk du an deine Liebe, ich denk an meine, und beherzigen wir den Spruch auf Seite 22, links unten:

«Liebe ist nicht ohne bitter.» Wem sagt der Kalender das!

DER PONT DE L'ALMA FLIEGT IN DIE LUFT!

Für Rudolf Leonhard

Am achten Juni, morgens genau um neun Uhr zwanzig, flog in Paris die «Pont de l'Alma» benannte Seine-Brücke mit ungeheuerem Getöse in die Luft und kam schon nach kurzer Zeit ratenweise wieder herunter. Die Panik, die in der Stadt ausbrach, war unbeschreiblich und verdient daher eine kurze Beschreibung.

Der rasch herbeigerufene Sanitätsdienst konnte nur noch den soeben eingetretenen Polizeipräfekten feststellen, der die Geistesgegenwart hatte, den Präsidenten der Republik telefonisch zu verhindern, seinen lächelnden Zylinder über den Steintrümmern zu lüften. Bei dieser Gelegenheit hat der Präfekt beschlossen, in Paris das Telefon einzuführen.

Entsetzt stürzten die Einwohner der umliegenden Straßen aus ihren Häusern; zahlreiche Passanten, unter denen auch einige Franzosen bemerkt wurden, liefen erschreckt auseinander und stießen in ihren respektiven Sprachen irre Rufe aus, unter denen am lautesten der offenbar landfremde Satz: «Dazu fahr ich nach Paris —!» deutlich zu vernehmen war.

Da man die Brücke wegen Reparaturarbeiten gesperrt hatte, waren Opfer nicht zu beklagen; nur ein schwerer Pflasterstein flog einem just vorübergehenden adligen Diplomaten an den Kopf, so daß derselbe eine mittlere Gehirnerschütterung davontrug, eine Beeinträchtigung seiner geistigen Fähigkeiten also nicht eingetreten ist.

Der Knall der Explosion war weithin zu spüren: so fiel der bekannte Normanne S. Grumbach aus seinem Bett, rief: «Die Kommunisten sind da —!» und begab sich dann wieder ins Bett zurück, wo er, wie aus seinen Artikeln ersichtlich, noch heute schlummert.

Von allen Seiten liefen die kleinen, flinken Automobile der Stätte des Unglücks zu: es waren die Reporter, die aus der ganzen Stadt an den Ort der Katastrophe hetzten. Den Rekord schlugen die Amerikaner: die Nachricht von der Explosion traf in New York eine Minute vor der Explosion ein. Die französischen Zeitungen brachten am nächsten Tage sämtlich das Bild des Attentäters, und zwar jede Zeitung ein andres, alle zeigten einen düstern Mann ohne Kragen; das Dementi stand vierundzwanzig Stunden später auf der dritten Seite, Petit, ohne Durchschuß.

Die deutschen Journalisten eilten gleichfalls herbei und konnten vor Erregung kaum die Füllfederhalter aufs Papier bringen — so mußten sie sich übereinander ärgern. Eifrig disputierend und sich gegenseitig stufenweise verachtend, zogen sie auf die Deutsche Botschaft, deren sämtliche Fenster durch die Lufterschütterung gesprungen waren. Der Botschafter, eine hohe, markige Gestalt, trat ihnen auf den Glassplittern

gefaßt entgegen und sagte auf ihre Fragen: «Meine Herren! Es ist mir bisher offiziell nicht bekannt, daß in Paris eine Brücke in die Luft geflogen ist, und ich glaube es auch nicht. Es wäre vielleicht gut, wenn die Herren im Augenblick nichts über Brückeneinstürze schreiben wollten; ich halte aus taktischen Gründen die Zeit noch nicht für gekommen, derartig delikate Dinge öffentlich zu behandeln.» Hierauf fiel aus dem zweiten Stock ein Fenster in den Hof, der Botschafter lächelte fein, aber diplomatisch, und die Presse, deren Respekt vor der höhern Diplomatie infolge der großen Hitze in Selbstachtung überging, zog sich befriedigt zurück.

Unsere Modenberichterstatteerin, Frau Kasimira von Flechthaar, hatte — Snoblesse oblige — Gelegenheit, dem Brückeneinsturz beizuwohnen. Bei Brückeneinstürzen bevorzugt die Pariserin zartgrüne Complots, an den Rändern ausgefranst, mit hinten leicht geschwungenem, ärmellosen Rock; dazu einen Plauschmantel aus Krepp-Satin mit gepunktetem Umhang. Zu den feinen Pastelltönen wird in der Agraffe gern ein winziges Stückchen Dynamit getragen. Als modisches Kuriosum mag angemerkt werden, daß der Strumpf der zufällig anwesenden Frau Kommerzienrat Dr. rebb. hon. caus. Margot Gurgelheimer unbeschädigt blieb; das Gewebe war aus Lemberg-Seide.

Inzwischen hatte die Nachricht von der Brückenkatastrophe die Telefondrähte, die die Völker trennen, durchlaufen und war in die berliner, kölnen und frankfurter Redaktionen gelangt. Im *«Berliner Lokalanzeiger»* löste das Telefonat heftige Diskussionen aus. Ganze Straßenzüge weit konnten die erstaunten Passanten eine Stimme, die des Generaldirektors Klitzsch, hören, der bei offenen Fenstern schrie: «Eisenbahnunfälle und ähnliches wird nur gebracht, wenn die Versicherungsgesellschaften inserieren! Merken Sie sich das: wir haben hier die Unabhängigkeit des Inseratenteils!» Man hörte noch eine antwortende Stimme: «Echt jüdisch!», hierauf das Geräusch einer Ohrfeige, und darauf wurden die Fenster und die Redaktionskonferenz geschlossen. Wie wir hören, wird im Hause Hugenberg die Stellung des Renommierchristen neu besetzt werden.

Leider hat das Bekanntwerden der Nachricht in Berlin zu einem bedauerlichen politischen Zwischenfall geführt, der in diplomatischen Kreisen und solchen, die es gern sein möchten, eifrig diskutiert wird. Der Pressereferent der Nachrichtenstelle der hamburgischen Gesandtschaft in Berlin hat die pariser Nachricht durch die Pressestelle der Reichskanzlei eine Minute früher bekommen als der Abteilungsleiter der Nachrichtenabteilung bei der Königlichen Bayerischen Gesandtschaft. Bayern droht nun Hamburg mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Wasser und zu Lande, und es wird schon erwogen, wer denn das Zechlin bezahlen muß. Die Stellung des demokratischen Parteivorsitzenden in Lippe-Detmold gilt infolge der in Schaumburg-Lippe

dieserhalb ausgebrochenen Krise für erschüttert. Der Verband entschied republikanischer Beschneidungsbeamter hat daraufhin seinen Vorstand zu einer Audienz beim Herrn Reichspräsidenten delegiert, sine sine.

Mit Recht aber hat ein großer Zeitungsverlag die Frage des Tages aufgeworfen:

«Und Berlin —?»

Wir stehen in der Tat vor der Hochflut der berliner Fremdensaison — sprich: «Ssssiesn» —, und es ist bekannt, daß die Amerikaner Deutschland nur deshalb besuchen, um hier genau das zu finden, was sie in Frankreich haben. Was uns not tut, ist der pulsende Rhythmus der modernen Zeit sowie ein tobendes, aber geregeltes Großstadtleben. Um diesem Bedürfnis abzuhelpen, steht Oberbürgermeister Dr. Boess bereits in Verbindung mit der Staatsregierung, um durch ein Pionierbataillon die Weidendammer Brücke in die Luft sprengen zu lassen. Auch dies wird zum Wiederaufbau Deutschlands beitragen. Zu der Brückensprengung wird der tausend Mann starke Kittelsche Lehrer- und Männer-Gesangverein die Chorstücke: *«Ich bin allein auf weiter Flur»* sowie *«Doktor Zion, freue dich!»* zum Vortrag bringen. Die Spitzen der Reichs-, Staats-, Länder- und Kommunal-Behörden werden, pro Behörde eine Spitze, vertreten sein; auch die nichtbeamtete Bevölkerung ist gleichfalls in beschränktem Umfange zugelassen. Als Tag der Brückensprengung, die genau nach pariser Muster ausgeführt wird, ist der elfte August in Aussicht genommen; die Republik hofft, auf diese Weise die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Bestehen einer Verfassung hinzulenken.

In Paris sind die Aufräumarbeiten in vollem Gange. Unter den Trümmern hat sich ein Buch mit dem Titel *«Till Eulenspiegel»* angefunten; doch wird das Werk mit der Explosion nicht in Verbindung gebracht, da es unmöglich eine zündende Wirkung gehabt haben kann. Daß der Graf Keyserling einen Knall hat

vernehmen können, entspricht den Tatsachen. Die Fülle der Beileids-telegramme, die in Paris stündlich einlaufen, ist groß: Mussolini, Ford, Edison; alte Brückenbauer wie Otto Wels und Hermann Müller haben gratuliert; Ich und die Kaiserin sind auch dabei.

Nach Lektüre aller Leitartikel aber zeigt uns dieser Vorgang aufs neue:

- die Vergänglichkeit der irdischen Werke;
- die Größe Deutschlands;
- die Wahrheit des christlichen Gedankens;
- die Notwendigkeit der Beibehaltung der Simultan-Schule;
- die Notwendigkeit der Abschaffung der Simultan-Schule;
- die Schurkerei des Bolschewismus

sowie

die Dringlichkeit des Baus einer neuen Eisenbahnbrücke im Kreise Oldenburg-Nord

(Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen!)

P. S. Wie wir soeben von unserm Spezialkorrespondenten erfahren, handelt es sich nicht um den Pont de l'Alma, sondern um die Tower Bridge; auch ist diese Brücke nicht in die Luft geflogen, sondern sie wird frisch gestrichen. Eine Änderung unsres grundsätzlichen Standpunktes kann dies natürlich nicht herbeiführen.

Ereignisse haben manchmal unrecht — die Zeitung hat es nie.

DER RUF AUF DER STRASSE

Jetzt sitze ich bald vier Jahre in Frankreich. In den ersten acht Tagen ging ich im Taumel umher, die eisernen Ketten der Inflation waren gerade gefallen, und mir war mein Schwergewicht abhanden gekommen. Nach zwei Monaten verstand ich alles — hätte mich jemand gebeten, ihm eine Monographie über Frankreich zu schreiben, ich hätte angenommen; aber zum Glück hat mich damals keiner gebeten. Nach einem halbem Jahr begann das Bild sich langsam zu verdunkeln, die Fäden liefen wirr, da waren Widersprüche, die ich nicht zu lösen vermochte . . . Nach drei Jahren verstand ich gar nichts mehr. Wie ist der Franzose?

Einmal fand ich die Formel: «Griechen mit Zopf», was einen der besten deutschen Kenner Frankreichs zu heftigem Kopfnicken veranlaßte — aber mit einer Formel ist die Sache ja nicht zu machen. Wie ist der Franzose? Ein Ding mit starker Individualität? Ja, auch — aber daneben gibt es kollektive Züge, Elemente einer so kompakten Einheit, daß auf der Leiter: Briand, Kaufmann Dupont und Hafenarbeiter Lepetit nur Qualitätsunterschiede derselben Marke vorzuwalten scheinen. Ist der Franzose unmodern? von gestern? zurückgeblieben? Ja, er ist seßhaft und konservativ — aber dicht daneben läuft ein ständiger Umbildungsprozeß, der verhütet, daß das Volk hinter seiner Zeit zurückbleibt; diese leisen Wandlungen gehen fast unmerklich vor sich, der vorschnelle Beobachter ist leicht geneigt, zu sagen, daß «diese Leute eben nicht von heute» seien. Hat die Französin nicht einen gänzlich verkehrten Ruf, den sie gar nicht verdient? Ja; aber neben ihrer unleugbaren Bürgerlichkeit, ihrer Übervernunft, ihrer klaren Überlegungskraft, durch die sie ohne Stimmrecht herrscht, liegt die «caprice», jenes unwägbare X, das nicht in Worten zu fangen ist . . . Das einzige, was ich vom Franzosen bestimmt weiß, ist, daß er seine Sous aufbewahrt, allwelche Neigung sich in kaum vorstellbarer Kleinlichkeit, Mangel an großzügigem Denken und Pfennigrechnung ausdrückt. Geiz ist ein französisches Nationallaster. Geiz ist eine französische Nationaltugend und eine der Quellen der Stärke dieses Landes. Wie ist der Franzose?

Jeden Morgen, wenn der Tag hinter den Vorhängen aufblaut, ertönt von der Straße her ein langhingezogener Ruf nach dem andern. Sie sind nicht immer so melodisch wie jener indianische Liebesschrei aus *«Rose-Marie»*, aber doch einträglich wie jener: es sind Kleiderhändler, Glaser und allerhand kleine Handwerker, die da ihre Anwesenheit ausschreien, ausrufen, ausbrüllen, ausklingeln — wie in einer ganz kleinen Stadt. Was folgerichtig ist: denn Paris besteht aus einer Anhäufung von kleinen Städten. Der Tabakmann an der Ecke hat geheiratet. *«Sa femme? Connais pas. Elle n'est pas du quartier.»*

Durch die Viertel ziehen die kleinen Kaufleute und rufen. Es ist sehr schwer zu verstehen, was sie da eigentlich rufen — ich habe es lange Zeit hindurch nicht verstanden. Vielleicht gibt es ein Werk über die pariser Kleinhändler wie über die hamburger — ich habe niemals gefragt und also nicht verstanden. Man geht ja — was übereifrige Staatsanwälte niemals verstehen wollen — mitunter jahrelang an Türen vorbei, die man nicht sieht; an Namensschildern, die man nicht liest — so ließ ich diese Rufe an meinem Ohr vorüberpfeifen und vernahm sie nur, aber verstand sie nicht. Wie ich das ganze Land noch nicht verstand: ich sah so vieles und nahm in mich auf und war dankbar und gleichgültig und gereizt und erfreut und bezaubert und entsetzt . . . aber noch verstand ich nicht.

Gestern morgen, als ich zum Heiligen Rasier betete, und der weiche Seifenschaum mich umhüllte, gestern morgen ertönte aufs neue der langhingezogene Ruf. Und plötzlich, wie vom Schlag eines Mirakels getroffen, verstand ich.

«Brocanteur!» rief der Mann.

Ein Trödler also, ein Aufkäufer von altem Hauskram, jenem Zeug, das auf den Böden und in den Kellern liegt, das eigentlich zu nichts mehr nütze ist . . . ich kannte das Wort, natürlich. Aber der hallende Laut, der bisher nur Laut gewesen war, der nur ins Ohr gedrungen, aber nie im Großhirn verarbeitet worden war — dieser Laut hatte plötzlich einen Sinn bekommen. *«Brocanteur!»* hatte es gerufen.

Und von mir lösten sich in diesem Augenblick Schleier und Bande, ich hörte und sah, und das Land war auf einmal neu. Ich stand wie auf einem Hügel und sah auf das herab, was ich mir erobert hatte. Es war so mühsam gewesen . . .

Unterhaltungen mit den feinen Leuten im Salon und mit den weniger feinen, aber aufschlußreicheren auf dem Markt und in den Kneipen; jene langen, geschwungenen Unterhaltungen, die sich in genau berechnetem Bogen dem Ziel nähern — unmöglich, dem andern mit amerikanischer Höflichkeit, die da Sachlichkeit heißt, ins Gesicht zu sagen, was man wolle . . . Erst *«un brin de causette»* — die formale Versicherung, daß man nichts voneinander wünsche, gar nichts — dann: *«Apropos . . .»* und dann gehts los. Die empfindlichen Stellen

herausfühlen, die toten Stellen im französischen Kopf, jene, die nicht reagieren, wenn man klopft; die Abteile, in denen niemand zu Hause ist . . . und die andern, aus denen die Defensive herausspringt, die meist darin besteht, daß der Wohnungsbesitzer, mißtrauisch und empfindlich, Fenster und Türen zuschlägt. Es war so mühsam gewesen.

Und ich hatte die Wirkung der Arbeit nicht einmal gleich gemerkt. So, wie der Ruf von der Straße hundert- und hundertmal mein Ohr getroffen, bis er sich vom Laut zur Mitteilung hindurchgerungen hatte, so habe ich tausend und tausend Äußerungen des französischen Charakters an mir vorbeipassieren lassen, jede einzelne gleichgültig, jede nicht sehr welterschütternd, alle ohne System — bis zu dem Tage, wo sie sich aufbauten und wo nun auf einmal ein ganzes Land vor mir lag. Es war so mühsam gewesen. Hätte ich von Anfang an Karten gehabt . . .

Denn so, wie einer auf dem Balkan einmal gesagt hat: «Rumäne — das ist keine Nationalität; das ist ein Beruf», so darf man sagen: «Der Franzose ist für den Ausländer keine Nationalität — er ist ein zu bestehendes Examen.» Wer zum Beispiel nach England mit der genauen Kenntnis seiner Geschichte und seiner Kultur kommt, hat manches vor dem ungebildeten Fremden voraus — aber sicherlich nicht eben viel. In Frankreich ist damit schon die halbe Schlacht gewonnen, das halbe Examen ist schon bestanden. Denn was für uns Deutsche so sehr schwer zu begreifen ist: hier ist Überlieferung keine lästige Fessel, hier lebt sie; Tradition und Kultur leben, es leben Geschichte, Erinnerung und das Wirken vergangener Geschlechter. Hier fängt keiner für sich immer wieder ganz von vorn an . . .

Und Ruf auf Ruf enthüllten mir ihren Sinn: «'chand d'habit!» und «Le vitrier!» und alle die andern. Die Bäume begannen zu sprechen, der Fluß rauscht meine zweite Sprache, die Steine hallen unter meinen Schritten und sagen etwas, das ich deuten kann.

Bin ich am Ende? Eine Unterhaltung, eine einzige mit wohlhabenden Bürgern zeigt: Nein. Der, der sechsundfünfzig Monate in den Gräben stak; der, der kein Blatt halten kann, ohne zu zittern, so haben sie ihn zusammengeschossen — der ist mir sehr nahe, den verstehe ich beinah ganz. Den feinen Mann weniger: er ist voller Reserven, in den Augen schimmert die Abwehr, in der Stimme zittert: ich will nicht, ich will nicht . . . Es ist nicht zu Ende. Ich stehe nach vier Jahren — auf einer kleinen Anhöhe, hinter mir liegen einige bezwungene Täler, und ich will weitergehen, auf eine weite Wanderung.

WAS SOLL ER DENN EINMAL WERDEN?

Nämlich Ihr Sohn. Ja, wie ist er denn? Von leichter Trägheit? mehr schlau als klug? mehr Sitzfleisch als Charakter? etwas Intrigant?

Kaufmann . . . nein, Sie haben recht: dazu gehört, trotz der Bürokratisierung der deutschen Industrie, Initiative, wenn er nicht ewig ein Pultknecht bleiben will, Entschlußkraft, Fixigkeit: sonst wird es nichts. Kaufmann — das ist wohl nichts für ihn.

Zum Ingenieurberuf hat er keine Neigung? Arzt? nein? Künstlerische Anlagen — nicht? Seien Sie froh. Aber was sagen Sie da? Es gibt nur eine Sache auf der Welt, die er scheut? Erzählen Sie bitte.

Ihr Junge ist der Mensch, der seit seiner frühesten Kindheit «nichts dafür kann»? Der ständig, immer und unter allen Umständen, ablehnt, die Folgerungen aus seinem Verhalten zu ziehen? der die Vase nicht zerbrochen hat, die ihm hingefallen ist? der die Tinte nicht umgegossen hat, die er umgegossen hat? der immer, immer Ausreden sucht, findet, erfindet . . . kurz, der eine gewaltige Scheu vor der Verantwortung hat? Ja, dann gibt es nur eines.

Lassen Sie ihn Beamten werden. Da trägt er die Verantwortung, aber da hat er keine.

Nehmen wir einmal an, der Junge werde Lokomotivführer, und da geschieht es ihm, daß er aus Übermüdung nach zehn Stunden Dienst, aus Unachtsamkeit, aus einem jener unerklärlichen Zufälle heraus ein Signal überfährt und seinen Zug auf einen andern setzt. Achtundzwanzig Tote, neununddreißig Schwerverletzte. Wie meinen Sie? Er kann sich auf den Nebel berufen, sich auszureden versuchen . . . ? Ah, Sie kennen Ihr eigenes Land nicht! Es wird ihm alles nichts helfen. § 316 StGB — Gefängnis von einem Monat bis zu drei Jahren, und wenn er auf einen tüchtigen Staatsanwalt trifft, so wird der schon noch etwas andres für ihn herausfinden . . . haben Sie keine Sorge. Ja, es ist eben ein verantwortungsvoller Posten, und den Letzten beißen die Hunde.

Als Arzt ist die Sache schon einfacher — eine Verurteilung bei Kunstfehlern ist nur auf Grund von Gutachten möglich, und ehe da einer den andern hineinreitet . . . aber immerhin: möglich ist's schon.

Als Kaufmann . . . bedenken Sie bitte, was geschieht, wenn er in einem großen Betriebe ernsthaft patzt. Ist er ein kleiner Angestellter, fliegt er sofort hinaus — ist er ein großer, so kann er sich zwar drehen und wenden, aber die Börse hat ein wirklich Gutes: sie ist im besten Sinne wundervoll verklatscht, und wer dort einmal als unzuverlässig ausgeschrien wird, der hats sehr schwer. Das Gesetz? Ach, das interessiert die Börsianer nicht so sehr. Sie machen sich ihr Gesetz allein, und es ist besser als das geschriebene, das kann ich Ihnen versichern. Es gibt da so eine Art stillen Boykotts, ganz leise, fast unmerklich —

auf einmal ist es mit dem Verfeimten vorbei. Die Frage dieser Verantwortung regelt sich ganz von selbst.

Überall also, liebe Frau, wird Ihr Junge, wenns hart auf hart geht, für das einstehen müssen, was er angerichtet hat. Das ist schon so im Leben.

Nur an einer Stelle nicht. Nur in einer Klasse Menschen nicht. Nur in einer einzigen Position nicht. Als Beamter.

Wie das gemacht wird? Und obs auch keiner merkt? In welchem Erdteil leben Sie? Auf dem Mond?

Zunächst kommt es zur Erlangung einer Beamtenstellung in zweiter Linie auf die Kenntnisse an. In erster darauf, daß jener dem Beamtenkörper, in den er eintritt, auch paßt, daß er sich mühelos in den Organismus einfügt, der nicht etwa, wie Sie, liebe Frau, zu glauben scheinen, der Zusammensetzung der Bevölkerung entspricht. Dieser Körper hat vielmehr seine eigenen Gesetze, seine von ihm und für ihn erfundenen Tugenden und Fehler, er nimmt nur an, was ihn lebensstüchtiger macht, und er stößt mit unfehlbarem Instinkt ab, was ihn schwächen könnte. Er führt ein Eigenleben. Er schwimmt oben wie Öl auf dem Wasser.

Ist es ihm nun gelungen, hier einzudringen, hat er die durchschnittlichen Kenntnisse, und ist er dem Organismus genehm, dann sitzt er so ziemlich wie in Abrahams Schoß. Verstößt er nur nicht gegen die ungeschriebenen Regeln eines stillen Codex, poltert er nur nicht gegen die ehernen Pfeiler dieses unsichtbaren Doms —: dann wird ihm nichts geschehen.

Erleben Sie es oft, daß dieser Beamtenorganismus seine Angehörigen an die Strafbehörden ausliefert? Das geschieht fast nie. Also, so denken Sie, liebe Frau, wird da wohl auch nichts vorkommen. Es kommt aber genau so viel vor wie in allen andern Berufen — nur kräht kein Richter danach, weil eine Krähe . . . nehmen Sie nur einen Stuhl, liebe Frau, und hören Sie gut zu.

Wenn zum Beispiel jemand, sehend oder blind, die Valuta seines Landes zugrunde richten läßt, so daß Millionen von Menschen ihr sauer erspartes Vermögen bis auf den letzten Pfennig verlieren; wenn einer die Arbeiter niederschießen läßt, wo sie nur stehen, und wenn er sich brutaldumpf in der Sonne der Gunst uniformierter Verbrecher spiegelt; wenn einer ableugnet, daß es in seinem Bereich jemals Verstöße gegen das Gesetz gegeben hat, wenn seinetwegen die Leute in den Gefängnissen und Zuchthäusern zu Hunderten sitzen; wenn sich einer bei Vergebung von staatlichen Krediten von einem gerissenen litauischen Pferdejuden übers Ohr hauen läßt, weil seine in der Beamtenlaufbahn ersessenen Kenntnisse es ihm nicht gestatten, wie ein moderner Kaufmann zu disponieren; wenn einer aus Karrieresucht, aus falsch verstandener Schneidigkeit, aus Autoritätssadismus ein Todes-

urteil fahrlässig durchdrückt, dessen zugrunde liegende Indizien zusammengeschludert sind . . . was meinen Sie, liebe Frau, geschieht mit solchen, wenn ihre Untaten bekannt und erkannt sind?

Dann machen sie Erholungsreisen, liebe Frau. Dann fahren sie um die Welt, liebe Frau. Von jenem Schreibersmann Michaelis an, der einer bereits geistesschwach gewordenen Umwelt als Reichskanzler präsentiert wurde, bis zum letzten Kriegsminister —: es ist immer dasselbe. Vorher, wenn sie am Werk sind, reißen sie das Maul auf und weisen auf die schwere Verantwortung hin, die sie tragen. Ja, worin besteht denn die —? Etwa, wie bei jedem Kaufmann und Chauffeur, in der Möglichkeit, bei fahrlässig herbeigeführtem Mißerfolg strafrechtlich zu büßen, was staatsrechtlich begangen wurde? Daran kann sich kein Deutscher gewöhnen. Das Äußerste, was sich diese verkorksten Revolutionäre abringen, sind, erschrecken Sie nicht, liebe Frau, «Untersuchungskommissionen»; die kommissionieren und untersuchen und fragen und lassen sich von den Zeugen anschnauzen und kuschen und lassen Protokolle drucken und sitzen dann wieder auf geduldigen Gesäßen . . . Bestraft wird keiner. Mit seinem Vermögen zahlt keiner. Eingesperrt wird keiner. Ein Versuch, ein einziger, und der deutsche Beamte täte überhaupt nichts mehr. Was? Er soll wirklich und wahrhaftig die Verantwortung tragen, wenn er etwas falsch gemacht hat? Er soll büßen, wenn er etwas ausgefressen hat? Während er doch nur, liebe Frau, ausführte, was ihm seine vorgesetzte Behörde befahl, oder während der Fehler doch nur bei der untergeordneten Behörde lag, oder während es sich nur um einen Kompetenzkonflikt handelte? Liebe Frau —!

Wenn Ihr Junge in der Schule nicht versetzt wird, dann darf er mit Ihnen nicht ins Theater gehen. Wenn ein Minister seine Aufgabe bis zum blamablen Zusammenbruch verfehlt hat, Fehler auf Fehler gehäuft, gelogen, aber schlecht gelogen, so schlecht gelogen, daß nicht einmal das Gegenteil von dem wahr war, was er sagte, geschoben, aber dumm geschoben, getäuscht, aber unvollkommen getäuscht —: dann geschieht was? Dann fährt er, unwiderruflich, liebe Frau, ins Ausland. Zur Erholung, liebe Frau.

Und so sieht sein Tag aus —:

Er erwacht in einem schönen sprungfedrigen Bett, in einem weiten, gut gelüfteten Raum, im Hotel etwa . . . Er dehnt und streckt sich noch einmal, denn ins Amt braucht er heute nicht zu gehen, sacht erhebt er sich, wäscht sich mit wollüstiger Langsamkeit, so gründlich, wie es in der jeweiligen Familie üblich ist; er bindet sich den Stehkragen um, merkwürdig, welche Vorliebe deutsche Minister für Stehkragen am falschen Ort haben! — und dann wandelt er hinaus ins Freie. Etwa in die südamerikanische Landschaft oder in die asiatische; dort wird er festlich empfangen und hofiert, und Diener machen Verbeugungen,

und er besichtigt irgend etwas: ein Nationaldenkmal oder eine Kinderwagenfabrik oder eine Universität für taubstumme Opernsänger . . . Seine Landsleute umstehen ihn. Und dann wird es plötzlich still um ihn, und er hält eine Rede, und während auf seinem Herzen der Brief der Deutschen Republik knistert, die ihm mitteilt, daß die fällige Quote seiner Pension, wie verabredet, an die Disconto-Gesellschaft überwiesen worden ist, hält er seine Rede und beschimpft sehr vorsichtig, sehr fein, mit jener verschlagenen Dummdreistigkeit, die das hervorragende Kennzeichen seines Standes ist, eben diese Republik. Er weiß: sie wehrt sich nicht. Er war ja die Republik; er kennt sie.

Und dann, liebe Frau, fährt er im Auto umher oder in einer Dampfbarkasse und sieht mit seinen runden Brillen Augen die schöne Welt an, die ihm eine Staffage ist, er sieht sie an wie ein besichtigender General, mit jenem Blick, der vorgibt, alles zu sehen, und der doch blind ist bis in den letzten Nerv hinein — und dann setzt er sich mit Muttern, denn Mutter hat er mitgenommen, aufs Schiff und fährt zurück in die liebe Heimat. Und da wird er dann Aufsichtsrat, wegen seiner guten Beziehungen zu den Behörden, und weil er beamtisch sprechen kann; und intrigiert ein bißchen in den politischen Parteien, und wenn er besonders wild ist, dann aspiriert er auf den Präsidentenposten . . . liebe Frau, die Welt ist so reich.

Man nennt das: Studienfahrt.

Und währenddessen hocken seine Opfer in den Zellen; und währenddessen schuften die von ihm geschädigten alten Leute wieder in irgendeinem Papiergeschäft oder trappeln als Versicherungsagenten auf den Straßen; und währenddessen prozessieren Tausende seinetwegen, und laufen Zehntausende auf ein Amt, und klagen Hunderttausende, denen er durch seine Politik das Lebensglück abgeschnürt hat . . . immer mit der Verantwortung. Die der Blitz aber verschont hat, stehen mit pfiffigen Mienen herum, nennen ihre charakterlose Schwäche Demokratie, und wenn jener Geschichten macht, so sagen sie: «Die Geschichte wird richten.» Das tut nicht weh.

Eher, liebe Frau, bricht sich einer, der auf einen Stuhl steigt, ein Bein, als daß einem deutschen Minister etwas passiert, und wenn er noch so viel Böses angerichtet hat. Es ist das gefahrloseste und das verantwortungsloseste Metier von der Welt.

Liebe Frau, lassen Sie Ihren Sohn Beamten werden.

DEUTSCHENSPIEGEL

Da hat die Action Française dem Mitglied des Instituts, Herrn Charles Benoist, ein Diner gegeben, weil er sich nun ganz und gar zu den ihren gesellt hat: nämlich durch das Buch *«Les Lois de la Politique Française»*

(erschieden bei Arthème Fayard, 18/20 rue du Saint-Gotthard, Paris XIV).

Man darf solche Bücher nicht überschätzen. Die französische Politik wird, trotz allen Geschreis, in der Provinz geboren und nicht in Paris, wo sie nur gemacht wird, so daß, wie Thibaudet einmal so hübsch gesagt hat, das Feuer der Intellektuellen nicht mehr nahe am Holzstoß der Politik liegt — Feuer breitet sich nicht aus . . . Immerhin hat die Action Française einen weitgehenden geistigen Einfluß auf die französische Jugend, die in der Routine des Parlamentarismus und den fabrikmäßig hergestellten, den Geschäften vorgeklebten Emotionen der Parlamentarier nicht auf ihre Kosten kommt. Bis diese Jugend selbst ins Parlament eingeht, spielt sie höchst geistvolle Spiele oder sieht, wie der Adel und viele jüngere Intellektuelle, müde zu, wie die Kaufleute Weltgeschichte machen. Doch ist auch in Frankreich zu beachten, daß es, wie bei uns, jene aus den Pantinen gekippte Kriegsgeneration gibt, aus der wohl niemals viel werden wird — und daß danach die heute sehr Jungen kommen, die wieder unbefangen, frisch und nicht mit so grauenhafter Unwissenheit wie der ihnen vorangehende Jahrgang ans Werk gehen. Denen gehört die Zukunft.

Ja, also Benoist. Es ist ein typisch französisches Buch: von oben bis unten lesbar, brillant dokumentiert, aber ganz und gar anders, als die Deutschen so etwas anfassen — wer einmal versucht hat, auf der Bibliothèque Nationale in Paris zu arbeiten, wird vor Staunen von einem unzureichenden Katalog in den andern gefallen sein . . . es ist eben ein Unterschied in der Methodik, den man nicht zu kritisieren, sondern als gegeben hinzunehmen hat. Benoist also zeigt die innern Gesetze des französischen Volkes auf, sozusagen seine ihm angeborenen Spielregeln; er kommt dabei zu einer völligen Verurteilung der Parlamente, ohne sich allerdings sehr klar über deren Ersatz auszulassen; das lese nach, wens freut. Da ist aber — auf Seite 111 — eine Stelle, wo der Deutsche beschrieben wird, und das ist für uns nicht unwichtig, weil diese zwei Seiten deutlich zeigen, wie wir sind, wie wir nicht sind, wie richtig und wie falsch sich eine Nation in der andern spiegelt.

Liest man die Sätze, die hier folgen sollen, so ist anzumerken, daß die Neigung des Franzosen, alles auf eine klare Formel zurückzuführen, häufig zu Vergewaltigungen des Stoffes führt: vor nichts schreckt der französische Geist so sehr zurück wie vor dem kleinen *x*, das wir gern noch offen lassen, jenes *x*, in dem das Geheimnis der Natur zittert, und über dessen endgültige Aufklärung niemand so sterbensunglücklich wäre wie der Deutsche. «Mysticisme» ist eine Art französisches Schimpfwort.

Man glaube ja nicht, die Franzosen ständen erschreckt vor so viel deutschem Gebirge, auf dem der völkische Groschenmystiker sich gern

klettern sieht, mit der Seele jodelnd. Die Franzosen finden sich nur deshalb nicht in der Gegend zurecht, weil sie für solches Terrain keine Karten besitzen, und ihre tiefe Unsicherheit, verbunden mit der Angst vor denen, die zahlreicher sind, sieht Truggespenster im rascheldunkeln Wald. Diese Furcht basiert auf keiner Achtung, sie kann nur gelegentlich Haß gebären. Hören wir Charles Benoist.

«Der typische Deutsche — Auflage: fünfundsechzig Millionen Exemplare — ist ein Automat und ein Herdenmensch, der jede Überlegenheit respektiert, die aus Geburt, Amt und Geld herrührt; er ist diszipliniert, noch wenn er Revolutionen macht; hartnäckiger als irgend ein andres lebendes Wesen besteht er auf seinem Sein und auf seiner Art, zu sein. Keine Kraft hat jemals vermocht, ihn umzuformen, und es wird ihn auch zweifellos keine jemals umformen. In geistiger Beziehung ist er selbst gegen die wunderbarsten Strahlen lichtundurchlässig. Geistig geht er heute von seiner Universität, wie er einst aus seinen Wäldern getreten ist. Hier liegt der Hauptunterschied zwischen seiner «Kultur» und der Zivilisation. Es wäre absurd, die Hochwertigkeit der deutschen Wissenschaft zu bestreiten, und niemand ist ja so töricht chauvinistisch, sie abzulehnen. Aber diese Hochwertigkeit ist instruktiver Natur, sie ist nicht erzieherisch. Sie bildet die Fähigkeiten des Gehirns nicht; brach läßt sie Seele und Herz liegen. Sie saugt alle Energien des Verstandes auf, sie vernachlässigt alle Reserven der Sittlichkeit. Unter dem Vorwand, das Volk oder die Gesellschaft zu organisieren, «mechanisiert» sie den Menschen. Sie macht ihn nicht humaner — so vollendet diese Kultur auch sein mag, so ruft sie doch bei denen, die ihrer teilhaftig werden, kein Plus an «humanité» hervor.

Von der sogenannten deutschen «Demokratie» dürfen wir keinerlei Wunder an Umwandlung der deutschen Seele erwarten. Wenn der Deutsche auch die Staatsform wechselt: er braucht Herrschaft. Er braucht stets einen Vorgesetzten, einen Führer, Haupt, Vorbild, Unteroffizier und Lehrer. Von Natur aus mit der Gabe der Nachahmung bedacht, ist seine Verehrung das Geständnis einer Verlegenheit: wer soll ihn führen? Denn wenn er nicht geführt wird, fällt er um, gibt sich selbst auf, bricht zusammen. Sein Gehirn ist wie ein Magen konstruiert: eine gradezu gefräßige Gutgläubigkeit nimmt alles auf. Man versteht nicht, sagte Mirabeau im Jahre 1785, was die Zeitungen eigentlich für dieses Volk bedeuten. Seine Wahrheit ist von eigenartiger Beschaffenheit: er bekommt sie, blind, taub und gefühllos, von der rechtmäßig eingesetzten Obrigkeit geliefert und nimmt sie an; diese Wahrheit ist spezifisch deutsch, deutsch wie seine Rechtlichkeit, seine Aufrichtigkeit, seine Treue. Seine Regierung verstände ihn gar nicht zu täuschen und

will es auch nicht, denn es ist eine deutsche Regierung, die zu Deutschen deutsch spricht. In diesem kindlichen Glauben, der niemals dem untreu wird, was von Leuten in Amt und Würden geoffenbart wird, ist zugleich etwas Rührendes und Komisches, im Endeffekt aber etwas Erschreckendes. Denn wohin können diese unbestimmte Suggestierfähigkeit, diese Aufnahmefähigkeit ohne inneres Kontrollorgan ein fruchtbares Volk nicht führen, eng auf einem Boden zusammengedrängt, der nicht viel hergibt, durch Jahrhunderte mit der Waffe in der Hand zu Völkerwanderungen trainiert, systematisch abgerichtet und wissenschaftlich für den Krieg «mechanisiert»?

So ist der Deutsche; so ist das Deutschland von heute wie das aller Zeiten, das von gestern und das von morgen: das ewige Deutschland. Man ist allzu leicht geneigt zu sagen, es sei die überschärfe Arbeit, die Verheerung durch das Übel Preußen in der deutschen Seele. Der Deutsche ist immer so gewesen, lange bevor es ein Preußen überhaupt gegeben hat; es ist so gewesen von den ersten Tagen Deutschlands an. Nach fünfzehn Jahrhunderten Preußen schrieben die Latiner, gleich, nachdem sie mit den germanischen Stämmen in Berührung gekommen waren: *Germanos ad praedam instigantes*, und: *Natum mendacio genus*. Seitdem hat man immer dasselbe geschrieben; bei den Franzosen Froissart, bei den Italienern Petrarca; der ganze Westen versichert es. Weil der Deutsche von Epoche zu Epoche derselbe geblieben ist, so hallt von Jahrhundert zu Jahrhundert ein einziger Schrei im Westen gegen den *furor teutonicus*, und morgen wie gestern ertönt dieselbe Warnung: «Der deutsche Strom ist so mächtig, daß ein großer Damm nötig ist, ihn zu bändigen.»

Dies Bild ist unvollständig, falsch, richtig, eine brillante Exegese unsrer Geschichte und streckenweise so schön verzeichnet, weil die französische Perspektive zugrunde gelegt ist.

Da ist zunächst — gleich zu Anfang — die kleine Bemerkung einzuschalten, daß es «so törichte Chauvinisten» wohl gegeben hat, die den Fachwert der deutschen Wissenschaft geleugnet haben. Herr Benoist täte gut, sich einmal im Kreise seiner Kollegen umzusehen: das beschämende Schauspiel, das die Universitätsprofessoren aller Länder, also auch Frankreichs, zu Beginn des Krieges geboten haben, jene in vierzehn Tagen blitzschnelle Umkehr, mit der sie aus den Kollegsälen in die geduckten, bezahlten und reklamierten Redaktionstrupps hinüberkippten, der vollendete Wahnsinn, mit dem die eine Nation der andern das Recht auf Licht, Luft, Sonne und Zeugung abschnitt — weiß Herr Benoist das nicht mehr? Dann soll ers nachlesen; weder sein Institut, noch die Académie Française haben davon eine Ausnahme

gebildet. Die Ausnahmen saßen in der Schweiz und wurden von den strammen Patrioten Landesverräter genannt, weil sie das Land Europa für wichtiger hielten als die Provinzen der Vaterländer.

Abgesehen davon:

In dem Bild sind wir — und gleichzeitig alle französischen Irrtümer über das deutsche Wesen, jedoch auch jene Wahrheiten, die nur ein Fremder erkennen kann. Es ist außerordentlich bezeichnend, daß das Wort «Bundesstaaten» in diesem Essay überhaupt nicht vorkommt, und wenn auch die gesunden Bestrebungen, mit ihnen aufzuräumen, von Erfolg gekrönt sein werden: die Kultur der Länder gegenüber einer höchst jungen, höchst grünen Reichskultur ist nicht zu leugnen. «Der Deutsche» — ja, gibt es ihn denn, «den» Deutschen?

Sicherlich gibt es ihn. Alles, was da über die Überdisziplin, das Herdengefühl, die Serienware steht, ist richtig — aber es ist sehr unvollständig. Es fehlt zum Beispiel jene merkwürdige Scheu des unsichern deutschen Privatmannes vor der Öffentlichkeit — ich habe einmal einen Abgeordneten, der im Reichstag ein hohes Amt ausübte, mit Muttern in einer Theaterloge sitzen sehen: wie er ständig zwischen seiner Kleinbürgerlichkeit, einer Gesangsvereinsvorsitzendenwürde und dem Publikum hin- und herkippte . . . sehr sicher war das nicht. Sie haben Angst, und daher werden sie frech — sicher fühlen sie sich nur in den zu nichts verpflichtenden Gefilden ihrer Philosophie, ihrer Musik und ihrer Bücher.

Bei Benoist findet sich noch jener lächerliche Vorkriegsaberglaube, daß Preußen der böse Feind sei, wenn auch gemildert durch eine Hypothese, die jene als preußisch verschrienen Eigenschaften der ganzen Nation zuspricht, ohne den Unterschied zwischen einem Fischer auf der Kurischen Nehrung und einem bayerischen Hopfenbauern auch nur zu ahnen. Die haben freilich etwas Gemeinsames: aber sieht das so aus, wie es hier geschildert wird?

Da ist ferner jene Annahme, die Regierung der Deutschen betrüge ihre Leute nicht — wer wäre wohl mehr betrogen worden als die Deutschen zur Zeit der Inflation? Bei wenig erdkundigen Leuten steht der Fremde stets im Geruch, zusammen mit seinen Machthabern wundervolle Verschwörungen gegen die andern Nationen auszuhecken, während in Wahrheit auch er ein geschäftstreibender, ausgebeuteter oder ausbeutender Mann ist, dessen Regierung ihre Hauptstütze in seiner Gleichgültigkeit findet.

Ein wirklich guter Satz ist da. «Der Deutsche kommt von seinen Universitäten, wie er einst aus seinen Wäldern getreten ist.» Radio-graphie und Präzisionsmaschinen und chemische Fabriken und Anilin und Diesel-Motoren — aber für den Franzosen haftet dem Deutschen etwas von einer «brute» an — einem unbehauenen Stamm. Das wird nirgends deutlicher, als wenn man die frisch-fromm-fröhlichen Deut-

schen in Unterhaltung mit gebildeten Franzosen sieht — mir steigt jedesmal die Schamröte in die Stirn. Sie sind, einmal durch die französische Höflichkeit aus ihrer Unsicherheit herausgelockt, so unbekümmert! so sicher! so völlig in ihrem Element — sie stecken nachher die Zigarre zwischen die Zähne und erzählen zu Hause, im Ministerium: «Ich habe mit den Leuten gesprochen — ich weiß gar nicht, was Sie wollen —? Das sind doch sehr umgängliche Menschen! Ist ja alles in schönster Ordnung!» Sie hören nicht, und sie sehen nicht; sie sehen nicht diese unmerklich leisen Blicke der Frauen, die blitzschnell an der deutschen Besucherin heruntergleiten — sie wissen nicht, daß «vous croyez?» das Äußerste an gesellschaftlich möglichem Widerspruch darstellt —: Gott segne unsre Unterhändler, die Deutschland im Ausland vertreten. Sie vertreten es richtig.

Dabei ist auf der französischen Seite so viel guter Wille vorhanden! Ich sage das trotz vieler bitterer Stunden, die ich hier durchlebt habe — die Franzosen machen es einem nicht leicht, sie zu lieben. Daß eine von den echten französischen Liberalen gesuchte Erkenntnis deutschen Wesens, wie in diesem Fall, nur zu halbem Erfolg führt, liegt an dem zentripetalen Wesen des Franzosen, der, soweit er heute vierzig und fünfzig Jahre alt ist und damit die maßgebenden Politiker abgibt, nicht gereist ist, also große innere Schwierigkeiten zu überwinden hat, sich für ein fremdes Land überhaupt zu interessieren. Ich glaube, daß die Jungen damit aufräumen werden: sie stellen einen neuen Franzosen dar, dessen Arbeit wir im guten Sinne zu spüren bekommen werden. Aber um den Deutschen zu verstehen, ist schon für einen Deutschen viel Einfühlung nötig — um wieviel mehr für einen Franzosen!

Ich habe diese Stelle aus dem Buche von Benoist wiedergegeben, weil sie des Nachdenkens wert ist. Und weil das fade «rapprochement», das heute in allen Salons getragen wird, nicht halb so viel Nutzen stiften wird wie es Aufwand erfordert. Genf ist gut —: weil sich Stresemann und Briand überhaupt gesprochen haben, weil die Beziehungen nicht mehr auf die leicht mißverständlichen Diplomatenberichte beschränkt bleiben, und weil man leichter in einer mündlichen Unterhaltung Steine aus dem Wege räumen kann als in einem Brief, der noch nicht einmal direkt läuft. Genf wird überschätzt —: die Kluft zwischen diesen beiden Völkern ist sehr, sehr groß.

Sie ist zu überwinden. Aber um sie zu überwinden, muß man den Mut haben, ihre Existenz anzuerkennen. Es gibt keine Therapie ohne eine saubre Diagnose. Ich habe in den ersten Jahren meines französischen Aufenthalts geglaubt, daß sich diese beiden Völker ergänzen. Das ist theoretisch richtig, aber sie werden es niemals tun, weil sich Öl und Wasser eben nicht vermischen. Wahrscheinlich können wir nur sehr schwer zusammenarbeiten.

Aber das ist kein Grund, sich gegenseitig mit Kieferschüssen zu

beweisen, wer recht hat. Hier gibt es kein «Recht» — hier kann es nur Aufhebung der absoluten Souveränität geben, liebevolles Versenken in das Wesen des andern und eine gesunde Selbstkritik.

EITELKEIT DER KAUFLEUTE

Musiker sind nicht eitel — sie bestehen aus Eitelkeit; die Eitelkeit ist ein lebensnotwendiger Bestandteil ihres Wesens. Wären sie nicht eitel, sie wären nicht. Schriftsteller sind verkappt eitel, mit sanfter Rückversicherung gegen Ironie, viele Künstler sind eitel. Aber niemand, niemand ist so eitel wie der deutsche moderne Kaufmann, wenn er etwas erreicht hat. Kein blaurasierter Tenor hat jemals solche Gebirge von Eitelkeit erklommen wie diese Herren Generaldirektoren. Von feistem Selbstbewußtsein geschwollen, geht das durch die Welt. Pieke sie mit einer feinen Nadel — und hervor spritzt ein gebogner Strahl von Eitelkeit, daß dir grün und gelb vor Augen wird. Der Gelegenheiten sind viele. Das ist zunächst die Todsünde, die darin besteht, daß du ihm unrationelle Wirtschaft oder ungerechtfertigte Verdienste vorwirfst. Dagegen wehrt sich mit Recht jeder Kaufmann, auch wir täten es. Aber wie sie es tun —! Unter allen Entgegnungen auf meine Arbeiten, unter allen Zuschriften, die ich so seit fünfzehn Jahren verdaue und — immer im Gedenken an S. J. — beantworte, sind doch keine so dumm, so verquetscht-hochmütig, so feldwebelig und so falsch-herablassend wie die einer gewissen Sorte von Kaufleuten, die Merkur segnen möge, der Gott, nach dem eine Salbe benannt ist . . .

Die Gottähnlichkeit eines Personalchefs kennt keine Grenzen, und liest du seine Zettel und lauschst du seinen Reden, so hast du stets den Eindruck, er werde nun aber nächstens auch noch dem lieben Gott kündigen. Der fette Kloß von Eitelkeit, der in den Kehlen der Fabrikbesitzer liegt, benimmt uns den Atem, und wir verspüren oft das peinliche Gefühl, als lege sich eine schwere Hand mit saubern, viereckig beschnittenen Nägeln uns auf die Schulter: «Junger Mann . . .» Wonach neben anderm die schöne österreichische Frage in uns aufsteigt: Worauf herauf —?

Es hat sich da unter der Kaufmannschaft ein moderner Typus herausgebildet, sehr sauber rasiert, mit der bestsitzenden Brille der Welt, mit Specknacken und halbsteifem Kragen, alles ordentlich und richtig — ein Typus, der einem Halbgott gleich auf die Welt heruntersieht. Einer, der seine Arbeit, die er ja des Gewinnes und jener Unrast zuliebe tut, die Lust ist, und die er niemals anders als «national belangvollen Dienst an der Volkswirtschaft» ausgibt; einer, der in Exposés redet und dessen Handbewegungen noch Feldherrngesten darstellen, wie sich eben Herr Direktor Lotterbohm Napoleon vorstellt . . . Man wird diese höchst un-

angenehmen Nummern fast niemals unter den großen Kaufleuten finden, sehr häufig unter den mittlern, und weil zu viele Menschen von ihnen abhängen, zu viele Institutionen von ihnen beherrscht werden, so traut sich keiner, diesen mittelmäßigen Exponenten der Wirtschaft die Wahrheit zu sagen.

Ihr Gehaben hat als tiefsten Grund wohl den tierischen Ernst, mit dem sie ihre Geschäfte betätigen und das Leben betrachten — auch nicht eine Minute lang wären sie fähig, sich mit einem kurzen Augenzwinkern über den eignen Betrieb lustig zu machen; sie glauben an ihn, an sich und an die Welt. Daher übrigens auch ihre völlige Humorlosigkeit dem Humor gegenüber, wenn der satirische Generalmarsch auf ihrem Rücken geschlagen wird: es gibt selbst unter den klugen Börsianern wenige, die begreifen, wie maßlos komisch sie sind, wenn sie so ernst zusammenstehn und assimiliert fuchtelnd klatschen, was sie gern so ausdrücken: «Ich habe da gestern mit einem unsrer bedeutendsten Industriellen gesprochen . . .»

Es gibt auch welche unter ihnen, die sind eigentlich verhinderte Künstler, und das ist besonders heiter. «Was meinen Sie, lieber Freund», sagt Herr Wendriner, «wie ich Sie beneide!» Denn sie möchten ja eigentlich gern reisen, der Muße und den Musen frönen, dichten und bildhauern und Leitartikel schreiben — oh, das können sie! Sie haben nur keine Zeit; der Dienst am Volkskörper läßt ihnen diese Zeit nicht. Welche verhinderten Lieblinge des Parnasses!

Diese Gehirne arbeiten anders als die unsern. Diese Köpfe denken anders. Dieses Blut läuft anders durch andre Adern. Ich habe mitunter die größten Schwierigkeiten, einen französischen Kollegen in jenen Tiefen zu verstehn, wo das Verstehn erst beginnt, da, wo die Worte nicht ausreichen, da, wo nicht mehr das Individuum, sondern die andre Rasse lebt und fühlt . . . Aber immerhin ist mir Léon Werth noch tausendmal näher als Herr Generaldirektor Schlichter, der in Gänsegrieben denkt und der — oho! — ein Verhältnis zur bildenden Kunst hat. Das arme Ding.

Es tut nicht gut, bei solchen allzu oft zu Abend zu essen. Ja, man kann die praktische Wirksamkeit eines radikalen Wirkenden daran erkennen, ob er bei jenen beliebt und eingeladen ist. Manche sind es.

Gefallen Ihnen diese Männer? Wenn sie so klug wären, wie sie sich schlau vorkommen, wären sie immer noch dumm genug.

Womit natürlich nichts gegen die Bedeutung des deutschen Kaufmanns für die deutsche Volkswirtschaft und die deutsche Kultur im besondern gesagt sein soll.

EIN SCHÄDLING DER KRIMINALISTIK

Ich habe Leute gekannt, die mir erzählten, daß sie bei jedem Verhör dasselbe schreckliche Gefühl in den Hoden hatten, das man verspürt, wenn man vor einem tiefen Abgrund steht. Jedes Inquisitorium beruht auf einer Ausnützung von taktischen Vorteilen, die man sich meistens auf ebenso unredliche Weise verschafft hat wie die Ausflüchte des in die Enge getriebenen Opfers unredlich sind. Doch Richter und Staatsanwalt erheben dabei den Anspruch auf Allwissenheit, und ihre Allwissenheit in Abrede stellen, heißt ihre Rachsucht bis zur Hoffnungslosigkeit entfesseln, so daß nur der Heuchler, der Zyniker und der vollkommen Zerbrochene noch Gnade vor ihnen finden.

Jakob Wassermann: *«Der Fall Maurizius»*

I

Es erscheint der Verfasser eines Wälzers und gibt an, zur Person:

«Ich heiße Heindl, Robert, nicht vorbestraft, ich bin Wirklicher Legationsrat und Vortragender Rat z. D. in Berlin; ich gebe zu, das Buch *«Der Berufsverbrecher, ein Beitrag zur Strafrechtsreform»* verfaßt zu haben.»

Zur Sache:

Dieses schlecht gedruckte Buch gibt weniger über den Berufsverbrecher Aufschluß, als über den deutschen Berufsbeamten, und vorzüglich über den, der sich mit dem Strafvollzug beschäftigen darf. Das Buch ist, um seinen exorbitanten Preis zu rechtfertigen, künstlich aufgeplustert; es enthält Fotografien, die nur in losem Verhältnis zum Text stehen, und bei deren Anblick man sich des Eindrucks nicht erwehren kann, als seien diese Schaulaufnahmen nur um der Sensation willen eingefügt. Für solche Bilder gibt es ja immer ein Publikum . . . Der Text aber verdient keinen Gaffer, der hochroten Kopfes die Bilder durchblättert, bis er eine Entspannung findet, wie sie höhern Offizieren nur noch der Krieg verschaffen kann — dieser Text verdient eine ernsthafte Kritik.

Er verdient keine ernsthafte Kritik, denn er ist unwissenschaftlich und schlecht geschrieben; er verdient dennoch eine, denn der Schreiber ist ein höherer, einflußreicher Beamter im deutschen Strafvollzug und ist heute noch in der Lage, Unheil anzurichten.

Heindl will mit seinem Buch dartun, daß Verbrecher, die keinesfalls mehr zu bessern seien (Gewohnheitsverbrecher oder Berufsverbrecher) in lebenslängliche Sicherungsverwahrung genommen werden müßten, um die Gesellschaft vor ihnen zu schützen. Das betrifft die §§ 55 ff. des Entwurfs eines Allgemeinen Deutschen Strafgesetzbuchs, insbesondere den § 59:

«Wird jemand, der schon einmal zum Tode oder zum Zuchthaus verurteilt war, nach § 78 als ein für die öffentliche Sicherheit gefährlicher Gewohnheitsverbrecher zu einer Strafe verurteilt, so kann das Gericht daneben auf Sicherheitsverwahrung erkennen.»

Der § 60 fügt hinzu: «Die Unterbringung dauert so lange, als es ihr Zweck erfordert» — und nach Absatz 4 des § 60 besteht die Möglichkeit, die Sicherheitsverwahrung in einem Arbeitshaus auf Lebenszeit auszudehnen. Die dem neuen Gesetz beigegebene «Begründung» ist keine: ihr Text wiederholt im großen ganzen nur die vorgeschlagenen Gesetzesbestimmungen und tritt sie in kümmerlicher Weise breit; einen Grund für diese fast unglaublich erscheinende Maßnahme zum Beispiel wird nicht gegeben. Für eine solche lebenslängliche Verwahrung nun tritt Heindl ein.

Der Mann ist viel gereist: er kennt den französischen Strafvollzug in Neu-Kaledonien, den in der Südsee; den englischen Strafvollzug auf den Andamanen; den australischen Strafvollzug und den in Kanada. Von diesen Reisen berichtet er zunächst.

Wer — wie wir — unter schwierigen Umständen so oft für Frankreich eingetreten ist, nimmt sich das Recht, zu sagen, daß Frankreich mit einem wirklichen Kulturmakel behaftet ist: mit der Deportation seiner Sträflinge in eine tropische Kolonie. Heindl hat sich die Beobachtung drüben leicht gemacht. Er hat sich von den französischen Beamten offizielle Angaben machen lassen, hat das Material der Verwaltungsbehörden erbeten und erhalten . . .

«Angaben von Sträflingen und unzufriedenen freien Einwanderern, kurz jeden für mich unkontrollierbaren Bagnoklatsch habe ich unberücksichtigt gelassen.»

Schon aus diesem Satz spricht die maßlose Überheblichkeit des typischen Beamten, für den die ausländischen Berufskollegen Orakel, die unmittelbar Betroffenen aber sämtlich unglaubwürdig sind und bleiben. Die Mühe — wie etwa Albert Londres —, den «Bagnoklatsch» nun wirklich an Hand der Wirklichkeit zu prüfen, diese Mühe hat sich Heindl nicht gemacht.

Das französische Gesetz sieht für schwere Zuchthausstrafen Deportation vor. Wer bis zu acht Jahren Strafe zudiktiert bekommen hat, muß dieselbe Zeit, die er abgesessen hat, noch einmal als «freier Mann» in der Kolonie verbringen — wer über acht Jahre hat, darf überhaupt nicht wieder nach Europa zurück. Von der fürchterlichen Korruption, die nach einstimmiger Aussage aller freien und gefangenen Beobachter dort herrscht, weiß Heindl nichts zu vermelden — ein Beamter stiehlt nicht.

Neu-Kaledonien hat als französische Strafkolonie aufgehört zu existieren; seit der Journalist Jacques Dhur vom «*Journal*» das Land bereist hat und mit einer honigsüßen Schilderung und dem Aufschrei

zurückgekommen ist: «Viel zu schön für die Herren Gefangenen!» schickt man die zu *«travaux forcés»* Verurteilten nur noch in das schreckliche Guayana, wo sich die Sträflinge für drei Francs einen tuberkulösen Auswurf kaufen können, um mit dem in die Sprechstunde des Arztes angerückt zu kommen . . .

Die Heindlsche Schilderung des Kolonie-Elends geht von der Idee völliger Rechtlosigkeit der Strafgefangenen aus. An keiner Stelle — an keiner einzigen — ist ein Wort der Kritik der fremden Behörden zu finden; auch da nicht, wo deren Roheiten offen zugegeben werden, wo diese Roheiten jedes denkbare Maß übersteigen. Einmal zum Beispiel nahm in Neu-Kaledonien die dort stets grassierende Selbstverstümmelungs-Epidemie durch Massensuggestion tolle Formen an. Ein Sträfling fing an. Er stach sich die Augen mit einem Dorn aus.

«Eine Woche darauf ahmten ihm vier Kameraden nach. Dann kam etwas anderes; es wurde Mode, sich einen Fuß oder eine Hand abzuschneiden, sich einen Arm aus den Gelenken zu lösen usw. Es war schrecklich! Das ganze Camp drohte eine Gesellschaft von Krüppeln zu werden. Man mußte reagieren.»

Wie wurde das gemacht?

«Das Camp war zu jener Zeit, von der ich spreche, von einem energischen Mann, M. V . . . befehligt. Er machte nicht viele Umstände; für die Blinden ließ er eine Art Zirkus errichten und nötigte sie, dort täglich acht Stunden mit einem Sandsack auf dem Rücken im Kreis herumzutrotten. Die Einarmigen wurden vor Karren gespannt, und ähnliches für die andern erdacht. Dank dieser Therapeutik neuen Genres nahm die Epidemie rasch wieder ab.»

Prügelstrafe. Denn wenn es etwas gibt, was hassenswerter und niedriger wäre als dies hier beschriebene infame Verbrechen, so ist es die lässig-saloppe Schilderung durch einen deutschen Beamten, dem die Tropen nicht gut bekommen sind. Ich bekenne, in der gesamten kriminalistischen Literatur noch niemals auf eine solch infernalische Roheit gestoßen zu sein. Und das in einem Lande, in dem immerhin Leute wie Bonhoeffer sorgfältige und durchdachte Theorien über das Wesen von *«Simulanten»* aufgestellt haben.

Heindl bekommt Gelegenheit, an der Holzwand eines Lagerhauses zuzuhören, was sich die Strafgefangenen, die nachts allein gelassen werden, erzählen.

«Ich werde mich hüten, die schrecklichen Gespräche wiederzugeben, die ich dem rätselhaften *«Argot»* entnehmen konnte, das dort geredet wurde. Man kann sie mit zwei Worten charakterisieren: Bestialität, Sadismus.»

Wessen —?

«Von Zeit zu Zeit, wenn eine Pause eingetreten war, ließ eine schwache Stimme, die Stimme eines Greises, Betrachtungen fallen,

die einen ganzen Traum von Blut und Unflätigkeit zusammenfaßten.»

Das ist das, was ein Strafvollzugsbeamter über die unendliche schwierige und leidvolle Frage der Gefangenen-Sexualität zu sagen hat. Er gibt dann wohl zu, daß diese Lager von päderastischen Tragödien geschüttelt werden — außer ein paar Witzen, die nachts gegen drei auf einer Kneipe brüllendes Gelächter wecken würden, hat er dazu nichts zu vermelden.

Was vor allem an diesen Schilderungen durch den Geheimen Rat auffällt, ist eine Schnoddrigkeit des Tons, die nicht mehr Roheit zu nennen ist. Es ist Unmenschlichkeit schlechtweg. Die Gefangenen werden häufig «Gentlemen» und — hochkomisch! — «Herren» genannt, als ob, Mensch halt dir feste! solche Kerle «Herren» sein könnten. «Herr» ist man von Gehaltsstufe IX aufwärts, allenfalls. Ob man aber Mann ist, das ist eine andre Frage.

Die Sträflinge in Neu-Kaledonien konnten, nach gewisser Zeit der Strafverbüßung und unter gewissen Kautelen, weibliche Strafgefangene heiraten. Die Schilderung dieser Vorgänge durch Heindl ist ein einziges dreckiges Grinsen:

«Der Kiosk hat zwei Eingänge, einer führt ins Weiberdepot, der andre ins Freie. Der Heiratskandidat tritt durch diesen ein, während die lieblich errötende Braut durch die andre Pforte vorgeführt wird.»

Es fällt mir gar nicht ein, vor einem französischen Sträfling niederzuknien, und ihm unter «O Bruder Mensch!»-Geschrei die Füße zu küssen, und ich begreife sehr gut, daß man die Vorgänge im Bagno kalt ansehen kann (man sieht dann nämlich mehr). Wie man aber an wehrlosen, niedergedrückten, verkommenen Menschen seinen ohnmächtigen Witz üben kann — das freilich zu verstehen maße ich mir nicht an.

Die Bilder der weiblichen Gefangenen sind reproduziert. Sie sehen häßlich aus, verwüstet, lange nicht so schön, wie man das von ihnen verlangen kann. Bildunterschrift:

«Der Damenflor, aus dem die neukaledonischen Bräute sich rekrutieren.»

Der Herr Vortragende Rat irrt. «Damenflor» ist eine Gattung, die nur auf offiziellen Gesellschaften von Ministerialdirektoren vorkommt, aber der Unterschied zwischen der Schwägerin eines Ministerialrats und zwischen einer «môme» aus Belleville ist viel kleiner als dieses Polizeigehirn ahnt. Hohn? Hohn auf Zerstoßene?

Aber wem Roheit Herzensbedürfnis ist, der freut sich auch noch an der Mißhandlung gefaßter Verbrecher, und mit welcher Freude ist das hier geschildert:

«Er wechselte Geld, griff im «psychologischen Moment» durchs Schalterfenster nach einem Bündel hochwertiger Banknoten und

rannte damit davon. Er hatte allerdings den stämmigen Portier Alois Kreuzpointer aus Klais bei Partenkirchen, 1,87 m groß, Handschuhnummer 9, bei der Kalkulation seines Verbrechens nicht in Rechnung gestellt. Dieser sonst etwas phlegmatische Türhüter hielt den Flüchtling am Hauptportal der Bank an und bat ihn zu sich in die Portierloge, und ich erinnere mich heute noch, wie der Bankräuber bei der polizeilichen Vernehmung unaufhörlich: «my head — my head» wimmerte und sich seinen verbeulten Schädel abtastete.»

Hähä. Wie da klobige Rachsucht, Freude am niedrigsten Oberbayern, Bourgeoisgier am Besitz und frisch-fröhliche Kriegssehnsüchte durcheinanderlaufen, das macht einen doch aufhorden: warum sitzt so einer drüben und nicht hüben? Weil er sich legitimiert austoben kann.

Denn so, wie sich, nach einem tiefen Wort Roda Rodas, der Psychiater von seinem Patienten nur durch die Vorbildung unterscheidet, so gibt es in allen Ländern einen Polizistentypus, den man den «invertierten Verbrecher» nennen darf: er hat genau dieselben Anlagen wie jener, dieselbe haltlose Freude am Abenteuer, die Gleichgültigkeit gegen den Mitmenschen, wenn ein Zweck erreicht werden soll, und das alles noch verschärft durch jenen sonderbaren, in sämtlichen Ämtern der Welt gedeihenden Sadismus, dessen größtenwahnsinniger und feiger Träger sich hinter die anonyme Kollektivität des Staates verkriecht. Da ist er sicher; aus diesem Hinterhalt ist gut schießen. Und er schießt.

Ein bayerischer Gefangener fertigt im Stumpfsinn seiner Haft Schmalzlerglaseln aus geknetetem Brot an. Fotografie. Überschrift:

«Die Vergeltungs- und Rechtsstrafe als Förderin der schönen Künste.»

Das ist so der Humor kleinerer Burschenschaften.

Das Buch, das in vielen Einzelheiten erstaunlich schludrig gearbeitet ist, enthält außerdem falsche Angaben, und zwar solche einer bestimmten Tendenz.

Von dem Komplizen Haarmanns, Grans, anzugeben:

«Beruf: Händler mit von Ermordeten abgelegten Kleidern . . .»

sagt nur über die Beschaffenheit eines Polizeigehirns etwas aus. Erstens stimmt es nicht, denn von den zwanzig Jacken hat der Junge natürlich niemals leben können, und zweitens ist die Formulierung kindisch. Was aber Haarmann selbst angeht, so fehlt in der moralischen Bildunterschrift, die mit den Worten schließt: «Zu arbeiten hat er nie versucht», eine winzige Kleinigkeit. Zu arbeiten hat er nie versucht? O doch, Haarmann hat schon gearbeitet. «Haarmann war der Polizei als Päderast bekannt?» Er war ihr noch als ganz etwas andres bekannt — nämlich als ihr eigner Spitzel, und durch diese Tätigkeit, die er unter Herrn Noske ausübte, gelang es ihm, sein Leben wesentlich einfacher

zu gestalten . . . «Herr Kriminal!» nannte ihn die ganze Straße. Es verschwanden, sagt Heindl, Dutzende von Menschen, ohne daß eine Untersuchung angestellt wurde, «ohne daß überhaupt ein Mordverdacht geäußert und eine Anzeige erstattet wurde». Das ist eine blanke Unwahrheit. Man lese das ausgezeichnete Buch Theodor Lessings über den Fall Haarmann: wie da die armen Eltern auf die Polizei kamen, das Verschwinden ihres Jungen meldeten, angeschnauzt wurden — wie jeder Verdacht gegen den Herrn Kriminal im Keime erstickt wurde . . . Das braucht Robert Heindl, der sorgfältige Forscher, nicht zu wissen. Wahrscheinlich ist es Bagnoklatsch.

Heindl bekommt es ja allerdings auch fertig, den schrecklichen Fall des Massenmörders Denke auf das Konto «Gewinnsucht» zu buchen, ein offener Wahnwitz, den kein Gendarmerieunteroffizier in die Akten zu schreiben wagte. Der Mann war ein Oger, ein Raubtier, eine entartete Spezies Mensch — die meisten Kleidungsstücke seiner Opfer fanden sich bei der Entdeckung vor. Das braucht Herrn Heindl nicht zu kümmern.

Genug.

Dieser Beamte ist nach solcher Leistung als für seinen Beruf ungeeignet anzusprechen, ein schlechter Schriftsteller dazu — aber was will er mit diesem dicken Buch? Geld verdienen? Sein gutes Recht. Er will aber noch etwas, und das ist ein schweres Unrecht. Das wollen wir in acht Tagen sehen.

II

«On devient criminel, mais on est magistrat.»

Hier ist von dem Verfasser des *«Berufsverbrechers»* gehandelt worden, Robert Heindl, einem Mann, der das von Hans Groß begründete *«Archiv für Kriminologie»* heute noch herausgeben darf. (Wenn Heindl übrigens wissen will, was es so alles auf der Welt gibt, dann hat er das gleich bei der Hand: er erkundige sich einmal nach dem Schicksal des Sohnes von Groß.) Ich habe gezeigt, mit welcher Unverantwortlichkeit Heindl Schilderungen fremden Strafvollzugs vorgenommen hat, und es ist immerhin zu fragen, wer eigentlich einem so ungeeigneten Beamten diese sehr teuern Reisen bezahlt hat. Der Staat? Der ist doch sonst so knickrig und überlegt sich mit viermaliger Rückfrage beim Oberrechnungshof dreimal, ob dem Unterzollsekretär eine zweite Dienstgardine zu bewilligen statthaft wäre . . . Wenn schon jemand auf Reisen geschickt werden soll: so einer nicht. Denn er hats nicht verdient. Also was will er mit seinem Buch?

Er will beweisen, daß Gewohnheitsverbrecher lebenslänglich in «Sicherheitsverwahrung» genommen werden müßten. Wie tut er das dar —?

Er behauptet zunächst, daß alle Besserungssysteme der Franzosen in ihren Strafkolonien zu keinem Resultat geführt hätten. Obgleich sämtliche Angaben Heindls mit äußerster Skepsis aufzunehmen sind und dokumentarischen Wert nicht beanspruchen dürfen, weil er sich zum Komplizen jeder regierenden Clique hergibt, so kann man diese Behauptung wohl akzeptieren. Er fühlt selbst, wie schwach sie — selbst nach seinen Schilderungen — ist; er fragt aber keinen Augenblick, woher diese kläglichen Resultate wohl stammen könnten.

Sich in Neu-Kaledonien zu «bessern», muß nicht leicht gewesen sein. Nicht einmal das Land selbst war gebessert; Heindl gibt zu, daß nur ein Achtel oder ein Zehntel der verfügbaren Bodenfläche ausgenutzt wurde; also nicht einmal der Boden wurde rationell bewirtschaftet, obgleich doch die Arbeitskräfte nichts kosteten!

Was die Strafgefangenen angeht, so schaffte es weder die Einzelhaft noch die Kollektivhaft — von Besserung war nichts zu spüren. Aber Heindl hat kein Wort der Kritik für den Strafvollzug übrig. «Nur ein Prozent der neukaledonischen transportés besserte sich», obgleich man ihnen viele Vergünstigungen gewährt hatte — zum Schluß bestand ihre Strafe eigentlich nur in dem Verbot, das Land zu verlassen, was dort, wo der Gefangene den Acker bewirtschaften konnte, noch angeht —, während der «entlassene» Gefangene in Guayana, wo es nichts zu verdienen gibt, unweigerlich wieder Straftaten begehen oder verkommen muß. Das alles aber ist — nach Heindl — lediglich Schuld oder Folge der Gefangenenveranlagung, nicht etwa eines unvollkommenen, eines kulturwidrigen oder unzweckmäßigen Strafvollzuges. Der Gefangene ist schuld. Was also soll bei uns geschehen? Dieses:

«Langfristige Strafen brauchen nicht auf pädagogische Zwecke eingestellt zu sein, da sie den Besserungszweck doch nie erreichen werden. Ich will damit keineswegs sagen, daß die Pädagogik nicht in den Dienst der Kriminalpolitik gestellt werden soll. Im Gegenteil, ich komme immer mehr zu der Ansicht, daß der wichtigste Faktor der Verbrechensprävention ein pädagogischer ist: die Kindererziehung, und zwar die religiöse Kindererziehung und nicht der blutleere Moralunterricht. Die kirchliche Lehre von der Höllestrafe und dem allwissenden Gott, dem Kind eindringlich beigebracht, kann mehr Verbrechen verhüten als alle andern Präventionsfaktoren zusammen.»

Aber nicht immer. Heindl zum Beispiel muß nur einen blutleeren Moralunterricht genossen haben, wenn man die Seelenroheit, die aus seinem Buch spricht, in Betracht zieht. Mit welchen Mitteln aber ein Mann, der der Vater des Reichskriminalgesetzes zu sein sich rühmt, arbeiten will, das glaubt man nicht, wenn man es nicht läse. Denn was muß dem Volke erhalten werden? Die Religion und solche Beamte.

Nun, und die kurze Haft?

«Wer nicht erwiesenermaßen bereits zu den Gewohnheitsverbrechern gehört, ist mit tunlichst kurzfristigen Strafen zu bedenken, die aber ausnahmslos in Einzelhaft zu bestehen haben und so vindikativ als irgend möglich zu gestalten sind. (Man braucht nicht gleich an Tortur und Auspeitschen zu denken —»

das ist nun wieder ein weicher Zug an unserm Helden —

«könnte aber der kurzfristigen Strafe durch schmale Kost, belehrende Vorträge und eine Reihe andrer Unannehmlichkeiten Nachdruck verleihen.)»

Daß, nach diesen Proben, belehrende Vorträge zu den Unannehmlichkeiten zu zählen wären —: wer wollte daran zweifeln! Also: Vergeltungstheorie.

Die Besserungsutopie aber hält jener selbst für eine Utopie, die Vergeltungstheorie für eine sicherheitsgefährliche Metaphysik und nur die Schutztheorie eine den praktischen Bedürfnissen entsprechende Lösung des Strafrechtsproblems.

Nun ergibt sich — immer nach seinen Zählungen — für Deutschland, bei einer, wie er so schön sagt, «strafmündigen Bevölkerung» eine Gesamtzahl von 4227 Berufsverbrechern. Sollen die alle eingesperrt werden? Nein, er schlägt nur etwa tausend Mann zur dauernden Sicherheitsverwahrung vor; diese Leute hält er für unverbesserlich; jede Arbeit an ihnen sei verlorene Mühe, verlorene Geld, verlorene Zeit — und diese tausend müßten dauernd «verwahrt» bleiben. Der Schaden, den diese Leute anrichteten, sei um ein Vielfaches größer als die Summe, die ihre dauernde Verwahrung dem Staat kostete. Der Vorschlag ist nicht neu.

Heindl bezieht sich dabei auf die Habitual Criminal Acts verschiedener amerikanischer Staaten; auf den § 65 des norwegischen Strafgesetzbuches von 1902 und auf die ausgezeichneten Erfahrungen, die Neusüdwaales mit solchem Verfahren gemacht habe: die Kriminalität sei dort sichtbarlich und sofort nach Erlaß des Gesetzes im Jahre 1905 heruntergegangen. Nun hat zwar Herr Heindl nicht, wie er behauptet, «nachgewiesen», daß die «Besserung der Gewohnheitsverbrecher unmöglich sei» — er hat gar nichts nachgewiesen, sondern nur vage Behauptungen aufgestellt, und mit schnoddrigen faulen Witzen und schludrigen Aufsätzen kann man überhaupt nichts nachweisen. Dazu ist die Sache denn doch zu ernst.

Gäbe es eine Möglichkeit, der ungeheuren Gefahr des Mißbrauches eines solchen Paragraphen durch die politisch unzuverlässige deutsche Justiz vorzubeugen, so erscheint er zum mindesten diskutierbar. Es wäre sehr wohl denkbar, daß Männer, die tatsächlich immer wieder in das Verbrechen zurückfallen, mit der erforderlichen Ausstattung ein größeres Gebiet Ödlandes, von dem Deutschland so viel Quadratkilometer hat wie der Bundesstaat Oldenburg groß ist, zugewiesen bekommen,

und daß sie dort wirtschaften und leben können, es aber nicht verlassen dürfen. Mit Humanitätsduselei kann man kein Strafrecht machen. Nur ist die Sicherung gegen einen politischen Mißbrauch nicht gegeben, und wenn auch Heindl anständigerweise Verbrechen gegen die Sicherheit des Staates nicht unter solche gerechnet, die die «Gewohnheitsverbrecher» begehen, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß der nächste Max Hölz eben doch unter dieses Gesetz fallen wird: kann man ihm anders nicht beikommen, so wird man eben gegen ihn ewige Sicherheitsverwahrung verhängen. Der Vorschlag scheint mir also praktisch bedeutungslos. Nicht aber das Buch Heindls, das ein Symptom darstellt.

Es ist ein Symptom für die ungeheuerliche, nicht wieder gut zu machende Schuld der Novemberrichter in der Personalpolitik und für das, was in Deutschland heute noch an maßgeblichen Stellen möglich ist. Von der kriminalistischen Tätigkeit des Verfassers, deren er sich rühmt, will ich noch gar nicht einmal sprechen. Es finden sich da sonderbare Dinge . . .

Eine Bilderfolge heißt *«Das gezeichnete Geständnis»*. Es ist eine Leiche im Walde aufgefunden worden, Heindl ließ drei Polen verhaften, die er im Verdacht hatte; alle drei wurden lediglich auf Indizien hin wegen Mordes zum Tode verurteilt, zwei wurden hingerichtet, der dritte zählte noch nicht achtzehn Jahre.

«Die beiden ältern starben, ohne ein Geständnis abzulegen. Es wird mir unvergeßlich bleiben, wie der eine noch auf dem Schafott seine Unschuld beteuerte.»

Der Dritte fertigte in der Haft Zeichnungen an, und unter diesen Zeichnungen finden sich auch Mordszenen. Aus diesen Bildchen nun folgert der Kriminalist Heindl, daß der Mann der Mörder sei. Denn:

«Man vergleiche die Szenerie mit dem von meinem Beamten hergestellten Tatortbild. Nicht nur die allgemeine Situation des Tatorts, sondern sogar Einzelheiten, wie der Baumstumpf im Vordergrund kehren in dem Erinnerungsbild des Mörders wieder, das er Jahre nach der Tat zeichnete. Den Stapel gefällter Baumstämme, der auf der Zeichnung rechts im Hintergrund steht, kann ich mich nicht erinnern, am Tatort gesehen zu haben. Vermutlich passierten die Mörder, auf den geeigneten Moment lauernd, im nächtlichen Waldesdunkel hinter dem Opfer hermarschierend, so einen Baumstapel. Mit der Tat steht er sicherlich irgendwie in Zusammenhang. Vielleicht machten sich die Mörder schußbereit, als sie an ihm vorbeikamen . . . Auch auf diesem Bild, das unten links nochmals den Hergang der Tat schildert, kehrt der Baumstumpf wieder. Daneben ein Busch. Man vergleiche damit das polizeiliche Tatortbild. Auch auf diesem steht neben dem Baumstumpf ein Busch.»

Also: auf willkürliche, völlig subjektive Annahme hin wird diese

Bilderfolge fälschlich als «Geständnis» ausgegeben, was sie nachweislich nicht ist. Ich hoffe für die deutsche Justiz und für den Seelenfrieden des Herrn Heindl — wenn es so etwas gibt —, daß die Indizien, auf Grund deren die beiden Polen hingerichtet worden sind, auf stärkern Füßen gestanden haben als dieser klägliche Versuch einer verstaubten Psychologie.

Das Buch «*Der Berufsverbrecher*» ist eine Kostprobe jener Pflanze, die auf Deutschland sitzt wie der Meltau. Wer spricht hier —?

Es spricht ein in Klischees denkender, überheblicher Beamter, dem jede, aber auch jede Aktivlegitimation fehlt, über andre zu richten. Warum grade er? Weil er seine Fleißaufgaben während der Examina gut gemacht hat? Weil er den technischen Dienst gut versehen hat? Weil er einer Kaste angehört, die ihn vor der Möglichkeit schützt, Vergehen gegen das Eigentum auszuführen? Der ist nicht legitimiert, der nicht.

Was hier spricht, ist der politisierende Militär. Der Fall liegt völlig analog: auch hier einer, der den «Rummel kennt», dem der Bürokrat nichts erzählen darf, der «Mann der Praxis», der die Sicherungen für sein Volk ausbaut — und der in den parlamentarischen Budgetkommissionen nur Hindernisse für «seinen Laden» sieht. Ein Vollstreckungsorgan, das auch nicht einen Augenblick über die Rolle des Staates nachdenkt, dem auch nicht einen Augenblick Zweifel kommen, ob die «Zuchthäusler» ihr Schicksal verdienen. Ich habe einmal in einem deutschen Zuchthaus einen vierundvierzigjährigen Bauern gesehn, der saß da wegen Meineids, dieses von den Richtern erfundenen Verbrechens. Der Mann hatte — angeblich — einen Meineid geschworen, als es um seinen Grund und Boden ging. Man male sich das aus, und man überlege, welcher Bauer da nicht falsch geschworen hätte . . . Soweit denkt aber der da nicht.

Der Untersuchende selbst entzieht sich jeder Kritik. Ein Beamter steht eben immer über der Materie, und dies ist seine ganz selbstverständlich vorgebrachte Ansicht: vergeht sich jemand gegen das Gesetz, so verfällt er ihm. Und damit wird er rechtlos. Man muß nur lesen, mit welch verächtlicher Miene so etwas von dem «Rechtsempfinden des Volkes» spricht, mit vier Anführungsstrichen; von der tiefen Verbeugung, die deutsche Gesetzentwürfe vor der öffentlichen Meinung machten, als ob die überhaupt mitzureden hätte, wenn von der Schaffung eines Rechtes die Rede ist! Recht —: das ist eine Sache für Fachleute.

Und hier ist der Fluch unsrer Verwaltung und des deutschen öffentlichen Lebens überhaupt: die maßlose Überschätzung des Fachmanns. Natürlich soll man richterliche Fachleute hören, denn sie kennen ihre Pappenheimer. Aber es darf doch niemals vergessen werden, daß fast alle Besserungen und Reformen in Gesetz und Strafvollzug den Richtern

und den Gefängnisfachleuten von außen her abgerungen worden sind; daß fast alle Rufe nach Menschenwürde von ihnen zunächst nicht gehört worden sind, daß manches, was langsam besser geworden ist, fast immer gegen jene durchgesetzt worden ist.

Es gibt besserungsfähige Verbrecher, aber es gibt unverbesserliche Geheimräte.

Die wissen — wie der Typus Heindl — vom sozialen Faktor in der Strafrechtspflege fast überhaupt nichts; diese ungeheuerliche Ignoranz allein sollte schon genügen, diesen Mann abzusägen und schleunigst in Pension gehen zu lassen. Fast alle diese Fachleute aber sind in ihrem Apparat befangen, empfinden das Unrecht nicht mehr, sondern achten nur auf seine formal-unanfechtbare Durchführung, als ob Verordnungen, Bestimmungen und Reglements ihre Taten deshalb weniger verbrecherisch erscheinen ließen! Der Fachmann sieht den Betrieb nur von innen, also am Ende genau so unvollkommen wie der, der ihn nur von außen sieht. Weder der pathetische Tränensack noch der ausgepichte Aktenmensch sind geeignet, eine so unendlich schwierige Sache wie den modernen Strafvollzug zu leiten. Sieht man allerdings, wie zur Zeit im Reichstag ein Strafgesetz zustande kommt, das aller Voraussicht nach für die nächsten achtzig oder hundert Jahre Geltung haben wird, wie ja überhaupt alle unsre Gesetze, einer falschen «Rechtssicherheit» wegen, viel zu selten revidiert werden, so kann man nur jeden bedauern, der diesen Leuten in die Hände fällt.

Welche Forderungen aber auch immer erhoben werden müssen —: ein Mann wie Robert Heindl belastet den deutschen Strafvollzug und ist und bleibt ein hoffentlich von einsichtigeren Fachleuten bald außer Kurs zu setzender Schädling der Kriminalistik.

DAS FLÜSTERNDE SANATORIUM

Alles haben sie mir verboten: Schmalz und Gänsebutter und Kalbsgrieben und Zucker und Brot und Suppe und Wein und Aal und alles —; mein Essen wird in kleinen Vogelnapfen serviert, und morgens beim Masseur stoße ich schon immer den Atem aus, damit ich leichter scheine; bald bin ich gar nicht mehr vorhanden, dann wiege ich minus drei Pfund und bekomme beim Weggang vom Sanatorium noch etwas heraus . . . Alles haben sie mir verboten. Ich nähre mich von Luft, Musik und Liebe.

Die Luft weht lind auf dem Zauberhügel, von der Liebe darf ich nichts sagen, denn die braune, kleine Frau ist zur Zeit an einen Berufsboxer gekettet — aber die Musik habe ich in einem Grammophon mitgebracht. Heute nachmittag sind die neuen Platten gekommen, die ich bestellt habe. Lasset uns hören.

Zu oberst liegt der *«Empfang Lindberghs in New York»*, etwas ganz und gar Blödsinniges. Dann Jack Hylton. Dann *«Miss Annabelle Lee»* geflüstert von Herrn Jack Smith, dem Oberflüsterer, begleitet von einem flüsternden Orchester. *«Bariton in 78 Umdrehungen»* steht auf der Platte zu lesen.

Das Orchester hört sich an, wie wenn jemand ein gutgestimmtes Gummiband zupft . . . dann streichelt jener mit der Stimme. Übrigens ist es drei Viertel neun, und so spät darf man in diesem Klapskasten keine Musik mehr machen. Und die Platte ist so schön — — ich möchte sie noch einmal spielen, und noch einmal. Was nun —?

Nun stopfe ich eine kunstseidene Unterhose in das Grammophon und zwei Handtücher, drehe auf — da ist nichts mehr zu hören als ein Gewisper, dem Geräusch einer Nähmaschine nicht unähnlich, Miss Annabelle Lee! *«... pretty little baby»* — über den Apparat gebeugt sitzt ein König Ludwig des Grammophons und läßt sich etwas vorspielen, königlich allein. Keine Schwester kann mich hören und keine Oberschwester, kein Unterarzt, kein Oberarzt und kein Chefarzt . . . Miss Annabelle Lee —! Woran erinnert diese getuschelte Musik? Sie erinnert an die berliner Nachtlokale der Inflationszeit, wo man heimlich, scheu und leise von den Schleppern, die sich erst wie Intriganten nach allen Seiten umsahen, in eine Vier-Zimmer-Wohnung am Bayerischen Platz geführt wurde, und da gings hoch her, dideldumdei: nackte Nutten tanzten bei Sacharinsekt und Bratkartoffeln um den emsig steigenden Dollar . . . Und alles war geflüstert: die Mädchen flüsterten und die dicke Wirtin, die die Konfiskation der Wohnung riskierte; das Grammophon oder die Geigen, die eine Sordine aufgelegt hatten, die Gäste flüsterten und die Kellner — welch diskretes Amusement! — So eine Musik ist das.

Und plötzlich greift das Flüstern auf das ganze Sanatorium über, es steckt an, alles flüstert, leise, leise, fromme Weise . . .

Es flüstern die massierten Bäuche, die morgens unter den Händen des männermordenden Masseurs klatschen; es flüstern die Patienten, die überfressenen Männer und die leeren Frauen, es flüstern Hysterie, falsche Gesundheit und eingebildete Krankheit; die Rothaarige im Park flüstert: *«Sehe ich so aus?»* und man möchte zurückflüstern: *«Ja, mein Kind, so siehst du aus!»* — es flüstert Schwester Gertrud und Schwester Elise; es flüstert der durchaus sächsische Friseur, und es flüstert die Intrigantin mit der Brille; es flüstert der alte Geheimrat, der sich an einer jungen blonden Frau entzündet hat, es ist vielleicht das letztmal in seinem Leben, und nun hat er sich den Hut schief aufgesetzt und geht mit fröhlichen Beinen umher, nicht bedenkend, was geschehen könnte, wenn sie Ja sagt; es flüstern die Bücher in der Sanatoriums-Bibliothek, in sechsundzwanzig Bänden flüstert dort Onckens Weltgeschichte ihre Weltgeschichtslügen; es flüstern die Patienten im

Raum der Höhensonne, wo alle aussehen wie gepuderte Leichen; Generaldirektoren spazieren dort und schlaue Notare, mit nichts als ihrer Würde und einer schwarzen Brille bekleidet, das ist nicht viel; es flüstert Jumbo, der Sanatoriumsdackel, der grundsätzlich gegen alle Gäste ist (mit Recht); nur ein Liebespaar, das sich kaum gesucht und gleich gefunden hat, flüstert nicht mehr — es verhaucht.

Es flüstert die saure Ehefrau, die im Geist ununterbrochen zählt, was sie alles besitzt und die böse auf Leute ist, die sie nicht beneiden; es flüstert das Badewasser, das nolens, volens die fetten Glieder der Syndici umspülen muß, es flüstert die Schaukel im Luftbad, es tuschelt im Brauseraum, und flüstert der kluge Chefarzt, dessen Rolle mit Viktor Schwannecke zu besetzen wäre — es flüstert im Büro, in den Schwesterzimmern, es flüstert die treue Oberin, die an einen Landsknechtweibel gemahnt, und es flüstert der Portier und zählt, wieviel Flaschen verbotenes Bier er noch hat, der bootlegger. Das Wasserband der Elbe schimmert herauf, das lichterbestickte Dresden blitzt und glitzert, und es flüstern sächselnd die Winde — kurz, es flüstert das ganze Sanatorium. Und das hat mit ihrem Singen Miss Annabelle Lee getan.

Horch, ein Gongschlag!

Nun ist es wieder Mittag, am andern Tag, das Leben in der Stoffwechselfabrik geht seinen gewohnten Gang, und wir nehmen ab und zu zu und ab und zu ab, und werden mene mene tekkel, gewogen, gewogen und zu schwer befunden — Miss Annabelle, Annabelle Lee!

JAHRGANG 1905

Neulich ist hier vom «journalistischen Nachwuchs» und seiner mangelnden Ausbildung gesprochen worden, und viele junge Leute haben Briefe geschrieben und Antworten erhalten. Aus diesen Briefen aber und aus der schwankenden Haltung der Redaktionen, die den Jungen gegenüber zwischen überheblicher Ablehnung und ängstlicher Schmeichelei hin und herpendeln, spricht eine Unsicherheit des Gefühls, die zu belichten sich lohnt.

Der Jahrgang 1905, um den es sich hier handelt, hats schwer. Er hats schwer, einmal, weil jede Jugend, die nach vorn drängt, den Widerstand der Trägheit zu spüren bekommt, wovon es sie zu befreien gilt, und er hats schwer, weil er selbst ohne eignes Verschulden nicht so sehr schön geraten ist. Diese Jugend, die sehr unter sich leidet, hat wenig heitere Tage gesehen, und sie hat ihre schwärzesten, düstersten, unfrohesten Zeiten gehabt, als sie die Sonne grade am nötigsten gebraucht hat: in der Pubertät. Die Zahlen, die hier genannt werden, sind approximativ: von ihrem neunten bis zum etwa achtzehnten Lebensjahr hat dieser Jahrgang von geistigen und wirklichen Kohl-

rüben gelebt, ist bedrängt worden von grauenhaften Massenerlebnissen, ist Zeuge eines Nationalwahns und einer Volksnot gewesen, denen niemand hat standhalten können. Diese Erlebnisse radiert keiner aus. Die mangelnde Ausbildung nicht und nicht die schlechte Ernährung in den entscheidenden Jahren — dergleichen macht sich bemerkbar. Diese Generation hat einen Knacks und repräsentiert nicht in vollem Maße das junge Deutschland. Das fühlen die Klügern unter den jungen Leuten sehr genau, sie klagen, und wenn sie tapfer sind, wollen sie überwinden — deutlich spürbar ist ihnen allen ein Bruch.

Mir scheinen die Klagen berechtigt, die darauf hinweisen, daß verständnislose und rücksichtslose Vertreter der Ältern so gar nicht auf diese Not eingehen, sich vielleicht herablassen, aber nicht fördern wollen. Hierin hat jeder anständige Mensch ganz und gar auf Seiten der Jungen zu stehen. Nicht aber in einer andern Seite der Sache.

So überaltert unsere Politik und Verwaltung ist, so falsch verjüngt ist stellenweise die Kunst. Ich will gar nicht einmal von den alten Kritikern sprechen, die sich plötzlich kurze Hosen anziehen und in ihnen herumtanzen: ein grauslicher Anblick. («Hallodri! Bin ich noch jung!»), so wie jene «ältern Kollegen», von denen es bei Wassermann im *«Fall Maurizius»* heißt: «Ältere Kollegen, die mit der Zeit gehen wollten, während sie in heimlicher Wut hinter ihr herkeuchten.» Mit Würde zu altern scheint nicht leicht zu sein.

Aber es gibt eine lärmende und laute Jugend, die Unterdrückung spielt, wenn die Leistung nicht langt, und die soll man nicht unterstützen, sondern auslachen.

Willy Haas hat in der *«Literarischen Welt»* eine Sparte für die jüngsten Schriftsteller eingerichtet; ich glaube nicht, daß er viel Freude damit haben wird. Es gibt nämlich nicht eine einzige Jugend — es gibt hundert. Wollt ihr einen *«Reichsbund Deutscher Nachwuchs»* gründen?

Es gibt hundert Jugenden — und nur auf die Tatsache pochen, daß einer jung ist, scheint mir genau so unzulänglich, wie brennende Jugend mit wehendem Vollbart widerlegen zu wollen. Diese Fiktion da tut grade so, als seien die andern eine einzige zusammengeschweißte Masse: hie Alte, dort Junge. Aber wir, die Ältern, fallen auseinander — so weit, daß ich manchmal nicht das geringste Gemeinsame mehr mit den eignen Altersgenossen sehen kann. Was hat Heinrich Mann mit Rudolf Stratz gemeinsam? Es sind Altersgenossen. Was Theodor Däubler mit Rudolf Presber? Sie sind Altersgenossen. Was Bruno Frank mit Max Jungnickel? Was alle beide mit Hans Müller —?

Die Jungen sollen in der *«Literarischen Welt»* sagen, «was wir an euch auszusetzen haben». Wer *«wir»* ist, steht noch sehr dahin; daß es *«euch»* nicht gibt, weiß ich aus Erfahrung. Und mir will diese verblasene Terminologie der Jungen nicht gefallen, die *«Jugend als Lebensform»* ausschreit, als ob es das gäbe, und als ob nicht die Qua-

lität des Kerls entscheidet, der da ein Jüngling, ein Mann und ein Greis ist! Tauchte heute ein neuer Georg Heym auf, ich liefte hin und hörte zu und lernte auswendig, wie damals. Kommt einer, der unsre Götter mit Fußstritten von den Altären fegt —: wenn er die Kraft hat, so muß man ihm zuhören und vielleicht mittun. Alles ist erlaubt — nur eines nicht. Die leere Betonung der Tatsache, daß der Geburtsschein auf 1905 lautet, und nichts als das.

Es gibt sehr viele junge Leute, die genau wissen, daß die feuilletonistisch fertigen jungen Herren ihre Generation nicht gut vertreten, daß deren Aktiv-Legitimation sehr anzuzweifeln ist, und daß die ohnmächtigen Phrasen vom «Wissen um die letzten Dinge» oder wie das Zeug heißt, keine Not lindert, keinen Pubertätsschmerz heilt, uns nicht vorwärts bringt. Nicht daß einer jung ist, ist wichtig, es kommt darauf an, wer es ist.

Denn der junge Wassermann ist wichtiger gewesen als der alte Hindenburg; der alte Hamsun wichtiger als der junge Wolfgang Goetz (was eine *contradictio in adjecto* ist) — der alte Fontane war so groß wie der junge Hauptmann und der junge selige Edschmid so nichtig wie der alte Otto Ernst. Wenn keine Kraft da ist: das Alter machts nicht.

Soweit ein einzelner auf Grund seiner Erfahrung das sagen kann, scheint mir am wertvollsten der Jahrgang zu sein, der heute noch auf den Schulen sitzt, also jener, der nach dem Jahrgang 1905 kommen wird. Da sitzen die Unbefangenen, da sind Jungen, die schon wieder eine leichte Jugend gehabt haben, die uns Ältere schon heute mit ihrer völligen Voraussetzungslosigkeit verblüffen, mit dem Gefühl für Einfachheit und für Klarheit . . . ich sollte mich sehr täuschen, wenn da nicht der neue Mann und die neuen Männer sitzen.

Weil es billige Mode geworden ist, der Jugend zu schmeicheln, statt die Wertvollern herauszuheben, macht man es eben diesen Wertvollen schwer. Man plakatiere nicht Jugend, man setze nicht «Jugendpreise» aus, bei denen Leute bis zu vierzig Jahren konkurrieren dürfen, und man spiele nicht vor dem Spiegel: «So alt bin ich doch noch gar nicht . . .!» Kollektivlob taugt nichts, und man kann nicht einen ganzen Jahrgang bejahren. Wer den Geburtsschein schwenkt, ist verdächtig, einem Examen ausweichen zu wollen: der Prüfung und der berechtigten Frage, ob er Murr in den Knochen hat. Hat er die, dann sei er willkommen: von sechzehn bis sechzig Jahren.

AUS DER FERNE

Mein Bett steht auf der menschenleeren Insel,
 und drum herum ein kleines Haus;
 bei mir ist Courteline, ein Seifenpinsel,
 und nachts zur Unterhaltung eine Maus.

Hier gibt es keine Wasserleitung,
 mein Essen kocht ein vegetarscher Greis;
 ich bin seit Wochen ohne Zeitung . . .

Sag mir nichts —
 ich weiß.

Ich weiß, die Volkspartei berät mit Scholzen,
 ob sie und oder ob sie nicht;
 ich weiß, daß sie in China sich verholzen;
 ich weiß, im Blatte prangt manch arm Gesicht.

Die Wandervögel wolln nach Flandern wandern;
 Herr Liedtke kriegt den nächsten Schönheitspreis,
 und eilt, beim Golf, von einem Loch zum andern . . .

Sag mir nichts —
 ich weiß.

Herr Wolfgang Goetz machts immer noch historisch;
 Herr Nobile ist eigentlich eine Frau;
 der Leitartikel fordert kategorisch;
 Herr Thomas Mann bemüht sich.

Börse flau.

Herr Strauss tut seine Impotenz vertonen.
 In Bitterfeld tagt still und leis
 der Reichsverband vertriebener Embryonen . . .
 erzähl mir nichts —!

Eis
 Mais
 Reis
 . . .

ES IST HEISS IN HAMBURG

Hamburg, du schönste deutsche Stadt! — «Den zuckenden Fisch an der Nordsee» hat dich Larissa Reissner genannt; Hamburg, Stadt für Männer, Stadt der kraftvollen Arbeit, Stadt auch für Liebende — wie ein kleines Meer lag die Alster (Ozean privat) morgens um halb fünf in der hellblauvioletten Stunde, Mona Lisa stand schon oder noch am Fenster und sah hinaus . . . Guten Tag, Hamburg.

Es ist heiß in Hamburg. Aber weil hier die Sonne nur auf Abzählung scheint und immer ein frischer Wind von der See her weht, ist es doch nicht zu heiß. Jakopp stöhnt vor Hitze.

Jakopp ist mir seit alters befreundet; Etappe an Etappe haben wir die große Zeit durchgestanden, und nun ist er irgend etwas Hervorragendes im hamburger Wasserwerk. Wenn es heiß ist, tut er so, als müsse er selber das Wasser für die ganze Stadt aus dem Boden pumpen — er hat so viel zu tun! Jakopp wohnt am Harvestehuder Weg, der ohne die Rs auszusprechen ist, und durch eine in der Bodenkammer sinnreich angebrachte Hühnerleiter, Symbol des Lebens, kann man ihm aufs Dach steigen. Da sitzen wir denn abends auf dem flachen Haus und sehen in das blaue Bassin und in den altgoldenen Whisky, den Jakopp vermittelt eines weiten Havelocks in Helgoland einzukaufen pflegt ... Ein rascher Seitenblick belehrt mich, daß Jakopp nicht weit von jenem Stadium ist, wo er glaubt, das Alsterbassin selber angelegt zu haben. Er stöhnt vor Hitze.

Es ist heiß in Hamburg, und vor Hitze gerinnen auch unsere Gespräche. Es ist eine jener hamburger Unterhaltungen, die, besonders wenn der Stoff peinlich ist, im Schlicksand verlaufen, die Worte fließen spärlich wie Jakoppens Wasser im Sommer, und auf einmal ist es aus. «Wie geht es denn Ihrer Tante?» — «Tje ... der Doktor meint, es wäre ja nu nich mehr so ... und da wäre es ja denn besser, wenn sie nu gleich ...» Aus. Das Wort «Tod» wird taktvoll vermieden, wie überhaupt der Hamburger auch die pathetischen Vorgänge immer ins «Faine» umbiegt. Fein und unerbittlich diesseitig, so ist Hamburg. (Erster Akt «Hamlet». Eine hamburgische Dame zur andern: «Bis schetzt gar kein Sinn in.» Erledigt, Herr Shakespeare!) Vorläufig ist es aber mal bannig heiß.

«Weißt du», sagt Jakopp plötzlich, «daß morgen Onkel Ulrich begraben wird?» Ich weiß es. Onkel Ulrich ist kein betrüblicher Onkel, sondern ein gleichgültiger Onkel — vererbt wird hier nichts, wir haben ihn beide kaum gekannt, und unsere Trauer ist artig-konventionell. «Ich muß hin», sagt Jakopp. «Bei dieser Hitze —»

Was wird das geben? denke ich. Denn Jakopp neigt, wenn er mit dem Leben zusammenstößt, zu seltsamen Eskapaden; er ist der Mann, der im vorigen Jahr nach Italien nicht ohne seine Bleistiftspitzmaschine reisen konnte; der italienische Zoll geriet fast aus dem Häuschen, alala! — und als schon fünfzehn Mann der Mussolini-Garde die gefährliche Zaubermaschine, Erklärungen heischend, umstanden, da nahm Jakopp einem Faschisten den Bleistift aus der Hand und begann, den Welschen einen vorzuspitzen. Da ließen sie ihn in Ruhe. Was wird das geben? denke ich.

Schon frühmorgens gärt es in Jakopps Schlafzimmer.

Zunächst erscheint er im Nachthemd und Zylinder, einem Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Zylinder, Modell 1892, und verschwindet wieder. Ich höre ihn brummeln und schimpfen; es sei zu heiß, und Onkel Ulrich sterbe immer im Sommer, und ob er, Jakopp, bei dieser Hitze überhaupt hinausfahre, das sei noch gar nicht entschieden . . . Ich höre kaum hin. Und werde erst aufmerksam, als ich ihn zur Korridortür hinausrufen höre: «Agda —» (Jakopps Stützen heißen stets so melodisch) — «Agda! Bringen Sie den Begräbnisüberzieher!» Ich nichts wie raus. Das muß ich sehen.

Agda bringt das Ding wirklich an: es ist ein schwächtiger, schwarzer, traurig vom Bügel weinender Paletot. Jakopp zieht ihn an. Er zieht ihn an, und ich sehe zu, ich gucke einmal, ich gucke zweimal — «Jakopp», sage ich schüchtern, «was wird das? Wo ist denn —» Jakopp antwortet gar nicht.

Er hat an:

Schwarze Hosen, Oberhemd, Kragen, schwarzen Schlips, jenen Zylinder und den Überzieher. Weiter nichts! Rock und Weste hängen im Schrank und wundern sich.

«Ja», sagt Jakopp. «Es ist eben zu heiß. Man sieht sie ja doch nicht!» Ich halte es für einen Spaß; nein: so wahr ich Gott im Himmel bin, Jakopp geht zur Tür, markiert Frühstück im Nebenzimmer und geht dann in dieser Verfassung broschiert zu Onkel Ulrich. Ich liege auf dem Sofa und lache mir einen Bruch.

Als er wieder da ist, strahlt er bis zu seinem Zylinder, dem sich, offenbar beim Anblick der andern Zylinder, die Haare gesträubt haben. «Alle haben so geschwitzt», sagt er. «Nur ich nicht.»

Und kleidet sich aus und um und an.

Jakopp darf sich, so seltsam das klingt, zu Beginn des nächsten Jahres verheiraten. Seine Braut ist aus Bayern — also den Anblick halb bekleideter Männer gewöhnt.

Es erhebt sich nunmehr für den Zuschauer die beklemmende Frage:

Wenn Jakopp sein System, nicht zur Sache gehörige Kleidungsstücke einfach fortzulassen, konsequent durchdenkt —: was wird er dann bei seiner Hochzeit weglassen —?

OLYMPIADE

Heute ist infolge von Olympia-Siegen
unsere Flagge sieben Mal hochgestiegen!
Demzufolge laßt uns brüllen:
«Hoch . . .!»

(nach Belieben auszufüllen).

Da schlägt jede Nation Kobolz —
worauf sind die eigentlich stolz?

Wenn Herr Körnig erster Mann wird,
haben sie gesiegt.

Wenn er nur als Zweiter anschwirrt,
haben sie gesiegt.

Wird er Dritter, wird er Vierter,
haben sie gesiegt.

Wird er aber Letztchargierter,
haben sie auch gesiegt.

Ob sie vorne oder hinten liegen,
sie tun egalweg nur siegen.

Und damit es jeden mal ereilt,
wird der Stolz hübsch sauber aufgeteilt:

Läuft ein Mann aus Japan durch das Ziel,
schrein die Japaner.

Siegt ein USA-Mann in dem Spiel,
brüllen die Amerikaner.

Siegt ein Fechter von den Herrn Faschisten,
steigt ein brausender Chor;

siegt ein Jude, nehmen die Zionisten
eine doppelte Beschneidung vor.

So läßt jeder von den bunten Gruppen
seinen höchst privaten Vogel huppen.

Sagt mal, habt ihr Nurmis Beine?

Seid ihr stolz auf Peltzern seine?

Seid ihr stolz auf das, was andere tun?

Lassen wir die Stadion-Helden ruhn.

Denn dies amsterdamer Treiben, wie ich meine,
ist das Spaßvergnügen aufgeregter Skatvereine.

HEIMARBEITER

Von Zeit zu Zeit sickern Lohnzahlen aus dem Erzgebirge durch, die auf ein gradezu grauenhaftes Ausbeutersystem und auf ein schreckliches Elend in der dortigen Heimarbeiterschaft schließen lassen. Ich sehe noch die erschrockenen Augen Ernst Tollers, als er von seiner Reise

ins Erzgebirge erzählte — er hat seinerzeit hier darüber berichtet. Ich glaube, daß in der Bekämpfung dieser Zustände ein grundsätzlicher Fehler gemacht wird.

Wer sind die Firmen, die von diesen Schandlöhnen profitieren? Es gibt da Menschen, die — im Jahr! — dreihundert Mark verdienen; man kann sich den Rest ausmalen. Reportage! Reportage! Wo sind unsre Leute —?

Und wenn einer hinreist, so ist mit Deklamationen gar nichts getan. Da muß nicht nur eine sorgfältige Untersuchung über die Wirtschaftslage von Arbeitern und Fabrikanten angestellt werden —:

es müssen vor allem die Namen der Zwischenmeister, der Unternehmer, der Firmen mit voller Adresse genannt werden, und es muß an diese Nennung die Aufforderung zum Boykott geknüpft werden, und wenn sich die Syndici der Herren auf den Kopf stellen. So viel soziales Gewissen wird doch in breiten Kreisen noch zu finden sein, daß der Verbraucher solche Waren zurückweist, die aus dem Blut, dem Schweiß, der Tuberkulose, aus Kinderarbeit und der Arbeit schwangerer Frauen herrührt. Namen nennen! Namen nennen!

Ich weiß, daß damit die soziale Frage nicht gelöst wird. Das Erzgebirge ist nur eine kleine Flocke im Ozean unrechtmäßig usurpierter Arbeitskraft — aber auch Kampf im kleinen hilft, nichts ist umsonst getan. Namen nennen! Namen nennen!

Freilich, wo fängt das an, und wo hört das auf! Der Name des Leuna-Werks ist ja oft genug genannt worden, und doch blüht es, wächst und gedeiht.

Es wird aber in Blättern, die gelesen werden, viel zu wenig aus den Betrieben heraus geschrieben, was ja nicht immer einfach ist: denn es müssen solche Leute schreiben, die sozial weitblickend sind und nicht ihren Personalchef und eine kleine Ungerechtigkeit der Fabrikleitung für das Ende aller Dinge ansehen. Wenn man in dieser Welt kämpft, dann muß konkret gekämpft werden. Einer, der nur «sachlich» ist; hat Angst vor dem, was in Wahrheit die Welt regiert: die Angst vor der einzelnen Person.

Namen nennen! Namen nennen!

DIE SPITZEN DER BEHÖRDEN

Um einem dringenden Bedürfnis abzuhelpen, haben wir uns entschlossen, eine neue Organisation ins Leben zu rufen: den Deutschen Reichs-Behörden-Verleih (DRBV). In Anbetracht der Tatsache, daß der Deutsche nur gruppenweise vorkommt, daß diese Gruppen sich so lange spalten, bis sich die einzelnen Teile zu einem Reichsbund zusammenschließen;

daß es fernerhin die Hauptaufgabe dieser Reichsverbände ist, Tagungen, Kongresse, Jahresversammlungen und Verbandsfeste abzuhalten;

daß zu jeder dieser Tagungen die Anwesenheit der Spitzen der Behörden unerläßlich ist —:

macht es sich der DRBV zur Aufgabe, die bisher ziellos nebeneinanderlaufenden Verleihbestrebungen einheitlich zu organisieren, wie folgt:

Es stehen den Entleihern grundsätzlich nachstehende Garnituren zur Verfügung:

Spitzen der Kommunalbehörden	1,50 M. die Stunde			
" " Kreisbehörden	1,75	"	"	"
" " Landesbehörden	3,00	"	"	"
" " Reichsbehörden	4,80	"	"	"
Ministerialvertreter	5,10	"	"	"

Bei Abnahme größerer Posten legen wir zwei bis drei Parlamentarier der betr. Länder gratis bei. Bayerische Beamte 10% billiger.

Die Behördenspitzen werden in sachgemäßer Ausstattung geliefert:

Gediegener Gehrock,
schwarze Hose,
viereckige Schnürstiefel,
stachelhaarer Zylinder,
Stehkragen,
Brille.

Die Entleiher werden gebeten, unsere Leihobjekte pfleglich zu behandeln und sie in demselben Zustand zurückzuerstatten, wie man dieselben anzutreffen wünscht. Besoffene Exemplare werden nicht zurückgenommen.

Unser Verleih liefert im allgemeinen nur redende Spitzen; auf besonderen Wunsch geben wir auch plombierte Exemplare ab, doch kosten solche einen kleinen Zuschlag. Die von uns zu liefernde Spitze der Behörde hält an Ort und Stelle eine Ansprache, die so eingerichtet ist, daß sie keinesfalls anstößig wirkt; insbesondere ist eine Beleidigung von Monarchisten oder republikanisch Andersdenkenden ausgeschlossen. Die von den Spitzen zu haltenden Reden werden von uns vorher genau daraufhin begutachtet, daß nicht das geringste in ihnen gesagt ist.

Sämtliche Reden enthalten kürzere, allgemein verständliche Zitate aus unsern werten Klassikern (bis 1860).

Die Behördenspitzen haben Anspruch auf einen Ehrenplatz sowie auf polizeiliche Absperrung, damit sie dieselbe ungehindert passieren können. Die Spitzen sind tunlichst zu fotografieren und der bessern Unterscheidung halber mit einem weißen Kreuz auf dem Bauch zu versehen.

Wir hoffen, mit diesem Auszug aus unsern Betriebsvorschriften dem Deutschen Reich sowie seinem Verbandsleben einen unschätzbaren Dienst erwiesen zu haben.

Eine Störung des Verwaltungsbetriebes ist ausgeschlossen, da sich derselbe immer mehr von den Amtsstuben in die Kongreßsäle verzogen hat. Der Steuerzahler merkt auf diese Weise, daß die Behörden ihre vornehmste Aufgabe darin erblicken, bei festlichen Gelegenheiten von der Schaffung jener Schwierigkeiten abzusehen, für die sie ursprünglich gedacht sind. Wir sind jederzeit gern bereit, mit ersten Referenzen aufzuwarten. Letzte Engagements:

Unser Herr Kultusminister spielt im August:

6. Weimar. Jahrestagung der Damenschwimmriegen entschieden jüdischer Philatelisten.

12. Neu-Jannowitz. Jahrestagung des Bundes der Landwirte mit anschließendem Tänzchen und Steuerstreik.

19. Bitterfeld. Kongreß der katholischen Jungmädchenvereine zur Förderung der Bananenzucht in Oberbayern.

24. Berlin. Tagung der Deutschen Studentenschaft.

25. Berlin. Tagung der republikanischen Studenten.

Der Vorsitzende des Reichsausschusses für Deutsche Leibesübungen, Herr Staatssekretär August Lewald, ist für die nächsten zweieinhalb Jahre nicht mehr frei; doch kann in dringenden Fällen einer seiner Gehröcke verliehen werden.

Von dem Grundsatz, auf die diversen Tagungen nur Fachleute zu entsenden, sind wir abgekommen; wir lassen vielmehr die Spitzen hauptsächlich über das sprechen, wovon sie bestimmt nichts verstehen, also:

Herrn Stresemann über Musik;

Herrn Hilferding über Arzneikunde;

Herrn Groener über Schmieröl;

Herrn Breitscheid über auswärtige Politik

und alle über deutsche Kultur.

Indem wir Sie bitten, uns in Ihrem gefl. Bekanntenkreise empfehlen zu wollen,

zeichnen wir

hochachtungsvoll

Deutscher Reichs-Behörden-Verleih

Borowsky

Heck

MÄDCHEN AUS SAMOA

Ich bin ein Mädchen aus Samoa. Wir gingen
mit Schmuckketten und einem Schurz bekleidet,
die Tiere des Waldes haben uns um unsere Schönheit beneidet —
wir waren frei wie sie.

Dann aber sind die weißen Fremden in unser Land gekommen
und haben uns unsere Götter und unsere Felder fortgenommen —
was haben sie uns dafür gegeben?

Ihre Missionare gaben uns einen Aberglauben und Plappergebete;
ihre Kaufleute gaben uns Whisky, bedruckten Kattun und Eisengeräte —
seit wir es kennen, brauchen wir das.

Ihre Soldaten gaben uns eine neue Art, zu morden und zu henken;
ihre Männer gaben uns die Syphilis benebst einigen andern Geschenken —
das haben sie uns dafür gegeben!

In meinen tiefen Augen liegt noch die Schönheit unserer Allmutter Natur;
um meine Beine schlottert schon der Rock der Zivilisation — wartet nur:
noch bin ich halb.

Eines Tages aber werden wir alle die europäischen Gaben gegen die
Ausbeuter wenden,

Telegrafen und Automobile bedienen wir mit unsern braunen Händen;
eines Tages kämpfen wir, braune und gelbe Arbeiter für unser eigenes
Leben:

eines Tages werden die Kontinente sich ihre Freiheit geben —!

Denn *ein* Schrei geht durch die Welt, *eine* Sehnsucht —

aus schwer arbeitender Brust ein Gekeuch:

Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

HEIMWEH NACH DEN GROSSEN STÄDTEN

Manchmal, wenn ich der Ostsee den Rücken wende, der alten Frau,
sehe ich in das schwedische Land Schonen hinein, die Ostsee plätschert,
ich guck gar nicht hin. Denn wir sind verheiratet, seit . . . zig Jahren —
wir kennen uns, lieben uns, haben uns ganz leicht über, gehen mit-
unter ein bißchen auseinander, betrügen uns (ich sie mit der Nordsee,
sie mich mit der Literatur auf Hiddensee —) — vor mir liegt Schonen.
Ein hübsches Land; hier, wo ich sitze und meins in die Schreibmaschine
klappere, ist es leicht gewellt, gar nicht so «flach wie ein Eierkuchen . . .»
Manchmal wohnen da Menschen, aber es sind hierorts nicht viel; das
Badepublikum setzt sich aus 6 (sechs) Häuptern zusammen. Meinst du,
es wäre eine hübsche Frau dabei? Keine ist dabei. Aber so ist es immer.

Und ich gucke auf die Hügel, einer heißt «Kleiner Stein», einer heißt
«Steinkopf», wie soll man denn heißen, wenn man Hügel ist . . . Es gibt
fett zu essen, alles ist prächtig und gut, sogar über den rationierten
Alkohol wäre hinwegzukommen, wenn nur nicht einer den Schweden
etwas von Kaffee erzählt hätte. Das ist schier undenkbar, was sie damit
machen. Sie —

Geh mal raus, ich trau mich gar nicht, das laut zu sagen — sie —

Also: sie kochen den Kaffee, den lebendigen Kaffee kochen sie in Wasser! Als ich diese Prozedur zum ersten Male sah, erschrak ich bis ins innerste Gebein; sie kochten den Kaffee, wie man Aal kocht oder Wäsche, und ließen diese braune Sache eine Stunde lang auf dem Herd stehen. Dann kamen lebendige Menschen und tranken das, bitte, ich habe es selbst gesehen. Seitdem koche ich mir meinen Kaffee allein, aber die Bohnen müssen auf dem Meeresgrund gewachsen sein, es ist kein Kaffee . . . nun, lassen wir das.

Wenn aber der harte Abend über den schwarzen Bäumen verdämert, wenn das elektrische Licht rot glüht, wenn mein Nachtleben beginnt, das da heißt: Flaubert, Swift und was der Mensch so braucht, dann habe ich Sehnsucht, Sehnsucht nach den großen Städten. Da wühle ich ein bißchen in der Bücherkiste.

«London» liegt da; «London, Liebe zu einer Stadt» von Wolf Zucker (erschienen bei Williams u. Co., Berlin-Grunewald). Ein hübsches Buch.

Ich kenne London nicht; in unermeßlicher Faulheit bin ich noch niemals hingemacht, also erfüllt das Buch seine Aufgabe, einem Unbefangenen den Eindruck einer Stadt zu geben. Dies ist nun Zuckern seine erste große Stadt; der Autor, den ich für ein beachtliches journalistisches Talent halte, hat sich natürlich prompt in sie verliebt, aber das ist schön, man sieht dann nämlich mehr. Nicht alles: aber er hat genau das geschildert, was er von seinem Standpunkt aus sehen konnte, und er hat nicht dazu gelogen. Das verdient angemerkt zu werden.

Wahrscheinlich ist London tausendmal komplizierter, und wenn einer dort dreißig Jahre lebt, wird er vermutlich anfangen, die Stadt zu begreifen. Zucker gibt ein Mosaik kleiner Züge, die sich zu einem höchst bezaubernden Bild zusammensetzen; er zeigt vor allem etwas, das der Fremde am Engländer am wenigsten vermutet: die Gelockertheit des englischen Charakters, sagen wir: des Londoners —, das Natürliche, das Einfache, das Reibungslose. Durch das lesenswerte Buch geht eine reizende Melancholie, der Herr hätten sich in London einmal verlieben sollen, und das nicht nur in die Stadt; der Verfasser ist so schön allein mit sich und ganz London, und es glücken ihm oft subtile Formulierungen. (So, wenn er einmal von dem prachtvollen Jack Hylton sagt: «Dieses Singen, in dem es keine Arien und keine lauten Effektstellen gibt, das dahingesungen wird, einfach und doch unendlich abgeschattiert, wie das Klingen eines Kristalleuchters, der sich leise bewegt, weil im Nebenzimmer Musik gemacht wird, dieses Singen ist die Freude Londons.») Und wußten Sie, daß der Londoner Rundfunk in seinem Programm eine Musik angesetzt hat, nur für die Leute, die in den fotografischen Ateliers warten müssen? Ich wußte das nicht.

Das Buch Zuckers ist wie ein Präludium zu . . . ja, wozu? Das werden wir hoffentlich noch sehen. Ein hübsches Buch.

Ganz still ist es im Zimmer, still vor dem Haus, still in Schonen. Mein Trommelfell, auf dem so viel herumgetrommelt wird, ruht aus; die Luft schwingt nicht, kein Hund macht wuffwuff und baubau; keine Sängerin heult über den Tasten; mein Grammophon liegt bescheiden unter dem Bett und wedelt artig mit der Kurbel. Horch, die schöne Stille — —

Und dann liegt in der Bücherkiste eine Bilderbibel, die haben sie mir hierhergeschickt; die heißt *«Paris»*, ist erschienen im Albertus-Verlag zu Berlin und enthält über 250 Fotos jener einzigen Stadt. Und weil ich auf dem Boulevard des Italiens vor mich hinstolperte, sanft: «Schweden! Schweden!» murmelnd, blättere ich nun hier in diesem Buch und will, auch ohne die Unterschriften zu lesen, erkennen, was Herr Mario von Bucovich, der berliner Fotograf, da abgebildet hat. Er hats gut gemacht.

Das alte Paris ist leicht zu fangen — das neue Paris, das redende, lebendige Paris ist sehr schwer zu fassen. Anschaulich sind alle Bilder; *«malerisch»* leider einige; *pariserisch* die meisten, und verfehlt wohl keines.

Nun hat freilich jeder von uns *sein* Paris, das ist wahr — und worin das allemal besteht, wird schwer zu ergründen sein. Das Album ist sozusagen neutral — jeder kann sich sein Paris heraussuchen. Es ist alles da — und wenn mich der Herr Fotograf fragt, warum ich denn so ein Gesicht mache und was mir denn fehle, so kann ichs ihm nicht sagen. Immerhin kann man diese Stadt nun aufblättern, und Anhaltspunkte zur Erinnerung wird man nicht vermissen. Freilich: *«das»* — das kann man wohl nicht fotografieren.

Unter die Brücken hat er seinen Apparat gehalten, und Plätze hat er hergenommen und Spatzen und Versailles und immer wieder die Seine — und bei dieser Gelegenheit habe ich endlich gelernt, wie es im Schloß zu Fontainebleau aussieht, wo ich gewohnt habe. Aber wir alten Fontainebloher gehen nicht in das Schloß . . . und das erinnert mich daran, daß ich einmal einem alten Pariser den Eiffelturm gezeigt habe, er war noch nie oben gewesen, und vor lauter Freude kaufte er auf der Plattform eine Flasche Sekt, die ich brühwarm . . . die Erinnerung übermannt mich, lassen Sie mich einen Schluck Kaffee trinken. Und nun wird es noch schlimmer.

Ja, ich blättere das Album von vorn nach hinten durch, es ist ganz still in der Stube, eine Libellentänzerin schwirrt um die Lampe, und ich muß mich besorgt fragen, in welchem Tanzbund sie organisiert ist . . . ich blättere. Die Brücken sehe ich und die Place des Vosges, die ich anders sehe; und die großen Plätze am Louvre und Passy, und hier ist dies gewesen und da jenes, und ich rieche die graue Luft der Stadt und den Dunst und den scharfen Rauch — und die nassen Flächen auf dem glitschigen Asphalt sehe ich, man kann auch im Asphalt wurzeln.

Alles, alles kann man entbehren. Die Literatur: schwer; den Whisky: schon schwerer; Lisa, Musch, Mara, Margot: am schwersten. Aber eines kann unsereiner nicht entbehren:

die große Stadt, die abends die Lichter anzündet, die Stadt, wo man sich anonym in seine Bestandteile auflösen kann; wo so viele da sind, daß keiner mehr da ist, und wo zwar nichts wächst, aber wo es gekocht wird, alles miteinander. Schilt mir den Landmann nicht, er . . . ich weiß. Aber du, schilt mir die Städte nicht, die Chronometer der Zeit, Wasserstandsanzeiger und Dampfdruckmesser in einem. Schön ist es in Schweden; schön ist es auf dem Lande. Die Luft ist rein, mein Herz ist klein . . . Über ein kleines aber, und ich stehe auf dem Bahnhof, der Zug ruckt an, bald durchwühlen schwarze Zöllnerhände meine Koffer, und sie spielen: Europa, diese Herren aus der politischen Postkutschenzeit, und da sind die blauen Träger mit den Kappen, und ich bin zu Hause, zu Hause.

MIT EINEM ZUCHTHÄUSLER?

Der härteste Augenblick im deutschen Strafvollzug ist der, wo der Entlassene wieder vor dem Zuchthaus steht, dessen Tore sich langsam von innen geschlossen haben. Was nun —?

Nun beginnt entweder die Hetze durch die Polizeiorgane, die lächerliche Barbarei der Polizeiaufsicht, oder der Mann sucht sich Arbeit, er möchte arbeiten — es will ihn aber keiner.

Hier muß die Wahrheit gesagt werden:

Es ist nicht immer nur der Arbeitgeber, der den ehemaligen Zuchthäusler aus dem Büro jagt; es ist leider noch sehr oft der deutsche Arbeiter, der sich weigert, «mit einem Zuchthäusler» zusammenzuarbeiten. Der Arbeiter begeht hier ein schweres Unrecht.

Deutsche Richter und solche, die es werden wollen, sind geneigt, dieses kleinbürgerliche Schlagwort vom «ehemaligen Zuchthäusler» auf das Konto: «natürliches Rechtsempfinden des Volkes» zu buchen, ein Posten, auf den sie sonst herzlich wenig Rücksicht nehmen. Hier tun sie es nur, weil ihnen das Schlagwort schmeichelt. Der Arbeiter überlege. Daß jemand gänzlich unschuldig ins Zuchthaus kommt, gehört auch in Deutschland, dessen Strafjustiz auf einer verhältnismäßig niedrigen Stufe steht, zu den Ausnahmen. Geschieht es einmal, so ist fast immer damit zu rechnen, daß die richterliche Clique den von ihr begangenen Fehler zu vertuschen und darauf hinzuwirken sucht, daß der so schwer Getroffene nicht anständig entschädigt wird; wie sie überhaupt bemüht ist, von einer Verantwortung abzurücken, die sie, vom Assessor bis zum Reichsgerichtspräsidenten, ununterbrochen im Munde führt. Ja, die Unabsetzbaren halten es sogar für völlig in der

Ordnung, daß ein Staatsanwalt, der bei einem Justizmord mitgewirkt hat, wiederum bei einem Mordprozeß und wiederum mit behaupteten Indizien mitwirken darf. Daß keine Bestrafung der an einem Justizverbrechen Schuldigen eintritt, bedarf keiner Erwähnung.

Unschuldige im Zuchthaus aber gehören zu den Ausnahmen. Ganz etwas anderes ist es schon mit der Verhängung der Zuchthausstrafe an Stelle einer Gefängnisstrafe. Die Strafrahen lassen dem Richter, der bei seiner jetzigen Vorbildung und Personalauswahl keine Eignung für sein Amt besitzt, sehr viel Freiheit; es ist bekannt, daß zum Beispiel vorbestrafte Taschendiebe ihre fremde Staatsangehörigkeit sehr oft mit Zuchthaus büßen, denn die Hirne der Richter treiben in solchen Prozessen sonderbare Blasen von Nationalstolz.

Nach welchen Gesichtspunkten die Dauer der Zuchthausstrafe bestimmt wird, würfelt man sich am besten aus; die wenigsten deutschen Richter ahnen auch nur, was sie da verhängen. Den Unterschied zwischen zwei und zweieinhalb Jahren Zuchthaus macht sich auch nicht der Tausendste unter ihnen klar.

Setzen wir nun den Fall, daß ein zu recht Verurteilter wegen einer gesellschaftsschädlichen Handlung eine Zuchthausstrafe verbüßt hat. Seine Schuld, nehmen wir an, verteile sich gleichermaßen auf das soziale Milieu, dessen Opfer er ist, und auf seine biologischen Anlagen, die er nun einmal zu vertreten hat. Wenn dieser Mann aus dem Zuchthaus herauskommt, wird er in fünfundneunzig von hundert Fällen überhaupt keine Arbeit bekommen, oder aber sie wird ihm unter derartig entwürdigenden Umständen gegeben, daß sich sein bißchen Stolz eines Tages dagegen auflehnt; dann wirft er sie hin, wird arbeitslos und beginnt seinen Paragraphenweg von vorn. Soweit der Arbeitskollege, der Angestellte oder der Arbeiter daran schuld sind, begehen sie einen schweren Denkfehler.

Man kann von einer kleinbürgerlich erzogenen Verkäuferin nicht verlangen, daß sie über Strafe, Strafvollzug, Schuld und Sühne in einem kapitalistisch organisierten Staat hinreichend aufgeklärt ist; man kann es von einem sozial geschulten Angestellten, von einem gewerkschaftlich organisierten Arbeiter wohl verlangen.

Bei denen ist aber das kleinbürgerliche Ressentiment ungeheuer groß. Den «ehemaligen Zuchthäusler» umgibt das Grauen, genährt von der Schule, dem kirchlichen Unterricht, schlechter Literatur und halbdunkeln Vorstellungen vom Klirren der Ketten, Ratten in Zellen und dem Gedanken, durch einen aktenmäßig aufgezeichneten Spruch verkleideter Funktionäre verwandele sich ein Mensch, der Böses getan hat, in einen bösen Menschen. Sie stoßen den Entlassenen ab; alte Vorstellungen von infamierten Personen tauchen vage auf: so wenig ein biederer Zunftmeister des Mittelalters mit dem Schinder an einem Tisch getrunken hätte, so wenig wollen sie mit dem Zuchthäusler zu tun haben.

Wer einen Menschen die eben verbüßte Strafe noch einmal verbüßen läßt, der demütigt ihn. Mit welchem Recht stößt er ihn ab? Wenn es sich nicht um ganz schwere Fälle handelt, was immerhin nachzuprüfen ist, so spricht nichts, aber auch gar nichts dafür, daß der Zuchthäusler auch nur im kleinen Fingernagel schlimmer sei als irgendein Proletarier, der säuft, arbeitsscheu ist und nur eben bisher von der letzten Konsequenz, ein Verbrechen zu begehen, aus irgendwelchen Gründen zurückgeschreckt ist. Der Zuchthäusler ist gedemütigt, in seinem Stolz tausendmal zerschlagen, durch die fürchterliche Sexualnot langer Jahre zermürbt, sie haben ihm zehnmal am Tage das Rückgrat gebrochen; man braucht nur zu sehn, wie dieser Staat, der soviel Geld für seine Reichswehr, für seine Gasfabriken und für seine Verwaltungskindereien übrig hat, die Gefangenenerwärter bezahlt, aus welchen Kreisen sich die rekrutieren und welche Bildung und Vorbildung sie haben . . . man braucht nur einen Blick in diese Muffhöhle zu tun, um zu verstehen, was es heißt, deren Opfer zu sein. Es gibt schlimmeres als körperliche Prügel.

Und das ist die zweite schwere Schuld der arbeitenden Kleinbürger: sie zerstören durch ihre Intoleranz seelische Werte, die man nutzbar machen könnte.

Sicherlich geht es manchmal schief. Es ist durchaus möglich, daß der unvorbestrafte Steinhauer Schulze die Arbeitsbude in Brand steckt und den Vorarbeiter erschlägt; die Chance, daß der «ehemalige Zuchthäusler» es tut, ist fast immer viel kleiner als man gemeinhin denkt.

Die oft geübte Praxis, entlassene Strafgefangene überhaupt nicht oder als zweitklassige Menschen zu beschäftigen, ist grausam, unsozial und falsch.

«Also sollen die ehemaligen Zuchthäusler genau so behandelt werden, wie alle andern Arbeiter und Angestellten auch — ja, wozu führt man sich denn dann sein ganzes Leben lang gut —?»

Nicht, um eine Schicht Menschen als Gehsteig unter sich zu haben. Ein allgemeines Urteil aus der Tatsache einer Verurteilung zu Zuchthaus herzuleiten, ist unmöglich. So, wie bei uns geurteilt und verurteilt wird: aus Denkfaulheit, aus Trägheit des Herzens, aus Routine, aus Ehrgeiz, aus Karrieresucht und aus Überheblichkeit . . ., es ist nicht angängig, alle aus dem Zuchthaus Entlassenen nur nach einer und noch dazu nach einer falschen Schablone zu beurteilen. Einen wegen Defraudation Verurteilten wird man nicht noch einmal als Bankkassierer anstellen — obgleich die analogen Fälle in der deutschen Politik durchaus zu andern Ergebnissen führen und geschlagene Heerführer und erfolglose Politiker hierzulande nicht unterzugehen brauchen; einen Lehrer, der sich an Kindern vergangen hat, wird man nicht noch einmal als Lehrer anstellen — das ist gewiß. Aber niemand hat das moralische oder soziale Recht, einen Menschen Zeit seines Lebens zu

brandmarken, weil er im Zuchthaus gegessen hat. Das ist eine Unterschätzung des Mitmenschen und eine Überschätzung des Richterspruchs.

Die KPD, die die Kleinbürgerlichkeit der Gewerkschaften klar erkannt hat, sie aber nicht immer richtig bekämpft, hat hier ein weites Feld. Hier ist durch vernünftige Aufklärung viel zu tun und manches zu erreichen. Nicht aus Sentimentalität. Sondern um eine Unmenschlichkeit zu bekämpfen, die tief in der Menschenseele liegt und die sich als Sachlichkeit oder Empfindsamkeit gibt, aber tödlich trifft. Der Russe nennt den Verbrecher «den Armen». Der Deutsche nennt ihn «vorbestraft» und radebrecht gern das Rackerlatein der Unabsetzbaren, um zu zeigen, daß auch er ein Fachmann sei. Man sollte diesen Richtern den Rücken kehren und sein Herz jenen entlassenen Strafgefangenen zuwenden, die es wert sind.

SCHIFFSTAUFE

Erst haben sie alle Nein gesagt,
dann haben sie alle Ja gesagt —
jetzt ist das Ding bewilligt.
Die Reichswehr treibt nun Wassersport,
und kriegt für unser Geld hinfort
einen Torfkahn zugebilligt.
Wie soll er denn heißen?

Ein Kriegsschiff ist das eigentlich nicht.
Sie sollen nur bei «Luken dicht!»
die Knochen zusammenreißen.
Denn dieser stählerne Kahn für Torf
ist eigentlich — ja, was für ein Dorf . . . ?
Wie soll er denn heißen —?

Weil hoffentlich zu hoffen steht,
daß dieses Schiff vom Stapel geht,
bevor wir alle tot sind;
und weil Matrosen, die so viel
für uns getan dereinst in Kiel
blaue Hosen tragen, die rot sind —:

Deshalb zerschelle ich an der Seite des Feldkaplanes
eine Flasche Sekt am Bug dieses Kahnes
und taufe ihn
voll Disziplin:

Panzerkreuzer Potemkin.

O YOU MY SWEET EVENING STAR!

Kaufen Sie sich, lieber Emil Ludwig, Columbia Nummer 14 002, gucken Sie nicht aufs Etikett und lassen Sie die Platte auf dem kostbaren Grammophon laufen, das Ihnen unser Verleger Rowohlt in einem Anfall von Cäsarenwahn geschenkt hat, wie ich hoffe. Folgendes wird sich dann begeben:

Da spielt einer Wagner, und zwar das schöne Lied von dem Herrn Abendstern. Aber wie spielt er es? Auf die einzig mögliche Weise, in der man es noch spielen kann, nämlich als Jazz. Lieber Emil Ludwig, es ist ganz großartig.

Auf einmal ist alles nicht mehr wahr: die Eierkuchensentimentalität nicht und nicht jene butterweiche Rührsamkeit, mit der dieses Gedudel angemacht ist; fort ist das Pathos aus Sachsen und der trutzge Krach, der sich als Rassenstolz ausgegeben hat (eine der Kriegsursachen); geblieben ist etwas andres. Geblieben ist eine luftige, lustige und nette Melodie, von der man nur wünschen könnte, der Meister hätte sie so geschrieben, wie sie da gespielt wird: unerbittlich rhythmisch wie eine Nähmaschine und sehr hopp-hopp. Wie da zum Beispiel der Refrain des schönen Couplets

Ja, unterm holden Abendstern,
da hätt ich sie wohl gar zu gern —

wie diese Zeilen als Tanzakte erklingen, das ist fürwahr ganz wunderbar. Es gibt eine unwiderlegbare Probe für den Wert dieser Umgestaltung: man hört das wackere Lied fortab nur noch im neuen Rhythmus, mit den eingelegten Pausen, hängend am stählernen Tau des Viervierteltaktes. Da ist nichts mehr zu retten, so hätte es gleich erklingen sollen; die Parodie rückt das Werk des großen Sachsen erst richtig zurecht, hier ist die wahre Gestalt, und Parodie war nur das Original.

Sehen Sie, auf der Rückseite der Platte haben sie dasselbe mit Chopin gemacht, und da gehts nicht. Selbst Pachmann auf Electrola kann nicht mehr retten, was an dem veraltet ist, aus vergilbten Tasten steigt ein schwacher Lavendelgeruch auf — und doch ist diese Chopin-Platte verzerrt und nur ein amüsanter Kunststück. Unsterblich klingt der Walzer-Rhythmus durch das Gehämmer, das als Spaß grade noch zu ertragen ist.

Bei Wagnern aber enthüllt es ein ganzes Opus. Es ist viel mehr als ein Offenbachscher Ulk —: es ist die Selbstsicherheit einer neuen klaren Zeit, unbeweglicher Hohn auf die Pendant-Ideale eines gutbürgerlichen Vertikos aus dem Jahre 1891 oder eines Landgerichtsdirektors aus dem Jahre 1931 und die pfeifende Lebensfreude einer Kraft, die Notung, das neidige Schwert, in Serien bei Armstrong, Krupp und Schneider-Creusot in Auftrag gegeben hat. Viel Vergnügen —!

WO KOMMEN DIE LÖCHER IM KÄSE HER—?

Das Werk zwingt schon durch die Gelehrsamkeit, die in ihm verkocht erscheint, Bewunderung ab, besonders einem Leser wie mir, dessen Bildung an Emmentaler Käse erinnert, indem sie wie dieser größtenteils aus Lücken besteht. Alfred Polgar

Wenn abends wirklich einmal Gesellschaft ist, bekommen die Kinder vorher zu essen. Kinder brauchen nicht alles zu hören, was Erwachsene sprechen, und es schickt sich auch nicht, und billiger ist es auch. Es gibt belegte Brote; Mama nascht ein bißchen mit, Papa ist noch nicht da.

«Mama, Sonja hat gesagt, sie kann schon rauchen — sie kann doch noch gar nicht rauchen!» — «Du sollst bei Tisch nicht reden.» — «Mama, guck mal die Löcher in dem Käse!» — Zwei Kinderstimmen, gleichzeitig: «Tobby ist aber dumm! Im Käse sind doch immer Löcher!» Eine weinerliche Jungenstimme: «*Na ja* — aber warum? Mama! *Wo kommen die Löcher im Käse her?*» — «Du sollst bei Tisch nicht reden!» — «Ich möchte aber doch wissen, wo die Löcher im Käse herkommen!» — Pause. Mama: «Die Löcher... also ein Käse hat immer Löcher, da haben die Mädchen ganz recht!... ein Käse hat eben immer Löcher.» — «Mama! Aber dieser Käse hat doch keine Löcher! Warum hat der keine Löcher? Warum hat der Löcher?» — «Jetzt schweig und iß. Ich hab dir schon hundertmal gesagt, du sollst bei Tisch nicht reden! Iß!» — «Bwww —! Ich möchte aber wissen, wo die Löcher im Käse... aua, schubs doch nicht immer...!» Geschrei. Eintritt Papa.

«Was ist denn hier los? Gun Ahmt!» — «Ach, der Junge ist wieder ungezogen!» — «Ich bin gah nich ungezogen! Ich will nur wissen, wo die Löcher im Käse herkommen. Der Käse da hat Löcher, und der hat keine —!» Papa: «Na, deswegen brauchst du doch nicht so zu brüllen! Mama wird dir das erklären!» — Mama: «Jetzt gib du dem Jungen noch recht! Bei Tisch hat er zu essen und nicht zu reden!» — Papa: «Wenn ein Kind was fragt, kann man ihm das schließlich erklären! Finde ich.» — Mama: «Toujours en présence des enfants! Wenn ich es für richtig finde, ihm das zu erklären, werde ich ihm das schon erklären. Nu iß!» — «Papa, wo doch aber die Löcher im Käse herkommen, möchte ich doch aber wissen!» — Papa: «Also, die Löcher im Käse, das ist bei der Fabrikation; Käse macht man aus Butter und aus Milch, da wird er gegoren, und da wird er feucht; in der Schweiz machen sie das sehr schön — wenn du groß bist, darfst du auch mal mit in die Schweiz, da sind so hohe Berge, da liegt ewiger Schnee darauf — das ist

schön, was?» — «Ja. Aber Papa, wo kommen denn die Löcher im Käse her?» — «Ich habs dir doch eben erklärt: die kommen, wenn man ihn herstellt, wenn man ihn macht.» — «Ja, aber... wie kommen denn die da rein, die Löcher?» — «Junge, jetzt löcher mich nicht mit deinen Löchern und geh zu Bett! Marsch! Es ist spät!» — «Nein! Papa! Noch nicht! Erklär mir doch erst, wie die Löcher im Käse...» Bumm. Katzenkopf. Ungeheuerliches Gebrüll. Klingel.

Onkel Adolf. «Guten Abend! Guten Abend, Margot — 'n Ahmt — na, wie gehts? Was machen die Kinder? Tobby, was schreist du denn so?» — «Ich will wissen...» — «Sei still...!» — «Er will wissen...» — «Also jetzt bring den Jungen ins Bett und laß mich mit den Dummheiten in Ruhe! Komm, Adolf, wir gehen solange ins Herrenzimmer; hier wird gedeckt!» — Onkel Adolf: «Gute Nacht! Gute Nacht! Alter Schreihals! Nu hör doch bloß mal...! Was hat er denn?» — «Margot wird mit ihm nicht fertig — er will wissen, wo die Löcher im Käse herkommen, und sie hats ihm nicht erklärt.» — «Hast du ihm denn erklärt?» — «Natürlich hab ichs ihm erklärt.» — «Danke, ich rauch jetzt nicht — sage mal, weißt *du* denn, wo die Löcher herkommen?» — «Na, das ist aber eine komische Frage! Natürlich weiß ich, wo die Löcher im Käse herkommen! Die entstehen bei der Fabrikation durch die Feuchtigkeit... das ist doch ganz einfach!» — «Na, mein Lieber... da hast du dem Jungen aber ein schönes Zeugs erklärt! Das ist doch überhaupt keine Erklärung!» — «Na, nimm mirs nicht übel — du bist aber komisch! Kannst du mir denn erklären, wo die Löcher im Käse herkommen?» — «Gott sei Dank kann ich das.» — «Also bitte.»

«Also, die Löcher im Käse entstehen durch das sogenannte Kasein, was in dem Käse drin ist.» — «Das ist doch Quatsch.» — «Das ist kein Quatsch.» — «Das ist wohl Quatsch; denn mit dem Kasein hat das überhaupt nichts zu... gun Ahmt, Martha, gun Ahmt, Oskar... bitte, nehmt Platz. Wie gehts?... überhaupt nichts zu tun!»

«Was streitet ihr euch denn da rum?» — Papa: «Nu bitt ich dich um alles in der Welt; Oskar! du hast doch studiert und bist Rechtsanwalt: haben die Löcher im Käse irgend etwas mit Kasein zu tun?» — Oskar: «Nein. Die Käse im Löcher... ich wollte sagen: die Löcher im Käse rühren daher... also die kommen daher, daß sich der Käse durch die Wärme bei der Gärung zu schnell ausdehnt!» Hohngelächter der plötzlich verbündeten reisigen Helden Papa und Onkel Adolf. «Haha! Hahaha! Na, das ist eine ulkige Erklärung! Der Käse dehnt sich aus! Hast du das gehört? Haha...!»

Eintritt Onkel Siegismund, Tante Jenny, Dr. Guggenheimer und Direktor Flackeland. Großes «Guten Abend! Guten Abend! —... gehts?... unterhalten uns gerade... sogar riesig komisch... ausgerechnet Löcher im Käse!... es wird gleich gegessen... also bitte, dann erkläre du —!»

Onkel Siegismund: «Also — die Löcher im Käse kommen daher, daß sich der Käse bei der Gärung vor Kälte zusammenzieht!» Anschwellendes Rhabarber, Rumor, dann großer Ausbruch mit voll besetztem Orchester: «Haha! Vor Kälte! Hast du schon mal kalten Käse gegessen? Gut, daß Sie keinen Käse machen, Herr Apolant! Vor Kälte! Hähä!» — Onkel Siegismund beleidigt ab in die Ecke.

Dr. Guggenheimer: «Bevor man diese Frage entscheiden kann, müssen Sie mir erst mal sagen, um welchen Käse es sich überhaupt handelt. Das kommt nämlich auf den Käse an!» Mama: «Um Emmentaler! Wir haben ihn gestern gekauft... Martha, ich kauf jetzt immer bei Danzel, mit Mischewski bin ich nicht mehr so zufrieden, er hat uns neulich Rosinen nach oben geschickt, die waren ganz...» Dr. Guggenheimer: «Also, wenn es Emmentaler war, dann ist die Sache ganz einfach. Emmentaler hat Löcher, weil er ein Hartkäse ist. Alle Hartkäse haben Löcher.»

Direktor Flackeland: «Meine Herren, da muß wohl wieder mal ein Mann des praktischen Lebens kommen... die Herren sind ja größtenteils Akademiker...» (Niemand widerspricht.) «Also, die Löcher im Käse sind Zerfallsprodukte beim Gärungsprozeß. Ja. Der... der Käse zerfällt, eben... weil der Käse...» Alle Daumen sind nach unten gerichtet, das Volk steht auf, der Sturm bricht los. «Pö! Das weiß ich auch! Mit chemischen Formeln ist die Sache nicht gemacht!» Eine hohe Stimme: «Habt ihr denn kein Lexikon —?»

Sturm auf die Bibliothek. Heyse, Schiller, Goethe, Bölsche, Thomas Mann, ein altes Poesiealbum — wo ist denn... richtig!

GROBKALK BIS KERBTIERE

Kanzel, Kapital, Kapitalertragssteuer, Karbatsche, Kartätsche, Karwoche, Käse —! «Laß mich mal! Geh mal weg! Pardon! Also:

«Die blasige Beschaffenheit mancher Käsesorten rührt her von einer Kohlensäureentwicklung aus dem Zucker der eingeschlossenen Molke.» Alle, unisono: «Hast es. Was hab ich gesagt?»... «eingeschlossenen Molke und ist...» wo geht denn das weiter? Margot, hast du hier eine Seite aus dem Lexikon rausgeschnitten? Na, das ist doch unerhört — wer war hier am Bücherschrank? Sind die Kinder...? Warum schließt du denn den Bücherschrank nicht ab?» — «Warum schließt du den Bücherschrank nicht ab ist gut — hundertmal hab ich dir gesagt, schließ du ihn ab —» — «Nu laßt doch mal: also wie war das? Ihre Erklärung war falsch. Meine Erklärung war richtig.» — «Sie haben gesagt, der Käse kühlt sich ab!» — «Sie haben gesagt, der Käse kühlt sich ab — ich hab gesagt, daß sich der Käse erhitzt!» — «Na also, dann haben Sie doch nichts von der kohlensauren Zuckermolke gesagt, wie da drinsteht!» — «Was du gesagt hast, war überhaupt Blödsinn!» — «Was verstehst du von Käse? Du kannst ja nicht mal Bolles Ziegenkäse von einem alten Holländer unterscheiden!» — «Ich hab vielleicht

mehr alten Holländer in meinem Leben gegessen wie du!» — «Spuck nicht, wenn du mit mir sprichst!» Nun reden alle mit einemmal.

Man hört:

— «Betrag dich gefälligst anständig, wenn du bei mir zu Gast bist . . .!» — «saurige Beschaffenheit der Muckerzölke . . .» — «mir überhaupt keine Vorschriften zu machen!» . . . «Bei Schweizer Käse — ja! Bei Emmentaler Käse — nein! . . .» — «Du bist hier nicht bei dir zu Hause! hier sind anständige Leute . . .» — «Wo denn —?» — «Das nimmst du zurück! Das nimmst du sofort zurück! Ich lasse nicht in meinem Hause meine Gäste beleidigen — ich lasse in meinem Hause meine Gäste nicht beleidigen! Du gehst mir sofort aus dem Haus!» — «Ich bin froh, wenn ich raus bin — deinen Fraß brauche ich nicht!» — «Du betrittst mir nicht mehr meine Schwelle!» — «Meine Herren, aber das ist doch . . .!» — «Sie halten überhaupt den Mund — Sie gehören nicht zur Familie! . . .» — «Na, das *hab* ich noch nicht gefrühstückt!» — «Ich als Kaufmann . . .!» — «Nu hören Sie doch mal zu: Wir hatten im Kriege einen Käse —» — «Das war keine Versöhnung! Es ist mir ganz egal, und wenn du platzt: Ihr habt uns betrogen, und wenn ich mal sterbe, betrittst du nicht mein Haus!» — «Erbschleicher!» — «Hast du das —!» — «Und ich sag es ganz laut, damit es alle hören: Erbschleicher! So! Und nu geh hin und verklag mich!» — «Lümmel! Ein ganz fauler Lümmel, kein Wunder bei dem Vater!» — «Und deine? Wer ist denn deine? Wo hast du denn deine Frau her?» — «Raus! Lümmel!» — «Wo ist mein Hut? In so einem Hause muß man ja auf seine Sachen aufpassen!» — «Das wird noch ein juristisches Nachspiel haben! Lümmel! . . .» — «Sie mir auch —!»

In der Türöffnung erscheint Emma, aus Gumbinnen, und spricht: «Jnädje Frau, es is anjerichtet —!»

4 Privatbeleidigungsklagen. 2 umgestoßene Testamente. 1 aufgelöster Sozjusvertrag. 3 gekündigte Hypotheken. 3 Klagen um bewegliche Vermögensobjekte: ein gemeinsames Theaterabonnement, einen Schaukelstuhl, ein elektrisch heizbares Bidet. 1 Räumungsklage des Wirts.

Auf dem Schauplatz bleiben zurück ein trauriger Emmentaler und ein kleiner Junge, der die dicken Arme zum Himmel hebt und, den Kosmos anklagend, weithinhallend ruft:

«Mama! Wo kommen die Löcher im Käse her —?»

GESANG DER ENGLISCHEN CHORKNABEN

Ehre sei Gott in der Hö-hö-he!

Wer hat die Wanzen und Flö-hö-he?

Die Armen,
die Armen —

Oh, habet Erbarmen!

Die Reichen
die Reichen

die brauchen das nicht;
sie liegen auf weichen,
weichen Kissen im Licht
oder bei ihren Damen —
Amen.

Ehre sei Gott in der ersten Etage!

Courage! Courage!

Macht eure Fabrik auch mal Plei-hei-te,
die Kirche, die steht euch zur Sei-hei-te
und gibt euch stets das Geleite:

sie beugt dem Proleten den Rücken krumm
und hält ihn sein ganzes Leben lang dumm,
und segnet den Staat und seine Soldaten,
die Unternehmer und Potentaten
und segnet überhaupt jede Schweinerei
und ist allemal dabei.

Jeder lebe in seinem Rahmen:

unten die Arbeitsamen

und oben die mit den Börseneinnahmen —
Amen.

Ehre den Gott der herrschenden Klassen!

Wir zähmen die Massen!

Wir lassen sie beten,

wenn sie getreten;

wir lassen sie singen,

wenn sie vor Hunger zerspringen;

wir lassen sie knien:

Wir wollen den Proletarier erziehn

zu einem geduldigen

unschuldigen

Arbeitstier —

I-A! I-A!

Hallelujah!

Oh, tut doch nimmer im Beten erlahmen!
 und höret auf der Kirche Reklamen —
 jedes Ding, das ihr schiebt, schiebt ihr in IHREM Namen
 Amen!

GRIMMS MÄRCHEN

Deutschland, die verfolgende Unschuld.
 Karl Kraus

Zu den Bibeln des Deutschtums, wo es am knastrigsten ist, gehört auch ein dicker Wälzer, *«Volk ohne Raum»* von Hans Grimm. Der Mann hat in Deutsch-Südwest gelebt und hat vor dem Kriege einige beachtliche Novellen veröffentlicht. (*«Der Gang durch den Sand»*; alle seine Arbeiten sind bei Albert Langen in München erschienen.) Nach dem Kriege aber fuhr es in ihn; wie alle Deutschen ein schlechter Verlierer, kochte er die erlittene Niederlage metaphysisch auf und tat an der vorhandenen Überbevölkerung des deutschen Landes und vermittels eines mäßigen Romans dar, daß Deutschland wiederum Kolonien brauche. Stil und Poesie erinnern etwa an den Pastor Frenssen — die gleiche dilettantische Innigkeit, die da glaubt, wenn der Schreiber ergriffen sei, müsse es auch der Leser sein, die gleiche protestantische Provinziallyrik mit Hummelgesumm und Waldesrauschen, die zwar Naturverbundenheit aufweist, von der Seele der Natur aber nur so viel weiß, wie aus dem bürgerlichen Grundbuch hervorgeht. Es ist so recht ein prächtiges Ferienbuch für unsre Landgerichtsdirektoren.

Anzumerken, daß Hans Grimm ein im tiefsten Kern anständiger Mann ist; die üble Ausnutzung, die der Roman durch deutsch-nationale Annexions-Politiker erfahren hat, mag ihm selber nicht sehr behaglich sein, wir werden das gleich sehen.

«Die dreizehn Briefe aus Deutsch-Südwest-Afrika» sind die Frucht eines Nachkriegs-Besuchs, den Grimm der ehemaligen deutschen Kolonie, die er immer noch, wie alle seine Freunde, mit ihrem falschen Namen benennt, gemacht hat. Was hat er uns zu vermelden?

Deutschland hat seine ehemaligen Kolonien durch den Vertrag von Versailles eingebüßt, darunter auch Deutsch-Südwest. Dieses Gebiet fiel an keine einzelne Nation unter den Siegern, sondern es wurde Mandatsgebiet des Völkerbundes. Der Völkerbund vertraute die Verwaltung des Landes der benachbarten Südafrikanischen Union an, die 1909 aus dem Burenkrieg hervorgegangen ist, die Union stellte den Landpfleger, der seinerseits dem Völkerbund für seine Verwaltung Rechenschaft ablegen muß. Der Mandatsverwalter hat auf Grund des Friedensvertrages das Recht, die deutschen ehemaligen Kolonisten des

Landes zu verweisen; eine Entschädigung dieser Leute sollte durch Deutschland erfolgen. Im Jahre 1924 wurde durch das londoner Abkommen bestimmt, daß alle Deutschen, die vor einem bestimmten Stichtag im Lande waren, die Untertanenschaft der Union erhalten sollten, wenn sie nicht ausdrücklich darauf verzichteten. Nach dem Stichtag erhalten Zugewanderte die vollen politischen Rechte des Landes nur, wenn sie die Verleihung der britischen Untertanenschaft bei Verlust der deutschen beantragten, nach fünf Jahren können sie dann volle Bürger werden.

Grimm klagt nun, hier werde ein großer Betrug verübt. Das ehemalige Deutsch-Südwest sei in Wahrheit gar kein rechtes Mandatsland mehr, sondern durch die gesetzlichen Schiebungen der Union sei es im besten Zuge, von der Union verschluckt und damit englisch zu werden oder doch unter englischen Einfluß zu kommen. Im übrigen trete man die Rechte der dort ansässigen Deutschen mit Füßen und quäle sie durch Nichtanerkennung der deutschen Sprache und nicht sehr freundliche Behandlung. Die Deutschen, fügt Grimm hinzu, beugten sich diesem Regime, indem sie unterkröchen, von Hause aus hätten sie keine Unterstützung. Dies ist die Lage.

Unsre erste Frage: was geht das Grimm eigentlich an? Ist das Land noch deutsch?

Darauf antwortet er: Nein, deutsch sei es nicht, aber die Deutschen hätten es dem Handel erschlossen, was richtig ist, und es gebe, was noch richtiger ist, einen Eigentumsbegriff, der durch Arbeit und durch Verbesserung des Objekts entsteht. Liebe und Interesse der Deutschen, die so viel Schweiß und Blut für das Land aufgebracht hätten, seien also verständlich.

Weil hier aber kein Bierfilz-Kolonialpolitiker spricht, sondern ein sauberer, aufrechter Mann, verlohnt es, diese typisch deutsche Anschauung über das, was Kolonien eigentlich sind und sein sollen, zu betrachten.

Zunächst ist merkwürdig, zu sehen, wie schlecht diese Teutschen schreiben. Ich will gar nicht von dem wahrhaft Morgensternschen Satz reden: «Der Vogel, der im Volksmunde Pfefferfresser und in Wirklichkeit nach seinem Rufe tok, tok, tok Tokan heißt» — dieses «in Wirklichkeit» hätte der alte Mauthner erleben sollen. Es sind auch nicht jene Schachtelsätze, die man nur mit allen zehn Fingern lesen kann, auf jeweils einen Nebensatz einen Finger haltend, um den Faden nicht zu verlieren; nicht allein solche Flüchtigkeiten wie: «aber die Begegnungen sind nicht fertig», was besagen will, daß der Autor sie noch nicht alle aufgezählt hat; ein Ort wird der «am meisten geschichtliche» genannt — das mag vielleicht in einer Tages-Broschüre hingehen, obgleich ein guter Schriftsteller immer gut schreiben sollte. Nein, das allein ist es nicht. Es ist jener seltsame und ekle Stil, den man etwa

mit «Grammatik in Latschen» umschreiben könnte, ein Stil, der den Leser gewissermaßen in die Seiten pufft: du weißt schon, wie ichs mene, ich brauche mich nicht so exakt auszudrücken. Traulich duftet es nach süßem Tabak; wann sich Pappa zum letzten Mal die Füße gewaschen hat, steht noch sehr dahin, die Frauen haben viel Gemüt und wenig Bidet, und im Garten blühen Himbeern, Kirschbäume und die deutsche Seele. So ein Stil ist das.

Helmspitzen blitzen in dieser Wüste auf — um im Bilde zu bleiben, denn Bilder, Vergleiche und Terminologie dieser Schriftsteller haben weniger die deutschen Klassiker, als die Klassiker der Armee-Lügen, die Heeresberichte, zum Vorbild. Da stehen ununterbrochen Deutsche an vorderster «Frontstelle», da gibt es auch noch «Miesmacher» — kurz, sie halten, wie die leeren Pferde-Droschken, die keiner mehr nehmen will, allesamt an der Ecke 1914.

Was an der Sache auffällt, ist eine unerträgliche Vermanschung von Lyrik und Geschäft, von Handelsinteressen und gehobenem Patriotismus, von höher klopfenden Herzen und Nationalwirtschaft. Das ist grausig. Im Grunde sind ja alle Menschen immer Marxisten und niemals etwas andres gewesen — es fragt sich nur, ob sie den Mut haben, es sich einzugestehen oder ob sie ihre Konten mit Gefühlen drapieren, die je nach der herrschenden Mode ein Kreuz oder die noch heiligeren Flaggen ihrer Länder tragen. Grimm drapiert nicht — er macht seine Rechnungen auf schwarz-weiß-rotem Papier auf. Denn wozu brauchen wir Kolonien?

Des Landwertes wegen? «Das Land ist immer noch ein armes Land; wären im Jahre 1908 in der Küstenwüste bei Lüderitzbucht nicht die Diamanten entdeckt worden, so vermöchte es bis auf diesen Tag die Kosten einer bürgerlichen Verwaltung und bürgerlichen Lebens aus eignen Mitteln nicht zu bestreiten . . . Das Land ist arm wegen der Unsicherheit und Kärghlichkeit der Regenfälle . . .» Wir brauchen Kolonien.

Für die Ausfuhr? «Sie haben wahrscheinlich recht mit Ihrer Behauptung: Bekämen wir das alte Kolonialreich, wie es war, wieder, es wäre nur eine Nothilfe mit vielen andern Verwicklungen, und vor dem Kriege habe die Ausfuhr nach dem alten Kolonialreich nur etwa 1,5 Prozent betragen.» Wozu brauchen wir Kolonien?

Für die deutsche Überproduktion an Menschen, da doch Deutschland nicht ausreicht? Deutschland hat seine Bebauungsfläche noch niemals richtig ausgenutzt, weil erstens die deutsche Landwirtschaft von den Schutzzöllen so geschützt wird, daß an eine moderne Intensivierung der Bodenbewirtschaftung gar nicht gedacht wird, und zweitens wirft eben dieses arme, überfüllte Land sein Geld zu den Fenstern des Reichswehrministeriums hinaus, anstatt sein Ödland den siedlungshungrigen Proletariern aus den Großstädten zu erschließen. Vor allem

aber ist der deutsche Menschenüberschuß, nie, niemals in die deutschen Kolonien abgewandert, und wer das etwa behaupten wollte, der lügt.

Hans Grimm lügt nicht — hier nicht und nicht anderswo. Er erzählt nur holde Märchen. Ausnutzen läßt sich dieses arme Land Südwest nicht; exportieren kann es kaum etwas; zu importieren ist wenig; den Bevölkerungsüberschuß Deutschlands nimmt es tatsächlich nicht auf — wozu brauchen wir Kolonien?

Und hier geschieht nun etwas typisch Deutsches.

Der Deutsche beginnt, wie alle Welt, mit wirtschaftlichen Erwägungen, eine durchaus gesunde und rationale Methode. Greift die nicht durch — aber nur dann —: dann wird er moralisch. Vielleicht tun das alle Menschen, aber der Deutsche hat es in dieser Fähigkeit zu einer Meisterschaft gebracht, die ihresgleichen sucht. Wenn man auf den deutschen «Geist» dieser Sorte trifft, so kann man in neunundneunzig Fällen von hundert darauf schwören, daß dem Herrn Geist-Inhaber etwas fortgeschwommen ist, wofür er sich zu trösten sucht. Der Geist ist in Deutschland immer die letzte Rettung nach den Niederlagen — sie gehen auf den Geist, wie andre auf den Abort. Als Sieger brauchen sie ihn nicht.

Diese Art Deutscher hat nie unrecht, er geht nie in sich, kommt nie auf den Gedanken, daß auch er vielleicht jemandem Unrecht getan haben könne — er siegt, und wenn er nicht siegt, dann borgt er sich einen Sieg, und den findet er immer in dem, was er «Staatsräson» oder «Gesinnung» oder «Innenleben» oder «vaterländische Religiosität» oder sonst dergleichen nennt. Diese Linie läßt sich von Luther an verfolgen, der das Unglück Deutschlands gewesen ist, und wenn Sie heute Rathenau, Scheler oder dergleichen lesen, so finden Sie dasselbe, schön formuliert. Am besten aber können das die geschlagenen Nationalisten. So auch Grimm. Wozu brauchen wir Kolonien —?

Für die Wirtschaft? «Mir scheint, solche Auffassung stammt aus früherer westlicher und vielleicht auch hamburger Betrachtungsweise.» Ah, das sind die «Krämer jenseits des Kanals», jene Händler, die der Held Sombart in schönen feldgrauen Tagen den deutschen Edelkauflenten gegenübergestellt hat: nun aber, nach dem schiefgegangenen Gasangriff, wird ein Geistangriff angesetzt. Zum Sturm, marsch-marsch...!

«Die höchste Bedeutung eignen Koloniallandes für ein übervölkertes, eingegengtes Land liegt auf der «moralischen» Seite.» Und die sieht so aus:

«Es wandern zur Zeit etwa elfhundert deutsche Menschen im Jahre in das Mandatsland Deutsch-Südwest ein, mit meistens verworrenen Erwartungen. Wenn hundert Jungens an einer Frontstelle ihren Drang erfüllen und selbständige, unabhängige deutsche Männer werden können, statt als Putschisten und Krawaller und Ewigunzufriedene

über Deutschland verteilt und wartend zu sitzen, und weiter, wenn zehn Jungens an einer deutschen Frontstelle und entfernt von den viel mehr eingebildeten als wirklichen inneren Streitgegenständen der Heimat durch Sonne und Luft und Freiheit und Tat und ungehinderte Männlichkeit zu deutschen Führern werden, ist das wenig?»

Damit also zehn oder hundert deutsche Psychopathen ihren sadistischen Trieb nicht mehr in Lichtenberg an den Arbeitern, sondern in der Wüste an den Kaffern austoben können: darum brauchen wir Kolonien. Damit die degeneriertesten Zellen dieses Volkskörpers, deren ursprünglich einmal gesunde und gute Beschaffenheit durch den Krebs der national-tierischen Eigenschaften überwuchert ist, gedeihen und sich gar noch auf eine Führerschaft vorbereiten können, an der das Land bereits einmal Millionen von Menschen und Mark verloren hat: darum brauchen wir Kolonien. Weil junge Engländer, unter ganz andern Verhältnissen und in einem andern Jahrhundert, die Herrenhaftigkeit und Männlichkeit ihrer Rasse in wehrloser Welt entwickeln konnten, deshalb tun wir das «auch» (du deutsches aller Wörter!) — und weil die Romantik freier und junger Menschen angesichts der Überbürokratisierung und grauen Nivellierungsarbeit dieses Parlamentarismus rechtens einen Weg ins Freie sucht, aber keinen findet, weil sie falsche Weltkarten haben —: darum brauchen wir Kolonien. Wir brauchen keine Kolonien.

Wir brauchen keine Kolonien, weil dieses Mandatsland durchaus kein «erster praktischer Versuch in die afrikanische und menschliche Zukunft hinein» ist. Diese Vereinigung von Kapitalisten und gefügigen Gewerkschaftsbürokraten, die sich Völkerbund nennt, ist ein Versuch, ein Gebilde, das sich vielleicht entwickeln kann, aber seine Aussichten nehmen mit jedem Tage ab. Unser Genf liegt in Moskau.

Ganz etwas andres, wenn Grimm sagt:

«Auf andre als auf übernationale Weise läßt sich die koloniale Frage des an Menschen überfüllten Mittel- und Westeuropa nicht lösen.» Aber man kann nicht zum Zwecke der Ausbeutung in Afrika «übernational» spielen und zu Hause den Nationalklimbim mit höchstem Ernst und den blutigsten Mitteln fortführen. Entweder — oder. Entweder ihr seht ein, daß der Gedanke der absoluten Souveränität ein Anachronismus ist, daß die zwischen den Staaten herrschende Anarchie nicht nur unsittlich, sondern im höchsten Grade unpraktisch ist, oder ihr seht es nicht ein. «In Afrika, da ging es nicht — in Tempelhof, da gehts», hat vom Parademarsch einmal Julius Freund gesungen.

Was da in Süd-Afrika geschieht, mag eine Schiebung sein — uns geht sie nichts an, und der deutsche Arbeiter, der deutsche Landarbeiter hat andre Sorgen, die ihm Süd-West nicht abnehmen kann. Haben wir denn ein Recht an diesem Lande?

Unter meinen Kindheitseindrücken an das deutsche Militär rangieren

zwei an erster Stelle. Der früheste, also stärkste, ist eine nach Urin stinkende Latrine einer stettiner Kaserne; und jene, denen die Terminologie der Psychoanalyse das bißchen Verstand genommen hat, mögen deutend ergründen, wie schon der Knabe eine ganze Institution mit dem herben Geruch der Männerausscheidungen identifizierte, und tatsächlich habe ich das auch heute noch in der Nase, wenn ich einen General sehe. Der zweite Eindruck war ernster.

Im Jahre 1904 zogen sie aus der Alexander-Kaserne: hochgewachsene Männer in der damals ungewohnten grauen Kolonialuniform, Mann neben Mann, Trupp hinter Trupp, die Musik vorn und die weinenden Frauen hinterher. Diese Freiwilligen ahnten mehr, als daß sie wußten, wohin sie gingen. Immerhin: man hatte sie wenigstens nicht gezwungen. Sie verdursteten, verreckten und verbluteten dann auf dem heißen Sande, und Frenssen hat nachher einen schönen Roman daraus gemacht und die Schifffahrtslinien ein schönes Geschäft. Da marschierten sie hin... «Muß i denn — muß i denn» spielte die Musik; sie mußten ja wohl.

An vielen Stellen der Grimmschen Schrift ist davon die Rede, daß die Gräber dieser Gefallenen eine laute Sprache redeten, und das tun sie auch. Aber Grimm versteht das Deutsch der Toten nicht. Sie rufen: wofür? Sie rufen: wenn wir das gewußt hätten! Sie rufen: Herr, vergib uns, denn wir wußten nicht, was wir taten! Das rufen diese Gräber. Blut schafft kein Recht.

«Nach dem Kriege mit den Hereros versuchte die deutsche Schutzgebietsregierung, die Hererofrage als einen Teil der Eingeborenenfrage dadurch vorläufig zu lösen, daß sie den rückkehrenden Aufständischen das Halten von Großvieh verbot.» Diese hundsfüttische Gemeinheit, über die der alte Herero Dernburg einiges auszusagen vermöchte, trieb die Leute in die Wüste, ließ sie zu Tausenden draufgehen und setzte die imperialistische Eroberungspolitik konsequent fort. Und wenn die Nationalhereros einen Schriftsteller Hans Grimm hätten, so würde der einen herrlichen Roman, in zwei Bänden, schreiben, wie unterdrückt, wie ausgebeutet, wie mißhandelt sein Volk sei...

Ob die Deutschen bei den Eingeborenen beliebter seien als die Engländer oder die Buren, kann ich nicht beurteilen. Grimm druckt den Bericht eines antideutschen Buren ab, in dem etwa zu lesen steht, die Kaffern hätten lieber vor den Deutschen stramm gestanden, als bei den Buren gearbeitet, ein nicht unalltäglicher Vorgang, den man in Deutschland auf vielen Kasernenhöfen beobachten kann.

Daß die Buren, für die sich einmal der sentimentale deutsche Spießier, Ludwig Thoma obenan, schwer begeistert hat, wie der Deutsche ja immer lieber die Freiheit der Griechen, der Buren und der Chinesen besingt, als sich die eigne zu erringen: daß die Buren nicht die besten Brüder sind, glauben wir gern. Aber was, in aller Welt, geht uns das an? Was haben wir dort zu suchen?

Grimm ist kein objektiver Mann; er hat . . . er hat: «Rückgefühl». So bezeichnet dieser deutsche Schriftsteller den Begriff «ressentiment», und es ist ungemein bezeichnend, wie diese Puristen deutsch schreiben wollen, ohne deutsch denken zu können. Denn «Rückgefühl» ist überhaupt nichts; daß Fremdwort «ressentiment», mit dem wir eine durch alten Groll getrübe Empfindung bezeichnen, ist sehr schwer zu übertragen, mit einer plumpen Übersetzung am allerwenigsten. Ja, also Grimm hat «Rückgefühl» — aber nennen wir doch die Sache beim Namen. Er kann die Niederlage nicht verwinden.

Das gedemütigte Selbstbewußtsein muß irgendwo heraus — bei ihm entflieht nach Süd-Afrika. Es ist unbeschreiblich, wie die geschlagenen Deutschen die Geschichte in Terminologie und Anschauung verfälschen. Hausse in Anführungsstrichen: der «sogenannte» Friedensvertrag; bei Grimm heißt es einmal: «ein leer gestohlener Ort», wenn aber die deutschen Truppen Belgien besetzten, dann nahmen sie krieglerische Operationen vor — so verschieden ist es im menschlichen Leben. Immer wieder wird angemerkt, daß das Reich «gezwungen» auf seine Kolonien verzichtet hat; ja, hat denn schon irgend jemand einen Friedensvertrag unter anarchisch lebenden kapitalistischen Staaten gesehen, in denen der Besiegte etwas ungezwungen aufgegeben hat? Natürlich ist der Vertrag von Versailles ein Friedensvertrag wie alle andern in der Weltgeschichte auch — von Recht und solch schönen Vokabeln kann gar keine Rede sein. Die Gewalt hat gesprochen. Paßt euch nicht? Dann müßt ihr keine Kriege anfangen. Wer riskiert, kann auch verlieren. Ihr aber seid schlechte Verlierer.

Sie haben die Neutralität Belgiens gebrochen; sie haben den Krieg vorbereitet wie alle andern Nationen und haben ihn zuletzt leichtsinnig heraufbeschworen, ihn gefördert, die Krisis nicht abgedämmt — jetzt beklagen sie sich. «Das wahnwitzigste, noch fortwährend zunehmende Unrecht vor Gott wie um der ganzen zukünftigen Menschheit willen», das man uns antut . . . Wenn ihr kein Recht über den Völkern anerkennt, wenn ihr glaubt, daß es gegen die «Ehre», diesen Fahnenpopanz, geht, einen übernationalen Schiedsspruch anzunehmen, und ihr habt das immer geglaubt, dann dürft ihr euch nicht wundern, wenn im Fall der Niederlage die Gegenseite über euch herfällt, wie ihr über sie habt herfallen wollen. Anarchie ist Anarchie — und einer liegt immer unten.

Dabei ist Grimm anständig genug, die ungeheuren Fehler, die Deutschland in Afrika gemacht hat, zu sehen und sie zu vermelden. Daß die englische Bürokratie höfliche Formen aufweist und nicht so lümmelig mit den Leuten umgeht, wie das ein deutscher Regierungs-assessor gewohnt war und wohl noch oft ist, gibt er zu. Er sagt: «Eitelkeit, gehemmter Ehrgeiz und der klassenbeschränkte Wunsch zum Voran haben bei uns, mehr als wirkliche Uneinigkeit getan hat, die

vielen Vereine und Parteien mit ihren Posten und kleinen Wichtigkeiten hervorgerufen und haben mehr als wirkliche Stammesverschiedenheit die heimische Kleinstaaterei aufkommen lassen; aber durch das deutsche pedantische Gewissen gewannen die deutschen Trennungen, heißen sie Vereine, heißen sie Parteien, heißen sie Kleinstaaten, erst Dauer.» (Bei aller Verehrung: hören Sie das, Professor Foerster?)

Und daß die Deutschen den Druck und den Verlockungen da unten nicht standhalten . . . die Deutschen sind nun einmal unter den Nationen das, was die Juden unter den Deutschen; das ist schmerzlich zu hören, aber wahr, wenn auch lustigerweise beide Vergleichsobjekte dagegen, wild fauchend, also getroffen protestieren.


Nein, wir brauchen mitnichten Kolonien. Grimm versucht, ein Bedürfnis erst hervorzurufen, das jene ausfüllen sollen. «Der Nachmarsch nach Südwest aus Deutschland ist bitter nötig» — also nicht vorhanden. Wir brauchen keine Kolonien; eine erfreuliche und eindeutig klare Erklärung des deutschen Reichskanzlers, Hermann Müller, hat das rechtens betont. Kolonien sind ein Anachronismus.

Grimm aber spricht von dem «schwindelhaften Erwachen der Farbigen, jenem heißgeliebten Thema aller Berichterstatter», und davon, daß «Afrika mit Asien und seinen unterdrückten und erwachenden Völkern» nichts gemein hat. «Die mögliche Erhebung von Ganzafrika gegen die Unterdrückung der imperialistischen Mächte und besonders Englands gehört zum dicksten Schwindel, der gläubigen Deutschen je vorgedruckt wurde.» Nun, der dickste Schwindel . . . die Banknoten, die die Herren Havenstein und Cuno der Nation vorgedruckt haben, waren auch ganz schön . . . Aber immerhin genügt ja auch die partielle Erhebung eines neuen, schwarzen Proletariats, wie Grimm das richtig voraussieht; die Zeiten, wo man mit den schwarzen Arbeitern machen konnte, was man wollte, sind vorbei.


Vorbei die Zeit der Kolonien — es ist ein neuer Gedanke in die Welt gezogen, einer, der dumpfem Fühlen wachen Ausdruck verliehen hat: der Gedanke des neuen Rußlands. Dem und seinen Gegnern gehört die Zukunft. Der gerissene Neudeutsche wird sich wahrscheinlich sehr bald dahinterklemmen und, in Firma Saure Trauben & Co., bei den beginnenden Kolonialkämpfen weniger die neue Idee, als die Schwierigkeiten der Konkurrenten sehen; deutsche Außenpolitik besteht ja traditionell zum größten Teil aus Schadenfreude.

Altdeutsche Ideologie aber ist entweder eine bewußte Lüge oder, wie bei Grimm, sanfte Verträumtheit, die dem sonst so erfahrenen und real bewanderten Mann merkwürdig zu Gesicht steht. Vorbei, vorbei. Denn so beginnen die schönsten aller Grimmschen Märchen:

«Es war einmal.»



Lieber Kurt Tucholsky,
nie werde ich vergessen...



...wie sie den Kunden beim
Verkaufen der guten Bücher
ein Schnäpschen einschenkten.
Das war für mich die richtige
Kombination, Schnaps und
Bücher.

Ernst Rowohlt

WENN DIE IGEL IN DER ABENDSTUNDE

Für achtstimmigen Männerchor

Wenn die Igel in der Abendstunde
still nach ihren Mäusen gehn,
hing auch ich verzückt an deinem Munde,
und es war um mich geschehn —

Anna-Luise —!

Dein Papa ist kühn und Geometer,
er hat zwei Kanarienvögelein;
auf den Sonnabend aber geht er
gern zum Pilsner in'n Gesangverein —

Anna-Luise —!

Sagt' ich: «Wirst die meine du in Bälde?»,
blicktest du voll süßer Träumerei
auf das grüne Vandervelde,
und du dachtest dir dein Teil dabei,

Anna-Luise —!

Und du gabst dich mir im Unterholze
einmal hin und einmal her,
und du fragtest mich mit deutschem Stolze,
ob ich auch im Krieg gewesen wär . . .

Anna-Luise —!

Ach, ich habe dich ja so belogen!
Hab gesagt, mir wär ein Kreuz von Eisen wert,
als Gefreiter wär ich ausgezogen,
und als Hauptmann wär ich heimgekehrt —

Anna-Luise —!

Als wir standen bei der Eberesche,
wo der Kronprinz einst gepflanzt hat,
raschelte ganz leise deine Wäsche,
und du strichst dir deine Röcke glatt,

Anna-Luise —!

Möchtest nie wo andershin du strichen!
Siehst du dort die ersten Sterne gehn?
Habe Dank für alle unvergesslichen
Stunden und auf Wiedersehn!

Anna-Luise —!

Denn der schönste Platz, der hier auf Erden mein,
 das ist Heidelberg in Wien am Rhein,
 Seemannslos.
 Keine, die wie du die Flöte bliese . . . !
 Lebe wohl! Leb wohl.
 Anna-Luise —!

DAS LOTTCHEN

Ankunft

Der Liebhaber: «Guten Tag, Lottchen — na, wie ist es denn —?»

Das Lottchen (hintereinanderweg): — «Guntach! Halt mal, warte mal . . . ich muß hier erst . . . wartest du schon lange? Wie? Was? Wie? Mach mir mal die Tür hier auf, wartest du schon lange? Wieso hast du dies Hötel genommen, wie? Na, wie gefällt dir mein Auto, Lottchen II? Ja, da staunste, was? Beinah ganz abgestottert. Wartest du schon lange? Der soll man hier meinen Koffer . . . nein! Den nicht! Den! Sie! Wo gehn Sie denn damit — ach so . . . Nein, doch nicht! Die Düse ist hier in den Regenerator gerutscht, die ist da reinge . . . das verstehst du nicht, na, Gott behüte vor einem Mann, der nichts von Autos versteht! Daddy, geh mal weg, ich dreh bloß mal die Felge über die Nabe — Vorsicht! Vorsicht doch! Da hab ich doch mein Obst im Grammophon . . . ja da, natürlich im Hutkarton, wo sonst? Nicht in der Schachtel, — da sind die Akten für Arturs Geschäft, *ich* denke eben an meinen Mann, das tust du nicht! Sach mal dem Mann, er soll mal dies hier nehmen und da hintragen — Gott, ist das ein Ochse! . . . Wart mal, ich muß erst die Handbremse in die Kiste für die Zündung tun, da gehört sie hin. Das verstehst du eben nicht! Na, Daddy, das *kannst* du dir ja nicht denken . . . wieso hast du *dies* Hötel genommen, wie? Wartest du schon lange? Daddy, das *kannst* du dir nicht denken, also, wie ich bei Wittenberge rechts in die Kurve gehe, da ist sone Kurve, da kommt von links, hasdunichtgesehn, ein Amerikaner angetobt, ich aber nichts wie den Volang rumgerissen, verstehste, Lottchen ist doch helle, und links, ja also links — wieso hast du aber wirklich . . . Daddy, jetzt sage mal auf Lottchen, *wieso* hast du *dies* Hötel genomm'? Ja, also links war eine Schafherde, paß doch mal auf, und Lottchen rin in die Schafherde. Der Hammel, der Hirt, nein, der nicht . . . aber vier wirkliche Hammel und dreiundachtzig Schafe hab ich . . . wieso bezahlt? Er mir vielleicht . . . ! Der Mann kann sich . . . wo ist denn hier der Fahrstuhl? Ich hab auf der Bürgermeisterei gesucht, na, du kennst doch Lottchen! Lottchen hat gleich dem Gendarmen schöne Augen gemacht, verstehste, und da hat der Schafhirt noch einen mächtigen Anschauzer bekommen,

wegen seinen Hammeln, weil die frei rumgelaufen sind, und Lottchen durfte weiterfahren! Finnste das? Wo ist denn hier der Fahrstuhl? Was? Der funktioniert nicht? Daddy! Ich muß ja noch mal raus! Na, warte doch mal! Na, was denkst du dir denn? Ja, meinst, das Auto kann hier auf der Straße stehnbleiben? Nee, mein Lieber — Sie! Sie! Ham Sie denn hier keine Garage in der Hötelhalle . . . ich meine . . . na, 'n schönes Hötel — laß mich doch — ich sage immer: Hötel, das ist feiner . . . na, ich versteh das ja nicht . . . also, Daddy — wo ist denn Ihre Garage? Was? Wie? Wie? Seh ich gar nicht ein . . . das hab ich gern: soziales Herz bei Lottchens Auto! Tragen Sie mal das Auto hier rüber, ich meine, und hier haben Sie . . . laß mich doch mal — ich geb ihm gar kein Geld, ich geb ihm bloß meinen kleinen Koffer, den kann er auf die andere Schulter nehmen — natürlich bezahlst du das! Na, ich vielleicht? Na, Daddy, hast du gedacht, ich wer das Auto mit aufs Zimmer nehmen? Na, nimm mirs nicht übel . . .! Sie —! Jetzt ist er weg. Na, also komm rein. Nu steh hier nicht auf der Straße rum. Na, Lottchen hat ja unterwegs eine piekfeine Eroberung gemacht! Einen Argentinier, schlank, elegant, mit so schwarzen Augen, hat mir gleich seine Adresse gegeben, na, ich bin ja meinem Daddy treu — Daddy, die Garage kost nich teuer, vier Mark den Tag, wie? Ist dir das zuviel? Der Fahrstuhl funktioniert nicht . . . Daddy, finnste das, daß der Fahrstuhl nicht funktioniert? Ist denn kein andrer Fahrstuhl — dazu komm ich extra aus Interlaken, um hier in Bremen die Treppen raufzu . . . Also, Daddy, das ist Quatsch, entweder ich reise als Dame, oder ich reise nicht als Dame, aber als Dame und dann nicht als Dame —? Ja, und der Argentinier, wie der nu gesehen hat, daß ich immer rein in die Hammelherde, da hat er . . . Daddy, wieso hast du denn dies Zimmer genommen und nicht zwei mit einem Bad in der Mitte, was? Legen Sie dahin! Daddy, bestell mal Kaffee für Lottchen, Lottchen hat sonen Durst — na, fahre du mal in einer Tour von Berlin bis Bremen, wo ist denn meine Seife? Hast du Kaffee bestellt? Hast du denn Lottchen auch noch lieb? Gib ihr mal 'n Küßchen — aber 'n schönen dicken Bauch hast du dir in Belgien angefressen, kann man wohl sagen — hm . . . wo bleibt denn der mit dem Kaffee? Klingel mal! Der Direktor soll kommen, ich will mich beschweren! Daddy —! Jetzt hab ich vergessen, den Motor abzustellen! Frag mal, ob sie nicht 'n Chauffeur haben, der Motor muß sofort abgestellt werden, der läuft sonst die ganze Nacht, und mir hat der Mann gesagt, wenn nicht mehr genug Benzin im Öltank ist, dann — ach, hätt ich doch das Auto mit aufs Zimmer, nein, wär ich doch bei dem Auto geblieben! Daddy, wie lange hast du denn nu Zeit? Daddy, was sagst du denn nun, daß Lottchen wieder bei dir ist! Sag mal was! *Du sagst ja gar nichts . . .*»

Der Liebhaber (ersterbend): «Seid einig — einig — einig —!» (Er sinkt hintenüber.)

EIN SCHWEDISCHER SACHSE

Einmal habe ich in Schweden, in einer südlichen Provinz, ein Ding kennengelernt, das war mir neu.

Es war ein kleiner Mann mit viereckig geschnittenen Borsthaaren, einer Brille und kurzen Hosen, der mir da im Hotel entgegentrat und sehr freundlich sagte: «Ich habe gehört, daß Sie Deutscher sind; ich spreche deutsch.» Ich horchte auf — nein, er sprach nicht deutsch. Dieser Schwede sprach sächsisch. Es war ganz seltsam.

Er sprach nicht nur sächsisch: er sang es, er schleifte die Worte, wie uns Hans Reimann das vergeblich gelehrt hat; er zog und lutschte an der Sprache und hatte auch alle diese kleinen Verlegenheitswörter, die das Sächsische so unendlich kommun machen. Er sagte: «Es blääst che nu hier e galdr Wind», wobei er das W von «Wind» aussprach wie die Engländer; er tauchte bis auf den tiefsten Flußgrund dieses breiigen Dialektes herunter, und mittendrin konnte es geschehen, daß er plötzlich versagte, dann fehlte ihm ein Wort. Das war nicht gespielt, der Mann war durch und durch echt.

Er war so echt, wie Menschen sonst gar nicht sind — denn niemand ist ja ganz und gar sich selbst ähnlich, aber dieser war es. Er war so:

Er trug immer kurze Hosen, und wenn er auf die Berge stieg, die in dieser Gegend etwa die Höhe eines mittleren Küchenstuhls erreichen, dann legte er einen blauen tiroler Leinen-Kittel an, auch hatte er einen Alpenstock. Der Mann war nicht mehr jung und marschierte ausgezeichnet, er hatte auch weite Reisen gemacht. «Im Chahre 1914, da wollddh eene weide Reise machen, durch kanz Euroba — 's war schon alles vorbereid . . .» Die Vorbereitung paßte so schön zu ihm, wie alles zu ihm paßte:

Er sprach natürlich Esprando, wie er sich auch für «religiöse Sachen» und Naturheilkunde sähr indressierde, und er hatte nun an alle Esperantisten der verschiedensten Länder geschrieben; die sollten ihn auf den Bahnhöfen erwarten, abholen und ihm ein billiges Quartier zuweisen. 's war alles vorbereid, aber Ende Chuli 1914 blieb er an der französischen Grenze stecken . . . da muß etwas dazwischen gekommen sein.

Er bekleidete nicht nur die Stellung eines Buchhalters — er war wirklich einer, er war es durch und durch. Wenn man mit ihm ging, so las er in der Natur wie in einem Hauptbuch, er unterwarf sie sich dadurch, daß er in ihr genau Bescheid wußte, sie konnte ihm nicht entrinnen. Er rationalisierte sie, und das bezaubernd Sächsische daran war, daß er Schweinezucht, Wegentfernung und schöne Aussicht gleichermaßen rationalisierte; war im Führer vermerkt, daß dies eine altberühmte historische Stätte sei, so war dies eine altberühmte historische Stätte, und war eine schöne Aussicht vermerkt, dies Ideal aller Kleinbürger, dann blieb er stehn und nahm sie zu sich. Und ging ungerührt weiter.

Ich ließ ihn keinen Tag aus den Augen; wir sprachen viel und unterhielten uns über mancherlei im Leben. Nie habe ich ihn zögern sehen, niemals war er unsicher; mit buchhalterischer Sicherheit hatte er für alles eine Formel, einen Satz, etwas Eingelerntes, das ihm niemals jemand entreißen würde. Kleine Irrtümer berichtigte er sofort, blätterte gewissermaßen zurück und stornierte; er war sehr sparsam, dabei in guten Verhältnissen, er hatte in einer schwedischen Provinzstadt ein eignes kleines Haus, dessen Maße er auswendig wußte.

Er hatte einen Hund, der ihm aufs Wort — verstehn Sie? aufs Wort! — gehorchte, und auf der andern Seite hatte er einen Chef. Er lebte außerordentlich rationell, turnte jeden Morgen, badete Luft, und alles, was er machte, war vernünftig, aber es war nur vernünftig, und das hatte etwas Schreckerregendes. Ich wartete darauf, daß er einmal, doch nur ein einziges Mal, etwas Irrationales, etwas ganz und gar Unsinniges tun oder sagen möchte — er tat es nicht.

Bei Tisch saßen wir uns oft gegenüber; er aß, was er sich auf den Teller getan hatte, sorgfältig auf, er hob den Teller schräg an und löffelte noch den letzten Rest Milch in sich hinein, und noch einen Rest, und nun den allerletzten, und ich begriff, daß eine Frau mit Nerven ihn im sechsunddreißigsten Ehejahr deswegen ermorden könnte. Er stand auf und wischte sich den Mund und hatte diese Mahlzeit bestellt, bezahlt, absolviert, und alles war in Ordnung.

Er nahm gern Kleinigkeiten an, liebte es, wenn man für ihn bezahlte — aber er bedankte sich freundlich dafür. Er war gefällig, übersetzte, dolmetschte, erklärte: er war gar kein schlechter Kerl.

Erregt habe ich ihn nur einmal gesehen, da kamen wir auf die Automobile in Schweden zu sprechen, und er sagte: «Ich bin che nu ein Gächner von diese Luxussachn, dieses Rumfahn — was solln das?» Ich machte eine kleine Einwendung . . . da brachen aus dem kleinen Mann die Polizei heraus, der geduckte Kleinbürger, der Paragraph und das Reglement, dem sich auch die Reichen beugen sollten . . . «'s iß näämlich wäjn dr Handelsbilanz, was da de fier Keld ausn Lande rausgähd . . .!» Nie noch bin ich dem Sächsischen so nahe gewesen wie bei ihm.

Er war der Sachse der ganzen Welt, ausgedrückt in einem seltsamen Mischtypus. Er war der Kitt, mit dem das Erdenbauwerk zusammengehalten wird, der Zement der Pflicht. Er war einer von denen, die man einsetzen kann, wo man will; einer von denen, die immer ihren Dienst machen, ohne zu fragen, ob es denn auch ihre Pflicht sei; treue Diener ihrer Herren, ohne die sie traurig verdorrten, Anhänger der bösesten Gesetze, der Kriege, der Todesstrafe; Gegner des Überflüssigen, und wieviel ist nicht überflüssig auf der Welt! von tiefstem Mißtrauen erfüllt gegen den Geist, der Selbstzweck ist; amusisch, aber musikalisch, naturentfremdet, aber tierlieb, begeistert für alles Zivilisatorische, abgeneigt dem Kulturellen, Gabelsbergianer, Mitglieder des

freisinnigen Vereins Waldeck, der Bezirksgruppe Süd und eines Vaterlandes. Ewige, ewige Sachsen.

Über die wir nicht spotten sollen, weil auch wir, wenn man uns als Typus schildert, komisch sind, alle miteinander.

TRÄUMEREI AUF EINEM HAVELSEES

Ich bin Prokurist einer Wäschefabrik,
Sternberg, Guttman & Sohn.
Mein Segelboot heißt 'Heil und Sieg',
zwei Stunden lieg ich hier schon
und seh auf die Kiefern und in das Wasser hinein —
auf meinem Boot ganz allein.

Urlaub hatte ich im August,
ich war in Norderney,
mit Lilly . . . ihre linke Brust
sieht aus wie ein kleines Ei.
Wenn man sie da kneift, dann wird sie gemein —
auf meinem Boot ganz allein.

Graske ist ein gemeiner Hund,
ein falsches Aas — er tut bloß so . . .
er weiß, der Alte ist nicht ganz gesund;
wenn mans merkt, bleibt er länger im Büro.
Und dem Junior kriecht er jetzt auch hinten rein —
auf meinem Boot ganz allein.

Mutter wird alt. Wie alt . . . warte mal:
vierundsechzig, nein: achtundsechzig, genau.
Grete soll ganz still sein; sie pöbelt mit ihrem Personal
wie eine Schläughtersfrau.
Ich frage mich: muß eigentlich Verwandtschaft sein?
auf meinem Boot ganz allein.

Ich habe es schließlich zu was gebracht,
ich geh auf den Presseball;
auf Reisen fahr ich Zweiter; die Jacht
hier hieß früher 'Nachtigall'.
Quatsch. Jetzt heißt sie richtig. Manchmal lade ich Willi und Ottmar ein —
nein, Ottmar nicht, der hat mich bei den jungen Aktien
nicht mitgenommen — schließlich werd ich dem Affen doch
nicht nachlaufen, das hab ich nicht nötig; stehen jetzt 192,

193 . . . wo ist denn die Zeitung? —
auf meinem Boot ganz allein.

Das ist meine liebste Erholungszeit,
auf meinem Boot ganz allein.
Kein Mensch ist zu sehen weit und breit —
kann man einsamer sein?
Eine Welle gluckst. Ich bin einsam. Zwar
die Inventur beginnt morgen,
und wie die Sirenen mit schwimmendem Haar
ziehn im See meine Sorgen:

Lilly, Mama und die Wäschefabrik,
die Reparatur von ›Heil und Sieg‹,
Graske und Ottmar, der Egoist;
wer im Silbenrätsel ›Fayence-Maler‹ ist —;
der Krach mit dem Chef von der Expedition;
die Weihnachtsgratifikation —
sonst aber schwimme ich hier im märkischen Sonnenschein —
auf meinem Boot ganz allein.

KRIMINALROMANE

«Der Chinese stürzte sich auf den Schwarzen, der die Tür der Stahlkammer ins Schloß schmetterte. Jenny warf sich herum und stierte den Detektiv fassungslos an. ›Mord!‹ sagte Herr Engel kurz.»

Hunderttausend ernster Geschäftsleute, die tagsüber Butter und Seide und Kuxe gehandelt haben, lesen abends, mit leicht gerunzelter Stirn, die Lippen um die Pfeife gepreßt, Kriminalromane. Warum? Was geht Herrn Buttermann der Chinese in der Stahlkammer an? Was Herrn Seidemann das Attentat auf den londoner Zirkusbesitzer Poiccart? Was Herrn Makler Kuxmann das Komplott der Mörderbande gegen den großen Bill —? Eben weil es sie nichts angeht, lesen sie es.

Es ist die Flucht aus dem Alltag in die Romantik — aber in eine, in der es genau so logisch, so folgerichtig, so scharf zugeht wie im Leben — nur die Voraussetzung und das Schlußergebnis sind verschieden. Im Leben unterliegen bekanntlich immer beide Parteien — in den Kriminalromanen siegt einer unbedingt, vollkommen, ganz und gar, und das ist eine Befriedigung für den Leser, jener nicht unähnlich, die wir empfunden haben, wenn die arithmetische Aufgabe in der Schule mit Null aufging . . .

Jede Zeit hat die Räuberromane, die ihr angemessen sind: das achtzehnte Jahrhundert die moralischen oder unmoralischen, was auf das-

selbe herauskommt; das neunzehnte die idyllischen, mit einem Rinaldo Rinaldini, der zweihundertundachtzig Seiten braucht, ehe er zum Schuß kommt — und heute geht es schnell und fix zu, klipp-klapp: Verbrechen, der Detektiv sog an der mächtigen Pfeife, das Auto braust in die Vorstadt, Blausäure, Brandstiftung, die schwarze Mündung des Revolvers richtete sich auf den erblaßten Billy, und auf Seite zweihundert ist alles in Ordnung. Das hat der Geschäftsmann gern — es ist eine klare Bilanz. Tempo! Tempo!

Der Kriminalroman ist die Ausspannung von der alltäglichen Tätigkeit: wer in der Geisbergstraße wohnt, eingetragen auf dem Einwohnermeldeamt, mit Steuerbogen, Führerschein, Geburtszeugnis und Impfattest, der liebt die Pyramiden, in deren Innern sich die arabischen Wüstenräuber aufhalten . . . Die neueren Kriminalromane bestehen aus einem Minimum an Reflexion und einem Maximum an Handlung. Man kann nicht einmal sagen, daß hier die Tugend siegt oder das Verbrechen: — die Aktivität siegt, der Schnellere siegt, der, der besser Auto fahren, der besser denken kann, der die schnellere Entschlußkraft besitzt. Es ist eine Entspannung für den, dem tagsüber am Telefon, im Geschäft, im Büro nichts schnell genug gehen kann — hier funktioniert es Schlag auf Schlag, und man weiß, woran man ist.

Aber es ist eine nicht ganz ungefährliche Entspannung. Lies vier Kriminalromane hintereinander, und dir wirbelt langsam der Kopf; diese Lektüre hat etwas Narkotisches, hinterher schmeckt nichts mehr anderes . . .

Aber mitunter, in der Eisenbahn, im Flugzeug, in der Sommerfrische, in der Elektrischen ist es ganz heiter. Die Umwelt versinkt, vergessen Chef, Angestellte und der Ärger mit Abteilung IIIb, vergessen Registratur und Intrigen des Assistenten, vergessen Geschäft, Kurszettel und Hypothek . . . «Der Detektiv hielt eine verwelkte Rosenknospe in der Hand und roch sorgfältig an ihr. In diesem Augenblick ertönte eine ungeheure Detonation, alle eilten ans Fenster . . .» Die Herren Doyle, Wallace & Co. seien gesegnet für und für, wenn alles schief geht, nehmen wir ihre Werke zur Hand und flüchten uns aus dem sauber parzellierten Alltag in die unkontrollierbaren Länder der Verbrecher-Romantik. Es gibt allerdings ein Gebiet, in dem es noch toller zugeht als dort: und das ist das Leben.

ASYL FÜR OBDACHLOSE!

Und stehst du einmal am Ende
und hast keine Bleibe, kein Brot —
dann falte zufrieden die Hände,
man sorgt für deine Not.

Es gibt für solche Zwecke
 ein Asyl — da findet der Mob
 ein eisernes Bett, eine Decke
 und einen alten blechernen Topp.

Hast du dein ganzes Leben
 geschuftet wie ein Vieh;
 und gehts dir im Alter daneben,
 entläßt dich die Industrie —:
 dann heißt es noch lang nicht: Verrecke!
 Der Staat gibt dir sachlich und grob
 ein eisernes Bett, eine Decke
 und einen alten, blechernen Topp.

Manche auf diesem Planeten
 leben bei Sekt und Kapaun.
 Ja, solln sie vielleicht dem Proleten
 einen Palast aufbaun —?
 Andre verrecken im Drecke.
 Du hast's noch gut — na, und ob!
 Du hast im Asyl eine Ecke,
 ein eisernes Bett, eine Decke
 und einen alten blechernen Topp!

Wohltaten, Mensch, sind nichts als Dampf.
 Hol dir dein Recht im Klassenkampf —!

DAS ELEND MIT DER SPEISEKARTE

«Wissen Sie was? Bringen Sie mir 'n
 Schnitzel —!»

Ich habe ja geschwänzt, aber als langer Leser der *«Vossischen Zeitung»* habe ich gelernt, daß es in Berlin eine «Ausstellung für Ernährung» gegeben hat. Sie soll sehr gut und instruktiv gewesen sein. Lasset uns, milde wie die Milch der gutartigen Kokosnuß, betrachten, wie die Praxis aussieht.

Was mir an der deutschen Speisekarte der Gasthäuser auffällt, ist ihr Unzweckmäßigkeit. Ob in Deutschland gut oder schlecht gegessen wird, ist wohl nur nach Landstrichen zu sagen, nach den «Geschmäkern», nach dem Geschlecht, dem Beruf, dem Geldbeutel des Urteilenden — hier handelt es sich um Grundsätzliches, gerade um das, was die Ernährungsausstellung wenigstens stellenweise gut und gescheit

gepredigt hat: Eßt vernünftig! Es ist aber sehr, sehr schwer, in einem deutschen Restaurant vernünftig zu essen.

Erster Fehler: Es gibt viel zu viel Fleisch. Man braucht gar kein Lebensreformer oder Vegetarier zu sein, um das zu empfinden — jeder aufgeklärte Arzt empfiehlt dem scharf arbeitenden Menschen zum mindesten gemischte Kost. Bekommt er die in dem gewöhnlichen Restaurant? Also nicht im vegetarischen, nicht im besonders teuern, nicht in der berühmten Ausnahme, die es in jeder Stadt gibt — nein, im Restaurant Seeschlößchen? Bekommt er da eine gemischte Kost? Er bekommt sie mitnichten. Denn:

Zweiter Fehler: Die Gemüse sind nicht gut zubereitet und fast niemals frisch. Daß das Essen in den meisten Restaurants so schmeckt, als sei es abgestanden, liegt daran, daß es abgestanden ist. Die kulinarisch verderbliche Forderung des Deutschen, zwischen elf Uhr vormittags und vier Uhr nachmittags Mittag zu essen, wann es ihm paßt, hat zur Folge, daß das Essen halbfertig gemacht wird, sehr lange über Dampf steht . . und was dann herauskommt, sind diese ausgelaugten Sachen, die auf dem Teller leise vor sich hin weinen. Draußen, in der Natur, haben sie noch vor Lebensfreude und Vitamin geknallt; nun sind es armselige Gummistrünke, die schöne Namen führen, «Blumenkohl» oder «grüne Bohnen» — aber es sind Gummistrünke. Preisfrage: wo bleibt eigentlich das frische deutsche Gemüse —? («Da müssen Sie mal zu meiner Mutter kommen, Herr Panter, die kocht Ihnen ein Leipziger Allerlei . . .») — «Liebe gnädige Frau, es ist so nett von Ihnen . . . Aber alle Leute können doch nicht bei Ihrer Mama essen!»)

Dritter Fehler: Die Portionen sind zu groß. Ich weiß schon, daß die «Leute das verlangen» — aber ich weiß auch, daß es bereits eine Menge Esser gibt, die immerhin so etwas wie Eßkultur besitzen und die lieber viererlei verschiedene Kleinigkeiten essen an Stelle dieser Enak-Speisen. Denn wenn man ein Filetsteak bestellt, dann kommt ein Trum von Fleisch und Ei und Gemüse und gebackenem Brot und das alles mit einemmal, wie ein mit Tschinellen garnierter Paukenschlag; und wenn man «Gulasch» sagt, dann kommt immerzu gar nichts wie Gulasch, eine ganze Badewanne voll, und sagt man «Eierkuchen», dann kommt ein Bettvorleger . . . nein, die Portionen sind wirklich zu groß!

Vierter Fehler: Es gibt nicht genug Sommerspeisen und nicht genügend frisches Obst. Sich im heißen Sommer ein gedünstetes, faustgroßes Stück Fleisch in den Magen zu jagen, halte ich für eine immense Rücksichtslosigkeit gegen ebendenselben; eine Weile läßt sich das ja jeder Magen gefallen, aber eines Tages . . . nun, wir wollen uns nicht bange machen. Es gibt, besonders im Sommer, in den Restaurants viel zu wenig leichte Speisen — viel zu wenig gedünstetes Obst, viel zu wenig gutes, frisches Obst — denn was es gibt, das taugt meist nicht, und hier sind nun die Portionen wiederum viel zu klein: da steht so ein kleines

Kompott-Schälchen, und da liegt ein Löffelchen auf dem Tellerchen, und da liegen drei Pfläumchen . . . nein, die Portionen sind wirklich zu klein!

Ich habe an keiner Stelle meines Beschwerdebüchleins von den Preisen gesprochen, obgleich das ein weites Feld ist. Aber ganz abgesehen vom Geld: selbst für Geld bekommt man fast niemals das zu essen, was man nach vernünftigen und hygienischen Ratschlägen essen sollte. Man bekommt es in Deutschland: in Familien, die wissen, was das heißt: kochen, essen, rationell leben; man bekommt es in Heimen, manchmal in Pensionen, in Vegetarierhäusern . . . aber man bekommt es fast niemals da, wo man es am allernötigsten braucht und erwartet: in Bahnhofrestaurants, in Hotels und in den Speisewagen, dieser untersten Stufe der deutschen bürgerlichen Ernährung. (Hier wird die Milch der guten Denkungsart sauer. Es ist aber auch zu schrecklich!) Nun, muß das sein —?

Es sei mir erlaubt, noch ein Glas Kokosmilch auf das Wohl der geehrten Gäste zu erheben.

Der verwickelte Apparat des öffentlichen Lebens macht es immer schwerer, Kritik an eben diesem Leben zu üben. Von Polemik sehe ich ganz ab — das ist eine andere Sache. Aber sag heute einmal, daß dir dort die Beleuchtung nicht gefällt oder dort nicht das Essen; sag, du habest Wünsche in bezug auf die elektrischen Kronen, die man dir verkauft, oder du hieltest eine andere Regelung des Hebammenwesens für richtig . . . sage es so freundlich, so bescheiden, so leise wie du nur kannst — was geschieht dann?

Dann springt dir ein Syndikus auf den Kopf. Nämlich der Syndikus des betreffenden Verbandes.

Und es darf immerhin einmal gesagt werden, daß die Beteiligten gewöhnlich am wenigsten wissen, was die Unbeteiligten wollen — Fortschritt kommt fast immer von außen. Wir aber haben einen neuen Moloch aufgerichtet: den «Fachmann», der Laie darf sich nur wundern, und im übrigen hat er den Mund zu halten. Es besagt aber noch gar nichts für einen Beruf, daß er organisiert ist, denn das sind sie heute alle — und so lange keiner beleidigt wird, soll er aus den Vorschlägen, die ihm der Konsument macht, lernen und nicht die Herren Syndici fuchteln lassen. Jeder ist halb so wichtig, wie er glaubt — und das Schwergewicht wird immer mehr verschoben: «ce cochon de payant» sagen die Franzosen sehr gut, etwa: «Der Dumme, der bezahlt — was ist er denn schon groß? Nur ein Kunde!» Die Kunden aber, die das Geld erst in die Berufe bringen, sollten sich öfter auf ihre Macht besinnen und mit sanfter Stärke durchsetzen, was die Routine ihnen nicht geben will.

Es ist ein Elend mit der Speisekarte.

DAS WELTWORT

Es gibt in allen Sprachen ein Wort,
 das geht von Mund zu Munde;
 es pflanzt sich durch die Lande fort,
 und überall machts die Runde.
 Es war einmal gewiß kein Feingut,
 doch nach dem Kriege wurd es Allgemeingut.

Weil ich ein feiner Knabe bin —
 wie sag ichs meiner Leserin,
 so, daß ich doch gesittet bleibe . . . ?
 Vielleicht:

Ja, Scheibe —?

Herr Sternheim ist so mächtig eitel —
 er wünscht sich Rosen auf den Schei —

Ja, Scheibe.

Willst du hier eine Ehe trennen,
 so mußt du einen Grund benennen;
 drei Männchen in Talarverkleidung,
 die wühlen im Morast der Schei —

Ja, Scheibe.

Daß Deutschland militärisch bleibe,
 schießt jeder Stahlhelmfritze nach der Schei —

Ja, Scheibe.

(Schießscheiben stehen aller Enden,
 dies Wort ist nur mit Vorsicht zu verwenden.)

Auf daß er seine Frau in Seide lege,
 kratzt mancher Arzt manchmal am Schei —

Ja, Scheibe.

Das Kabinett? Mir scheint, als ob mir schiene:
 sie machten Wahlen gegen die Marine,
 dann fallen sie um und willigen für nen Kreuzer ein.
 Das ist des Müllers Lust. Wie oft trägt doch der Schei —

Ja, Scheibe.

In allen Sprachen gibt es dies Wort,
 das geht von Mund zu Munde;
 es pflanzt sich durch alle Länder fort
 und überall macht es die Runde.

Es paßt auf alles in der Welt . . .
 nur ein Ding gibts, das nicht darunter fällt.
 Dies Ding — ein jeder Kenner siehts —
 ist unsere deutsche Strafjustiz,
 Denn die — mit ihrem Riesenfleiß —
 die letzte Zeile fehlt.

Ich weisse, was ich weisse.

KONFUSION UM ZEISIG

Zu Linke Poots nächstem 50. Geburtstag

Der erste Schwerhörige:

«Gehn Sie angeln —?»

Der zweite Schwerhörige:

«Nein! Ich geh angeln —!»

Der erste Schwerhörige:

«So! Ich dachte, Sie gingen angeln —!»

Gespräch

Drei Männer, auch Herren genannt, sitzen um einen Wirtshaustisch. Der eine scheint ein lockerer Zeisig zu sein: die beiden andern sind gewöhnliche Menschen des Alltags und der Allnacht. In der Ecke druselt ein Kellner; in der Ecke steht ein Grammophon. Jetzt gehts los. Das heißt: es hat schon lange losgegangen — aber für uns gehts erst jetzt los. Jetzt gehts los.

Der Tagherr: Also noch einmal —: was wollen Sie?

Der lockere Zeisig: Ich verpflichte mich, dieses Grammophon ohne Nadel und ohne Membrane spielen zu lassen!

Der Nachtherr: Und wie erklären Sie das?

Der lockere Zeisig: Meine Herren! was sind Erklärungen! was Begründungen! Ich fragte einmal in Libau eine ältere Dame, die sich unter anderm auch einem gewissen Lebenswandel hingab, ob, sie einen Eisenbahnfahrplan besäße. «Nein», sagte sie. «Seitdem mein Großvater gestorben ist, habe ich keinen mehr.» Das ist nun zehn Jahre her . . . aber noch immer denke ich darüber nach, wie —

Herr Tag: Machen Sie keine Flausen. Okkultismus?

Herr Nacht: Ohne Nadel und Membrane? Spiritismus? Nicht mit uns, Herr! Geheimer Sanitätsrat Dr. medicinae Moll —

Herr Tag: Dessoir . . .

Der Zeisig, mit artiger Kinderstimme:

Dessoir und Lissoir gingen selband
auf ein kleines Pissoir, Hand in Hand;
aber als sie aus dem Pissauer kamen,
hießen sie Dessauer und Lissauer mit Namen!

Herr Nacht: Man kann mit ihm nicht vernünftig sprechen! Bitte — lassen Sie jetzt das Grammophon ohne Membrane und ohne Nadel spielen! Ja oder ja?

Herr Tag: Er kann es ja gar nicht! Er ist doch nicht allmächtig!

Der Zeisig: Meine Herren: nur Gott ist allmächtig. Haben Sie die neuste Nachricht vom Himmel? Heute nachmittag hat Gott einen Stein erschaffen, der so schwer ist, daß er ihn selbst nicht heben kann.

Die Kneipe versinkt in abgrundtiefes Nachdenken. Resultatlos.

Dann:

Herr Tag: Also wie ist das nun? Wird es spielen — nein oder nein?

Herr Nacht: Er kann es ja gar nicht!

Der Zeisig: Fritz! Bringen Sie mal das Grammophon!

Das Grammophon weckt den Kellner, der auffährt und das Grammophon bringt, ein höchst seltsamer Vorgang.

Herr Nacht: Also was Sie uns da zeigen wollen —: das gibt es ja gar nicht!

Herr Tag: Das gibt es ja gar nicht!

Der Zeisig: Gibt es Sie beide denn?

Herr Tag: Ich bin von Schriftsteller Hauser auf der Schreibmaschine geschrieben worden — mich wird es ja wohl geben!

Herr Nacht: Ich werde von einem Leser der *«Weltbühne»* gelesen — mich wird es ja wohl geben!

Der Zeisig: Meine Herren, Sie haben mir zu viel Beweise dafür, daß es Sie gibt — wer so viel Hallo von seiner Existenz macht, den gibt es nicht. Nun zu unserm Grammophon!

Herr Tag: Ich glaube es einfach nicht!

Herr Nacht: Ich glaube es auch nicht!

Der Zeisig: Mit dem Glauben, meine Herren, da seien Sie mir doch ja recht vorsichtig! Kannten Sie den Malermeister Kiekut? Der pflegte zu sagen: «'s ist komisch! Wenn man den Leuten sagt, es gebe dreihundertmillionenvierhundertachtzigtausendzweihundertsiebzehn Sterne — das glauben sie. Aber wenn ich hier auf der Bank einen Zettel anmachen tue: *«Frisch gestrichen!»* — das glaubt kein Mensch. Da setzen sie sich noch drauf —!»

Herr Tag: Unsre Wette geht um eine Flasche Wein? Wie?

Der Zeisig: Ja, um Wein. Rossini, meine Herren, hat drei Mal in

seinem Leben geweint: das erste Mal bei einem Operndurchfall; das zweite Mal, als er Paganini spielen hörte — und das dritte Mal, als ihm eine getrüffelte Poularde in den Gardasee fiel . . .

Herr Nacht: Man kann mit ihm nicht vernünftig sprechen! Lassen Sie spielen, Mensch!

Herr Tag: Er kann es ja gar nicht!

Der Zeisig (hat am Grammophon herumgebastelt): Einen winzigen Augenblick . . . Erklären Sie mir dies eine — (er bastelt weiter.) Da hat gestern das hiesige Reichswehrregiment einen Regimentsbefehl herausgegeben: morgen, als wie heute, sei Besichtigung. Ich werde es in der direkten Rede sagen. Also, es ist Besichtigung. Die Mannschaften, die sich selbst rasieren können, dürfen nicht zum Regimentsbarbier gehen — die Mannschaften aber, die sich nicht selbst rasieren können, müssen zum Regimentsbarbier gehen.

Herr Tag: Und —?

Der Zeisig: Frage: Was tut der Regimentsbarbier? Kann er sich selbst rasieren: so darf er sich nicht rasieren; kann er sich aber nicht selbst rasieren: so muß er sich rasieren . . .

Die Herren Tag und Nacht: Er will uns foppen! Das ist ein seltenes Wort — aber wir wenden es trotzdem an. Es hat keinen Sinn. Man kann mit ihm nicht vernünftig reden. Er kann es ja auch gar nicht!

Sie schrauben sich in ihre Überzieher und verlassen die Kneipe. Man hört von draußen ihre Stimmen: « . . . er kann es nicht . . . er kann es ja gar nicht . . . » verhallen.

Der Zeisig ist eifrig tätig. Membrane und Nadel sind entfernt, nun hat er den tiroler Kaiserjäger-Marsch aufgelegt und dreht an. Er krempelt sich die Manschette hoch, zeigt einem imaginierten Publikum die leere Handfläche sowie den Rücken seiner Hand — und stellt dann den gar nicht allzu langen Nagel des kleinen Fingers senkrecht auf die sich drehende Platte.

Man hört deutlich leises Trompetengeschmetter.

Der Leser glaubt dies nicht.

Der Zeisig winkt dem Leser aufgeregt zu; er kann nicht mehr sprechen, weil ich es nicht mehr möchte — er kann nur noch winken. Er winkt: «Es ist wahr! Doch! Ja, ja! Man kann das machen!»

Der Leser schüttelt: Nein! nein!

Der Zeisig nuckelt: Ja! ja!

— Aber nun tritt er in den Whisky zurück, aus dem er gekommen ist, und nur das große, schwarze Grammophon steht noch da, dann zergeht auch es, den sanften Zischlaut eines im Falle der Isolierung lächerlichen Personal-Pronomens hinter sich lassend, zergeht auch es.

Der Leser blickt scheu auf den nicht allzu langen Nagel seines linken kleinen Fingers. Ob er mal —? Soll er mal —?

Der Zeisig sitzt selig im Whisky, kratzt sich mit der linken Poot und wartet: wann sie ihn wieder herauslassen. In fünfzig Jahren. Er hat mit Herrn Tag gesprochen, und der hat ihn nicht verstanden; er hat mit Herrn Nacht gesprochen, und der hat ihn nicht verstanden; er hat versucht, dem Leser mitzuteilen, daß man auf drehenden Gramophonplatten mit dem Fingernagel spielen kann, aber . . .

Der Leser ist noch nicht so ganz überzeugt, obgleich . . . Soll er mal —? ob er mal —?

DIE REPUBLIKANISCHE BESCHWERDESTELLE

muß doch wohl sehr gute Arbeit leisten, sonst wäre die Rechtspresse nicht so aus dem Häuschen, wenn sie von ihr spricht. Da sitzt einer, der weiß mit den Bestimmungen Bescheid, und was er macht, hat Hand und Fuß, und recht bekommt der Kerl auch noch —! Der eine ist Alfred Falk, ein Republikaner, wie man sich viele wünscht.

Nun hat da neulich irgend so ein Patriot von der ›Judenrepublik‹ gesprochen, damit also zugegeben, er glaube, daß der halbe Prozent Deutscher, der der jüdischen Rasse angehört, fähig wäre, ganz Deutschland zu unterjochen. Herzlichen Glückwunsch! Es gab einen Prozeß. Falk, tapfer wie immer, ging ran an den Speck und schrieb einem der beteiligten nationalen Anwälte einen Brief. In diesem Brief hat sich Falk auch auf mich bezogen.

Und nun läßt sich also die ›Deutsche Zeitung‹ dazu folgendermaßen vernehmen:

«Ein altes deutsches Sprichwort heißt: ›Sage mir, mit wem du umgehst und ich will dir sagen, wer du bist.‹ Herr Falk rechnet es sich zur Ehre an, mit dem pariser Juden Ignaz Wrobel zusammen genannt zu werden, der für seinen schamlosen Ausspruch: ›Die Toten des Weltkrieges sind für einen Dreck gefallen‹, — in einem pariser Kaffeehaus von einem französischen Frontsoldaten öffentlich geohrfeigt worden ist. — Wir gönnen diesen beiden Ehrenmännern ihr trautes Freundschaftsverhältnis, bedauern jedoch, daß deutsche Regierungsstellen, anstatt in aller Öffentlichkeit von Herrn Falk und seinem ›Kontrollorgan‹ abzurücken, sich der Mitarbeit eines Mannes bedienen, der von dem feldgrauen Ehrenkleide, das neben Millionen deutscher Helden auch der gegenwärtige Präsident des deutschen Reiches, Generalfeldmarschall v. Hindenburg, über vier Jahre hindurch getragen hat, als ›Zwangsjacke des preußischen Militarismus‹ beschimpft und zu behaupten wagt, daß an ihm ›der Fluch Tausender deutscher Soldaten‹ hänge.»

Abgesehen davon, daß die Herren aus der Konstruktion gerutscht sind:

Daß ich Pariser bin, habe ich schon immer gewußt. Ich heiße mit meinem richtigen Namen Arsène Lupin und habe in Paris eine gutgehende Einbrecherei. Aber die Sache mit der Ohrfeige, der ich schon mehrere Male im Morast der Nationalen begegnet bin, die wollen wir doch einmal in Ordnung bringen.

Ich weiß nicht, wie das bei den Patrioten hergeht: ich für mein Teil halte an Stammtischen keine Reden, weil ich jede Woche zu einer Schar Freunde sprechen kann, die mir quantitativ und qualitativ genügt. Wozu also sollte ich Zeit und Kraft an acht Männerchen verschwenden, wenn ich zu zwanzigtausend sprechen kann?

Nach den etwa vierzig oder fünfzig Vorträgen, die ich im Laufe der Jahre in Paris über Deutschland gehalten habe (aber nicht in Cafés), ist niemals ein Zwischenfall erfolgt; niemals hat mich ein Franzose geohrfeigt, niemals habe ich mit einem französischen ehemaligen Soldaten irgend eine Auseinandersetzung gehabt, bei der auch nur die Stimmen erhoben worden sind. Weil ich aber weiß, daß es in den Kreisen, die die *«Deutsche Zeitung»* lesen, für ehrenrührig gilt, wenn sich ein andrer pöbelhaft benimmt, so sage ich ihr, daß selbst, wenn mich ein Franzose dafür geprügelt hätte, daß ich den Krieg ein Verbrechen und seine Ziele einen Dreck genannt habe, ich auch das nicht als eine Widerlegung meiner Arbeit auffasse. Wäre ich ein schwächerer Mensch: der Krieg bleibt ein Verbrechen. Läge ich zerschlagen auf der Straße: der Krieg bleibt ein Verbrechen. Aber es gibt viele Franzosen, die den Krieg so beurteilen wie ich; auf jeden Leser der *«Deutschen Zeitung»* kommen etwa zehntausend, was gewiß noch nicht viel ist — aber es ist schon ganz hübsch.

Alfred Falk hat recht und abermals recht:

An der feldgrauen Joppe hängt der Fluch Tausender deutscher Soldaten, und diese Affenjacke ist eine Zwangsjacke des preußischen Militarismus gewesen.

Ja, wenn man die Sache mit Ohrfeigen aus der Welt schaffen könnte . . . Dann hätte Ludendorff Herrn Foch geohrfeigt und Falkenhayn Herrn Joffre, und vielleicht hätten sie da einen Sieg erfochten, der ihnen, um ein Haar, was: um ein Haar! — um die Stirnbreite eines pommerschen Gutsbesitzers entgangen ist.

Meinen Ausspruch aber: «Die Toten des Weltkrieges sind für einen Dreck gefallen» möchte ich modifizieren.

Sie sind für die *«Deutsche Zeitung»* gefallen.

DAS ZWEITE HEER

Das ist nun sechs Jahr her, da stand in diesen Blättern ein Artikel zu lesen, in dem ich auf die versuchte Umgehung des Versailler Friedensvertrags durch eine unverhältnismäßig starke Bewaffnung und Organisation der damaligen preußischen Polizei hingewiesen hatte. Alles blieb still, bis ein pariser Blatt, *«L'Eclair»*, die Sache aufgriff und eine Übersetzung meiner Arbeit brachte. Der schickte die Redaktion eine irreführende Notiz voraus, aus der man herauslesen konnte, der deutsche Pazifist Ignaz Wrobel habe dem Blatt diese Mitteilungen gemacht. Aber nun gings los.

Von Berlin bis Eydtkuhen heulte die schweißige Entrüstung der Nationalen, und als ich den Obstinatesten mitteilte, daß der französische Artikel nicht von mir angeregt sei, da taten sie das, was die normale kleine Redaktion immer tut: sie verbargen sich, in jener spezifischen Mischung von Feigheit und Rechthaberei, hinter der Tatsache, daß man in diesen Blättern die Wahrheit nicht einmal inserieren kann. Mein reiches Einkommen aus französischen Fonds stand von da ab fest. Die Angelegenheit wurde später durch die Zuwendung von Ruhrgeldern an Industrie und Gewerkschaften wieder bereinigt.

Wie sieht die Polizei heute aus?

Es ist festzustellen, daß sich Karl Severing und ebenso sein Nachfolger, Grzesinski, in ihrer Art um eine vernünftige Personalpolitik in der preußischen Polizei bemüht haben. Das ist anzuerkennen, auch wenn man das, was da geschieht, als nicht sehr weitgehend ansehen muß; die Widerstände, mit denen diese Minister zu kämpfen hatten und zu kämpfen haben, sind sehr groß, und man kann sich darüber unterhalten, ob sie sie mit der nötigen Schärfe überwinden. Es muß ihnen zugebilligt werden, daß es nicht einfach ist, der Verwaltungsschlaueit, dem Protektionsklüngel und den sehr gerissenen Korpsstudenten entgegenzutreten, wenn man in einer Koalitionsregierung sitzt. Soweit gut.

Über die fortdauernde Militarisierung der Polizei aber reißen die Klagen der beteiligten Beamtenverbände nicht ab: auf den Polizeischulen werden die älteren Leute noch heute wie die dummen Jungen, schlimmer: wie die preußischen Rekruten behandelt; das System ist wiederum wie das alte auf hündischer Unterordnung, auf Aufgeblasenheit der *«Vorgesetzten»*, auf Schikane und Unvernunft aufgebaut, und das ist bei dem Offiziersmaterial kein Wunder. Die Beamten sind zum größten Teil republikanisch gesinnt und wären, besonders in den großen Städten, nicht so ohne weiteres für einen Putsch zu haben, dessen Inszenierung übrigens nicht aktuell ist.

Daß diese Polizei nicht so ausgebildet werden kann, wie die braven

«Blauen» unter dem Seligen, leuchtet ein. Ihre Aufgaben sind andre, ihr Mannschaftersatz ist ein anderer geworden, die Zeiten haben sich geändert.

Aber was in dieser Polizei heute noch alles getrieben wird, was dort möglich ist, zeigt ihre Ausbildung in einem Zweig, der ihre Kompetenzen weit überschreitet: in der aktiven Vorbereitung des Bürgerkrieges.

Die für uns gleichgültige Anschauung des Reichsgerichts über das, was «Landesverrat» sei, wird niemals hindern, daß in diesen Blättern das steht, was wir für gut befinden, und wenn ich es für meine Person im Interesse des europäischen Landfriedens für richtig hielte, einer fremden Macht Einzelheiten über das deutsche Militär auszuliefern, so täte ich das. Doch geht es darum im Augenblick nicht. Nach der Baldrian-Politik der letzten Jahre, die eine Befriedung Europas vorgibt, wo Geschäfte gemeint sind, haben wir kein Interesse daran, nach außen um Hilfe zu rufen — es käme nämlich keine. Was hier nun gerügt werden soll, hat mit dem Versailler Vertrag wenig zu tun, denn die preußische Polizei hält sich sicherlich an die gesetzlichen Abmachungen, soweit sie außenpolitischer Natur sind. Viel schlimmer ist, was da für das Geld der Steuerzahler, nach innen hin, betrieben wird.

«K. v. Oven, Polizeimajor und Lehrer an der preußischen höheren Polizeischule in Eiche. *«Polizeiverwendung, dargestellt an Aufgaben»*. Buch II, *«Beim Einsatz im Stadtgebiet»*» (erschieden im Deutschen Polizei-Verlag in Lübeck). Dieses Buch ist ein Skandal.

Ich weiß nicht, ob sein Verfasser jener berüchtigte Freikorpsführer aus der Noske-Zeit ist; dem Geist des Buches nach könnte er es sein. Das Vorwort enthält die politische Weisheit des Jahres 1913:

«Hört man doch stellenweise immer noch die irrige Ansicht, ein Kampfeinsatz der Schutzpolizei wäre heute derart unwahrscheinlich, daß er nicht mehr im Vordergrund der Ausbildung zu stehen hätte, daß unsre Führer für ihn nicht mehr so eingehend geschult zu werden brauchten. Welch kurzsichtige Auffassung! Je weniger wir auf den Kampf vorbereitet sind, um so mehr leisten wir ihm durch den damit verbundenen Tiefstand unsres Könnens Vorschub, wir fordern die Gegner der heutigen Staatsordnung ja gradezu heraus, sich ihre Ziele mit bewaffneter Hand zu erkämpfen. Die alte Römerweisheit «si vis pacem, para bellum» hat in übertragenem Sinne auch für die Polizei Gültigkeit; dadurch, daß man sich auf die Möglichkeit eines Kampfes einrichtet, zeigt man nicht, daß man ihn will.»

Das ist gelogen, zwar vorsichtig, aber schlecht gelogen. Wer in eine Kampfausbildung so viel Geld, Mühe und Menschen investiert, wie das hier geschieht, zeigt, daß er mit Krieg rechnet, und es ist unabänderliches Gebot dieser Kapitalanlagen, daß sie eines Tages Selbst-

zweck werden. «Kampfaufgaben sind also heute noch genau so nötig wie in den ersten Nachkriegsjahren.» Wiederum falsch: denn die innerpolitische Lage ist wesentlich konsolidierter, sie hat mit einem Sieg der Reaktion geendet, die heute die Namen gewechselt hat, und es ist vor allem nicht Aufgabe der Polizei, im Bürgerkrieg als Truppe aufzutreten. Das wäre «Polizeiverwendung»? Das ist dann keine Polizei mehr, sondern ein zweites Heer.

Wozu dann noch die Reichswehr, deren Existenz uns dauernd, mehr oder minder verhüllt, mit dem «innern Feind» erklärt wird?

Liest man diese Anweisung zum Bürgerkrieg, so glaubt man sich mitten im Kriege und vor allem mitten in einer großen Armee. Da ist von «Taktik» und «Einsatz» und «Aufklärung» und «Erkundung» die Rede: da gibt es «Angriffsvorbereitungen» und «vortäuschende Tätigkeit»; da wimmelt es von «Stoßrichtung», «Westfront», «Feuerschutz», «Flankierungen» . . . kurz: hier wird Soldat gespielt. Aber das Spiel ist ernst.

Wie ernst, zeigen die Hinweise auf die Spezialliteratur dieser Kreise, die auf einen ganzen Korb voller Ovens schließen läßt: und daß sich die Herren nicht begnügen, in den Städten Unheil anzurichten, ersehen wir an dem Buch *«Polizeiverwendung im landespolizeilichen Einsatz»*, wo auch mit größern Verbänden operiert wird. Wohinaus läuft das? Was wollen diese Leute —?

Über die Rechtslage machen sie sich wenig Skrupeln. «Die rechtlichen Grundlagen für die Benutzung fremden Eigentums (Wohnungen, Möbel usw.) sollen hier nicht weiter erörtert werden. Soweit die betreffenden Grundrechtartikel der Reichsverfassung durch den Ausnahmezustand nicht außer Kraft gesetzt sind, liefert die erforderlichen Grundlagen vor allem das Allgemeine Landrecht mit seinem § 10 II 17 und mit dem Staatsnotrecht (polizeilicher Notstand)», eine Rechtsdarlegung, die man am besten mit den Worten «und überhaupt» charakterisiert. Aber sie ist sehr bezeichnend für die Denkart dieser republikanischen Beamten.

Daß der Ausnahmezustand für ein «anständiges» Regieren eine Notwendigkeit ist, wird jeder Esel, der bekanntlich damit regieren kann, einsehen. Mit seiner Verhängung wird als Grundbedingung dieser «Polizeiverwendung» gerechnet. Auch der Rückzug auf jene Kautschukbestimmung des Allgemeinen Landrechts, die die Aufgaben der Polizei sehr dünn definiert, das Gefühl, im Rücken Komplizen im Talar zu haben, kräftigen ungemein. Im einzelnen kommts dann nicht mehr so genau drauf an.

«Eine Ablieferung von festgenommenen Personen bei der Gefangenen-Sammelstelle ohne nähere Angabe über die Straftat und Zeugen ist völlig zwecklos; es läßt sich dann später dem Betreffenden durchaus nichts nachweisen, und er geht — obgleich er sich sicher einer straf-

baren Handlung schuldig gemacht hat — straffrei aus.» Na sicher! Der Polizeimajor hat seinen Beruf verfehlt: er hätte Richter werden sollen.

«Ist es . . . nicht überhaupt Pflicht des Polizeiführers, grade Besonderheiten in der Kampfweise der Aufständischen mitzuteilen und vorzuschreiben, welche Gegenmittel anzuwenden sind? Oder wirken grausame Verstümmelungen verwundeter oder gefangener Beamten nicht grade in einer den Kampfwert der Polizei hebenden Richtung?» Das dürfen sich Aufständische umgekehrt genau so fragen, nur haben sie infolge der Präzedenzfälle mehr Berechtigung dazu. Denn ich glaube nicht, daß deutsche Arbeiter ihre paar Gefangenen jemals so hunds-gemein gequält haben wie die «Vertreter der Ordnung» das mit verhafteten Arbeitern getan haben. Niemand ist so roh wie die entfesselte Kanaille der Ordnung.

So ganz wohl ist dem Polizeimajor bei seiner Kompetenzüberschreitung nicht. «Als Übungsgelände kämen in der Regel wohl nur Polizeiunterkünfte in Frage, in denen durch besondere Bezeichnung (weiße Bänder, Tafeln, sonstige Geräte) nicht vorhandene Straßenzüge angedeutet werden müßten, soweit es zum Verständnis der Lage erforderlich ist.» Denn sonst könnten die «aufständischen» Angestellten und Arbeiter wohl sehen, was da für ihr Geld getrieben wird . . .

Wie eine solche völlige Verkennung der Polizeiaufgaben auf die vielbeklagte, viel zu militärische Ausbildung der Polizeibeamten zurückwirkt, ist ganz klar. «Leider», spricht der Major, «leider ist das Wort «Kameradschaft» in der Schutzpolizei zum Teil wenig geschätzt. Man hat versucht, den «Kameraden» durch den «Kollegen» zu ersetzen, hat dabei aber übersehen, daß Kollegialität etwas ganz andres ist als Kameradschaft.» Der Major wittert richtig, daß hier die Grenzen seiner Macht sind, und daß eine neue Gesinnung aufkommt, die ihm und seinesgleichen sehr, sehr gefährlich werden kann. «Kollegen sind Berufsgenossen, Arbeitsnachbarn im weitem Sinne; sie gehen ihrer Beschäftigung wohl gemeinsam nach, sie unterstützen einander auch gelegentlich. Der Begriff «Kollege» ist jedoch nicht untrennbar verbunden mit dem Gedanken gegenseitiger Hilfe in Not und Tod, im Feuer der Aufständischen gibt es keine Kollegialität.» Doch. Die mit den Aufständischen. «Da braucht man Kameraden, da ist die Kameradschaft das Band, das über die Lebensgefahr hinweg . . .» Sagt mal, ist eine Polizeischule ein Narrenhaus? Was hat der mit «Not und Tod»? Was will der Mann eigentlich —?

Der Mann will die Polizei so aus dem Volkskörper herausheben und so zu einem eignen, unstaatlichen Gebilde machen, wie das mit der Reichswehr bereits geglückt ist. Der Mann will aus der Polizei ein gefügiges Werkzeug in den Händen einiger von der Industrie und Landwirtschaft bezahlter Drahtzieher machen, die ihre Hofhunde gut füttern, wenn die gut beißen. Der Mann will ein zweites Heer.

Wir aber wollen gar keins. Und vor allem wollen wir nicht, daß aus der Polizei wieder ein Haufe blindwütiger, ordinärer, brüllender und brutaler Lümmel gemacht wird, wie sie das unter dem Seligen gewesen ist.

Zweifellos hat jeder Staat das Recht, sich gegen seine politischen Gegner nach innen zu verteidigen. Das ist ein Grundgesetz. Es fragt sich nur, durch welche Organe er das besorgen läßt. Entweder die Polizei wird auf «Aufständische» dressiert, deren Macht und Können der Major bewußt oder unbewußt übertreibt, dann ist das Heer überflüssig. Oder aber es ist Aufgabe der Reichswehr, die keinen äußern Feind kennt, den innern Feind zu bekämpfen, dann hat die Polizei sich mit dem zu befassen, wozu sie geschaffen ist, aber nicht mit der Vorbereitung von Bürgerkriegsschlachten. Da ich die Gefahr eines großen deutschen Volksaufstandes nicht sehe, so stehe ich nicht im Verdacht, einen mir unbequemen Gegner aus der Welt schaffen zu wollen; ich glaube auch nicht, daß eine echte Revolution durch die Stoßkraft des Herrn v. Oven aufgehalten werden kann. Ich glaube nur, daß die preußische Polizei ihre Steuergelder nicht für den Bürgerkrieg bekommt, und daß es die unheilvollsten geistigen Wirkungen haben muß, wenn solche Gesinnung von Staats wegen proklamiert wird.

Die «*Vossische Zeitung*» hat neulich die Reportage eines Mannes veröffentlicht, der als Stromer durch Pommern gezogen ist. Seine Charakterisierung der örtlichen Polizeiorgane war vernichtend. «In diesem Augenblick wurde die Tür zum Nebenzimmer aufgerissen und mit flatternder grüner Pelerine erschien der Offizier vom Dienst. Als er mich erblickte, stieß er einen Laut durch die Nase aus, wie ein Liebhaber einer Provinzbühne, der seine Angebetete in den Armen eines andern überrascht, und schrie: «Was will der Kerl!?» — Ich kann darüber nicht so lachen, wie es der Offizier vom Dienst verdient. Denn ich weiß, daß von diesem ungehörigen Auftreten bis zur Gefangenenmißhandlung oder ihrer Duldung ein einziger winziger Schritt ist, und ich spreche einem Beamten das Recht ab, seine Landsleute, die ihn bezahlen, wie die Schweinehunde zu behandeln. Wenn er das zu tun gewohnt ist, so gehe er auf seinen kaiserlichen Kasernenhof; in einer Republik! — er nichts zu suchen.

Die mangelnde Hilfsbereitschaft der Polizei, über die so viel geklagt wird; ihre Überbürokratisierung; ihre Unfähigkeit, das heutige Leben zu begreifen; ihr Versagen in den kleinen Städten, wo sie auf den Leuten herumregiert, anstatt mit ihnen zu arbeiten — alles das ist zum wesentlichen Teil durch die unglückliche Offiziersauswahl zu erklären. Ein Kommiß- und Kasino-Mensch kann eben nicht verstehen, wie eine gute Polizei zu funktionieren hat, und er wird automatisch die Allüren, Anschauungen und Gebräuche des Kasernenhofs auf eine ganze Nation zu übertragen versuchen, und weil das deren schlimmsten Eigenschaften entgegenkommt, wird er sie noch mehr verderben.

Wie diese Gehirne arbeiten, wie sie aus diesem Krieg nichts, nichts gelernt haben, das zeigt sich herrlich aus dem Abschnitt einer Ovenschen Arbeit, deren Titel schon so lang ist wie ein mittelkräftiger Instanzenweg: *«Die Tätigkeit der beteiligten Polizeikommandos bei der Vorbereitung des großen Aufsichtsdienstes»* woraus *«polizeitaktisch»* zu lernen, daß sich an einem Aufsichtsdienst niemals unbeteiligte Polizeikommandos beteiligen. Der Aufsichtsdienst nun ist nötig — wozu...? Wozu anders als zur Einweihung eines *«Weltkrieg-Denkmal»* — und man muß nun sehen, wie das auf zwanzig Seiten dargetan wird. Ich mache mich gar nicht darüber lustig, daß jemand seinen Leuten beibringt, wie man in einer großen Stadt eine Absperrung handhabt, das will gelernt sein und muß ordentlich gemacht werden — aber wer mitangesehen hat, was die *«Feldtelefonwache»* auf dem Brandenburger Tor anstellte, als der Emil von Afghanistan, ein freundlicher Feind, heranrückte, wie da signalisiert, gewinkt, telefoniert und angegeben wurde und das alles für nichts für wieder nichts: der wundert sich nicht, wenn er hier die Pflanzschule für diesen aufgeblasenen Unfug findet. Da gibt es einen *«nachrichtentechnischen Polizeioffizier»*; man stelle sich die Überorganisation aus dem Krieg vor, angewendet auf eine Absperrung, A Denkmal, B Spitzen der Behörden, C Verbände... und eine Geschäftigkeit, ein Hallo, eine Scheinarbeit — zum Schluß, wenn alle *«in ihre Quartiere gerückt sind»*, wundert man sich nicht mehr, warum hier eigentlich so viel gearbeitet und so wenig getan wird.

Die militärischen Wirkungen der Ovenschen Spielerei überschätze ich nicht, obgleich ich glaube, daß man in einer derart vorgebildeten und verbildeten Polizei in einer nicht zu fernen Zeit den Rahmen eines zweiten Heeres wohl schaffen kann. Die moralischen Wirkungen sind schlimmer.

Zu erklären sind sie in erster Linie nicht etwa durch finstere Verschwörungen des Reichswehrministeriums mit den Polizeibehörden. Das Reichswehrministerium, zutiefst versenkt in kaufmännische Gründungen fortgeschrittener Art, in Besprechungen mit der Kriegsindustrie und mit Propagandareisen ins Ausland, also mit rein militärischen Aufgaben, mißtraut der Polizei instinktiv, die an den Maßstäben der Bendlerstraße gemessen, einen Haufen wüster Bolschewisten darstellt. Da sind *«unsre»*, die wir in möglichst kleinen Nestern unkontrolliert ausbilden lassen, denn doch andre Kerls. Das walte Gott.

Zu erklären ist die Militärspielerei der maßlos aufgepusteten und überorganisierten Polizei durch ganz etwas andres. Nämlich durch die Überbevölkerung Deutschlands.

Diese Offiziere haben, wie die meisten Beamten, die Sucht, ihre Position so wichtig zu machen, wie nur irgend möglich — sie konstruieren sich eine Beschäftigung, wo keine ist. Was früher ein Bürgermeister im Nebenamt gemacht hat, machen heute zwanzig Polizeioffiziere, die anderswo nicht unterkriechen konnten, denn wem Gott Verstand gibt,

dem gibt er auch ein Amt, und mit irgend etwas müssen sich diese Herren doch beschäftigen. Das tun sie auch.

Sie verfallen dem allgemeinen deutschen Fehler, aus Freude am Theater, am Apparat, an der Wichtigtuerei des Berufs, ihre Stellung aufzublasen wie einen Ballon. Das fängt mit den Fachausdrücken an und hört mit den Etats auf; was in Deutschland registriert, organisiert, normalisiert, dekretiert und disponiert wird, geht auf keine Geßlerhaut; produktiv gearbeitet aber wird viel weniger als man glaubt, denn dies alles ist blanker Leerlauf. Sie verteidigen eine gekünstelte Position; sie fühlen sich ständig als Reklamierte, die ihre Existenzberechtigung dar-tun müssen, und das Gefühl ist auch richtig. Daher diese maßlose Aufgeblasenheit der Stände; die Wichtigkeit, mit der ein Schlafwagen-schaffner unsre Billetts knipst, als seien noch niemals auf der Welt Billetts geknipst worden; der Dummstolz des «Fachmanns», der sich gar vor Hochmut nicht zu lassen weiß, weil er seinen Kram gelernt hat wie anderswo Millionen Menschen auch; die ungeheuerliche Selbstüberschätzung jedes Bürovorstehers . . . sie alle repräsentieren den Typus des Deutschen, der gern die Arbeit der andern kommandieren möchte. «Was wünschen Sie denn für eine Position?» — «Ja, wissen Sie, ich bin ein ausgezeichnete Organisator . . .» Ab dafür.

So einer ist der Polizeimajor, und so einer ist jeder von ihnen. Aber was Oven treibt, ist gefährlich: In einem seiner Bücher, «*Straßenkampf*» betitelt, liegt die militärische Färbung der Ausbildung ganz offen zutage. Das entsprechende Fachadverbium heißt «polizeitaktisch» — aber dieser Herr von Oven hat verflucht wenig Takt, und für die Taktik ist die Polizei nicht da. «Während sich der Kräftebedarf beim Kampfe eines Polizeikörpers im offenen Gelände . . .» ja, sind wir denn Hereros, die von einer Schutztruppe unterworfen werden sollen? Wofür bekommt der sein Gehalt? Dafür —?

Auch in diesem zweiten Band ist die Angst, seine Vorbereitungen zum Bürgerkrieg könnten herauskommen. Wie werden die Manöver abgehalten? «Um solche Stadtgänge unauffällig und möglichst ungestört durch Zuschauerpublikum ausführen zu können, empfiehlt es sich, sie in Zivilkleidung zu unternehmen. Man kann dann selbst in belebten Stadtteilen und in solchen Gegenden, deren Bevölkerung der Polizei unfreundlich gesonnen ist, mit zwanzig bis dreißig Teilnehmern ohne Aufsehen und unbehindert derartige Besprechungen abhalten.» Daß es immer noch Stadtteile gibt, deren Bevölkerung dieser freundlichen Polizei unfreundlich gesonnen ist, sollte man nicht für möglich halten . . . Im übrigen nennt jener sein Indianerspiel: «Befriedungsaktion» — vielleicht erkundigen sich die Sozialistenführer einmal bei ihren sächsischen und thüringischen Genossen, wie diese Befriedung in Praxis aussieht: braun und blau sieht sie aus, denn das sind die Farben, wenn jene losgelassen werden.

Oven übt. Wofür —? Er macht «Planspiele», die genau den alten Kriegsspielen des Generalstabs nachgebildet sind, und wir dürfen uns aussuchen, ob er harmlos ist und nur unser Geld und Kraft und Zeit der Beamten vertut — oder ob er wirklich gefährlich und böse ist und wartet, wartet . . . Ich denke: er wartet.

Darauf wollen aber wir nicht warten. Mit uns werden keine Planspiele gemacht und keine Kriegsspiele und keine Generalproben für Mord und Totschlag. Der Polizeimajor hat seinen Staat, den er angeblich schützen will, gut begriffen: er will den Krieg und bereitet ihn vor, und er malt ununterbrochen, um sich und seinen Kram zu rechtfertigen, den bösen Feind an die geduldigen Wände der Polizeischulen. Heraus da —!

Wenn es dem preußischen Innenministerium ernst ist mit dem, was es uns verspricht, dann entlasse es diese ungeeigneten Beamten, die ihr Amt und das der Polizei verkennen, und bilde die preußische Polizei erst einmal in dem aus, was ihr noch so sehr fehlt: in Hilfsbereitschaft, Menschenfreundlichkeit und vernünftiger Zusammenarbeit mit dem Publikum.

SIE SCHLÄFT

Morgens, vom letzten Schlaf ein Stück,
nimm mich ein bißchen mit —
auf deinem Traumboot zu gleiten ist Glück —
Die Zeituhr geht ihren harten Schritt . . .
pick-pack . . .

«Sie schläft mit ihm» ist ein gutes Wort.
Im Schlaf fließt das Dunkle zusammen.
Zwei sind keins. Es knistern die kleinen Flammen,
aber dein Atem fächelt sie fort.
Ich bin aus der Welt. Ich will nie wieder in sie zurück —
jetzt, wo du nicht bist, bist du ganz mein.
Morgens, im letzten Schlummer ein Stück,
kann ich dein Gefährte sein.

COURTELINE

Lieber Fasanenhauptmann, Sie fragen mich anlässlich der Erwähnung Courtelines, die unser Freund Theobald Tiger neulich getan hat, warum ich denn diesen weisen und tiefen Humoristen nicht übersetzte. «*Les Gâtés de l'Escadron*» und «*Le Train de 8 h 47*» seien doch wohl nicht ins Deutsche übertragen. Ich glaube, daß sie noch nicht übersetzt sind.

Wie sehr ich Georges Courteline schätze, werden Sie an meinem nächsten Buch sehen, das ihm gewidmet ist. Aber warum ich ihn nicht übersetze . . .

Lieber Fasanenhauptmann, man kann ihn zwar übersetzen, aber man kann ihn nicht übertragen.

Nicht etwa, weil ein Soldatenargot darin vorkommt. Desgleichen haben wir auch vom Frieden her und noch mehr vom Krieg, aus dem man bekanntlich ganze Lexika dieser Soldatensprache herausgezogen hat. Das also machte keine Schwierigkeiten. Der spezifisch courtelinesche Humor macht sie.

Dieser Mann ist derart französisch, daß wahrscheinlich bei den meisten Scherzen, bei denen drüben kein Auge trocken bleibt, hierzulande niemand lachte — und das kann man sehr wohl verstehen. Wenn internationale Wirkung ein Zeichen von Größe ist —: so groß ist er dann nicht. Die Soldatengespräche; die Verspottung einer Bürokratie, die eben französisch ist bis ins letzte Staubfäserchen; die Fröhlichkeit dieser Soldaten, die so anders ist als die unsre — exportieren Sie mal eine Berliner Weiße!

Noch mehr bedaure ich das von den *«Messieurs les Ronds-de-cuir»*, eine ganz geniale Sache, die von der Bürosatire ins Visionäre heraufsteigt, eine Fundgrube an echtestem und tiefstem Humor. Courteline, der wie Sie wissen, eigentlich Moinaux heißt, war ja selbst einer von den *«Ronds-de-cuir»*, und er hat sich lange Jahre hindurch von einem Kollegen vertreten lassen und ist nie ins Büro gegangen. Als dieser Kollege ihn dann eines Tages im Café bat, doch nun einmal selber zu kommen, da er auf Urlaub müsse, da brauste Courteline auf, soweit ihm das möglich war, und verweigerte einen Urlaub, der ihm nicht nötig schien . . .

Aber übersetzen kann man ihn nicht. Ich habe die *«Freuden der Eskadron»* unter einem Lachtränen Schleier gelesen, aber wenn ich das auf deutsch sagen sollte, käme ich in die allergrößte Verlegenheit. Da wird es kaum noch komisch sein. Französisch die Unterhaltungen auf Stube; französisch der *«adjudant Flick»*, der eine populäre Figur ist, und zu dem es übrigens ein lebendes Vorbild gegeben hat; französisch die beiden Soldaten im Puff, sehen Sie, das ist schon so eine Sache: das Lebensgefühl drüben reagiert ganz anders auf diese Episode, bei uns tauchen dann dreihundertdreißig *«Probleme»* auf . . . die beiden Jungs aber, die total durchgeregnet, übermüdet und halb lahm vor Erschöpfung den Laternenanzünder auf seiner Tour begleitet haben, bis sie, von einer ausgelöschten Laterne zur andern, morgens an den Puff kommen und da alle Mädchen aus den Betten geholt werden . . . und wie das alles, durchaus naturgemäß, im Arrest endet — ich weiß wirklich nicht, wie ich das übertragen soll. Dazu diese Fülle der kleinen Glanzlichterchen; diese Güte; dieser Spott, der aus dem tiefsten Mit-

leid herrührt — es ist eben der Mann, der sich in sein Privatwappen gemalt hat: «Et après?» Und wenn man es übersetzte, so sagte er uns vielleicht: «Na und?»

Aber er kann nicht deutsch, der alte Herr, dem es heute mit der Gesundheit nicht mehr so geht, wie wir das wünschen . . . Wissen Sie, lieber Fasanenhauptmann: lesen Sie das Ding französisch und lachen Sie deutsch.

Herzlichst Ihr

Peter Panter

«MASSE MENSCH»

Ich bin die Masse.

Ich bin niemand und alle.

Ich fühle mich und ahne dumpf, was ich will.

Wenn ich mich einmal zusammenballe,
wird das einzelne Ding in mir still.

Ein Ruf nur:

«Rule Britannia —!»

Untertauchen in mir Angestellte und Fabrikanten,
Volksschullehrerinnen und Präsidenten vom Fußballverein;
alle sehen mit dem gleichen gespannten
Ausdruck nach vorn — alle sind nur noch ein

Leib, ein Herz, eine einzige Demokratie:

«Allons, enfants de la patrie —!»

Hunderttausend Willen sind in meinem —
aber ich bin mehr als die Hunderttausend.

Tausend Gesichter habe ich und habe doch kein Gesicht.

Mein ist die Stadt, wenn ich rufend und brausend
durch die Straßen ziehe, Mann gegen Mann,

bis an die Häuser gepreßt, dicht . . .

«Deutschland über alles —!»

Ich bin die Masse.

Ich bin niemand und alle.

In mir bist du geborgen. Ich bin ein Wilder,
ein wankelmütiges Kind.

Was ich heute gewollt, habe ich morgen vergessen. Ich falle,
laufen sie auseinander, zusammen wie Laub im Wind.

Man kann mich belügen. Aber nur einmal betören . . .

Ich bin die Kraft jedes Volkes.

Und du sollst auf mich hören.

FRAUEN SIND EITEL. MÄNNER? NIE —!

Das war in Hamburg, wo jede vernünftige Reiseroute aufzuhören hat, weil es die schönste Stadt Deutschlands ist — und es war vor dem dreiteiligen Spiegel. Der Spiegel stand in einem Hotel, das Hotel stand vor der Alster, der Mann stand vor dem Spiegel. Die Morgen-Uhr zeigte genau fünf Minuten vor einhalb zehn.

Der Mann war nur mit seinem Selbstbewußtsein bekleidet, und es war jenes Stadium eines Ferientages, wo man sich mit geradezu wolüstiger Langsamkeit anzieht, trödelte, Sachen im Zimmer umherschleppt, tausend überflüssige Dinge aus dem Koffer holt, sie wieder hineinpackt, Taschentücher zählt und sich überhaupt benimmt wie ein mittlerer Irrer: es ist ein geschäftiges Nichtstun, und dazu sind ja die Ferien auch da. Der Mann stand vor dem Spiegel.

Männer sind nicht eitel. Frauen sind es. Alle Frauen sind eitel. Dieser Mann stand vor dem Spiegel, weil der dreiteilig war und weil der Mann zu Hause keinen solchen besaß. Nun sah er sich, Antinous mit dem Hängebauch, im dreiteiligen Spiegel und bemühte sich, sein Profil so kritisch anzusehen, wie seine egoistische Verliebtheit das zuließ... eigentlich... und nun richtete er sich ein wenig auf — eigentlich sah er doch sehr gut im Spiegel aus, wie —? Er strich sich mit gekreuzten Armen über die Haut, wie es die tun, die in ein Bad steigen wollen... und bei dieser Betätigung sah sein linkes Auge ganz zufällig durch die dünne Gardine zum Fenster hinaus. Da stand etwas.

Es war eine enge Seitenstraße, und gegenüber, in gleicher Etagenhöhe, stand an einem Fenster eine Frau, eine ältere Frau, schiens, die hatte die drübigte Gardine leicht zur Seite gerafft, den Arm hatte sie auf ein kleines Podest gelehnt, und sie stierte, starrte, glotzte, äugte gerade auf des Mannes gespiegelten Bauch. Allmächtiger.

Der erste Impuls hieß den Mann vom Spiegel zurücktreten, in die schützende Weite des Zimmers, gegen Sicht gedeckt. So ein Frauenzimmer. Aber es war doch eine Art Kompliment, das war unleugbar; denn wenn jene auch dergleichen vielleicht immer zu tun pflegte — es war eine Schmeichelei. «An die Schönheit.» Unleugbar war das so. Der Mann wagte sich drei Schritt vor.

Wahrhaftig: da stand sie noch immer und äugte und starrte. Nun — man ist auf der Welt, um Gutes zu tun... und wir können uns doch noch alle Tage sehen lassen — ein erneuter Blick in den Spiegel bestätigte das — heran an den Spiegel, heran ans Fenster!

Nein. Es war zu schéhnierlich... der Mann hüpfte davon, wie ein junges Mädchen, eilte ins Badezimmer und rasierte sich mit dem neuen Messer, das glitt sanft über die Haut wie ein nasses Handtuch, es war eine Freude. Abspülen («Scharf nachwaschen?» fragte er sich selbst und bejahte es), scharf nachwaschen, pudern... das dauerte gut und gern

seine zehn Minuten. Zurück. Wollen doch spaßeshalber einmal sehen —.

Sie stand wahr und wahrhaftig noch immer da; in genau derselben Stellung wie vorhin stand sie da, die Gardine leicht zur Seite gerafft, den Arm aufgestützt, und sah regungslos herüber. Das war denn doch — also, das wollen wir doch mal sehen.

Der Mann ging nun überhaupt nicht mehr vom Spiegel fort. Er machte sich dort zu schaffen, wie eine Bühnenszofe auf dem Theater: er büstete sich und legte einen Kamm von der rechten auf die linke Seite des Tischchens; er schnitt sich die Nägel und trocknete sich ausführlich hinter den Ohren, er sah sich prüfend von der Seite an, von vorn und auch sonst . . . ein schiefer Blick über die Straße: die Frau, die Dame, das Mädchen — sie stand noch immer da.

Der Mann, im Vollgefühl seiner maskulinen Siegerkraft, bewegte sich wie ein Gladiator im Zimmer, er tat so, als sei das Fenster nicht vorhanden, er ignorierte scheinbar ein Publikum, für das er alles tat, was er tat: er schlug ein Rad, und sein ganzer Körper machte fast hörbar: Kikeriki! dann zog er sich, mit leisem Bedauern, an.

Nun war da ein manierlich bekleideter Herr, — die Person stand doch immer noch da! —, er zog die Gardine zurück und öffnete mit leicht vertraulichem Lächeln das Fenster. Und sah hinüber.

Die Frau war gar keine Frau.

Die Frau, vor der er eine halbe Stunde lang seine männliche Nacktheit produziert hatte, war — ein Holzgestell mit einem Mantel darüber, eine Zimmerpalme und ein dunkler Stuhl. So wie man im nächtlichen Wald aus Laubwerk und Ästen Gesichter komponiert, so hatte er eine Zuschauerin gesehen, wo nichts gewesen war als Holz, Stoff und eine Zimmerpalme.

Leicht begossen schloß der Herr Mann das Fenster. Frauen sind eitel. Männer —? Männer sind es nie.

DIE GLAUBENSSÄTZE DER BOURGEOISIE

Die Bourgeoisie ist in keinem Lande sehr erfreulich. Der Nationalcharakter kann ihre spezifischen Eigenschaften mildern oder noch mehr ans Licht treten lassen — es scheint, daß grade diese Vermögens- und Erwerbssphäre eine Geisteshaltung bedingt, die platt macht und hart, chauvinistisch aus Angst, herzlos aus Mangel an Horizont und roh aus Phantasielosigkeit. Darin unterscheidet sich der belgische Spießer nicht vom amerikanischen, der deutsche nicht vom französischen; Menschen, die mehr verdienen, als es die Notdurft erfordert, und nicht genug, um Standesansprüchen zu genügen, die sie übernommen haben, ohne sie zu verstehen, sind eben so.

Aus den verschiedenen Schichten des Bürgertums heben sich mannig-

faltige Typen ab, die gesondert zu betrachten sind. Niemand kann sie alle kennen, niemand alle beschreiben — sie sind schon in einem einzelnen Lande so zahlreich, daß ein Menschenleben nicht ausreicht, auch nur die Hälfte zu schildern. Das wäre zwar nicht die «Aufgabe» des Dichters, der kein Schüler ist, — aber eine Aufgabe wäre es schon, und was mich angeht, so interessieren mich die kümmerlichen Visionen braver Schriftstellerknaben viel weniger als die Wirklichkeit, die einer so beschreibt, daß sie zum Greifen nahe gerückt ist.

Die verschiedenen Schichten des Bürgertums kristallisieren bestimmte Axiome, deren sich die Axiomträger nicht immer bewußt sind; vielfach leben sie dumpf dahin, ihrer selbst nicht bewußt, wie ja überhaupt die leeren Räume im Denken des Menschen viel, viel größer sind, als man gemeinhin annimmt. Bei dem Satz: «Es gibt einen Gott» oder «Der Walfisch wirft lebendige Junge» denken sich die meisten Menschen überhaupt nichts, sie haben das in der Schule gelernt, und so ist es ihnen verblieben. Die Axiome, von denen ich spreche, sind Glaubenssätze, hingenommen in absolutem Gehorsam, ehern errichtet, für das ganze Leben Geltung behaltend. Sie sind nicht zu allen Zeiten dieselben gewesen: der Panzer von Vorurteilen, mit denen sich ein bremer Bürger aus dem Jahre 1874 umgeben hat, war aus andern Plättchen geschmiedet als der eines bayerischen Gymnasialdirektors aus dem Jahre 1928. Aber sie tragen diesen Kettenpanzer bis zum Tode und legen ihn nie ab. Sie haben ihre Vakua; sie teilen die Welt sehr streng in Groß- und Kleingedrucktes ein, was ferne ist, verschwimmt, und aus den Niederungen ihrer trüben Erkenntnis kommen sie nicht heraus. Das ist immer so gewesen. Weil sie aber heutzutage vom Hochmutteufel besessen sind, der ihnen ins Ohr flüstert, wer die Technik habe, brauche keine Seele und habe sie außerdem schon —: deshalb verlohnt es, aus dem reichhaltigen Herbarium zwei Pflanzen herauszugreifen, die ich mir gepreßt habe. Charakteristisch für einen Menschen ist das, was ihm selbstverständlich ist. Wollen mal sehen.

Frau Emmi Pagel aus Guben (Niederlausitz). Ehefrau des Buchhalters Paul Pagel, der sich in seinen Papieren «Werkbeamter» nennt. Frau Pagel ist mittelgroß, hat um eine Kleinigkeit zu dicke Beine, breite Hüften, eine frische Gesichtsfarbe, ist gut gewaschen, aber nicht sehr gepflegt; sie hat manikürte dicke Finger, mit einem Siegelring und einem verzierten Ehering. Kurzgeschnittenes Haar. Durchaus keine Kleinstädterin, sondern eben eine Frau, die in einer kleinen Stadt wohnt.

Dies sind ihre zehn Glaubenssätze:

I

Unter dem Kaiser war alles besser.

II

Ein Oberbuchhalter ist mehr als ein Buchhalter.

III

Ein Brief darf nicht mit ›Ich‹ anfangen; das ist unhöflich.

IV

Schuld an dem ganzen Elend sind die Juden. Die Juden sind schmutzig, geldgierig, materiell, geil und schwarz. Sie haben alle solche Nasen und wollen Minister werden, soweit sie es nicht schon sind.

V

Es gibt natürlich keine Gespenster. Immerhin ist es unheimlich, nachts auf einen Friedhof zu gehen oder allein in einem großen dunkeln Haus zu sein. (Mäuse.)

VI

Dienstboten sind eine von den Besitzenden verschiedene Rasse; aber sie empfinden das nicht so.

VII

Wenn man Rhabarber nachzuckert, wird er sauer. (Dieser Satz ist völlig unsinnig; er ist durch ein Mißverständnis entstanden, also unausrottbar.)

VIII

Kommunismus ist, wenn alles kurz und klein geschlagen wird. In Rußland werden die Frauen vergewaltigt, sie haben eine Million Menschen ermordet. Die Kommunisten wollen uns alles wegnehmen.

IX

Was allen und mir gefällt, ist hübsch; was allen, mir aber nicht gefällt, ist schön.

X

Alle Welt ist gegen Deutschland — aus Neid.

Soweit Frau Pagel. Frau Rechtsanwält Margot Rosenthal hingegen ist ziemlich groß, eine Spur zu mager, um schlank zu sein, sehr gepflegt, sieht aber nicht immer so aus. Das Haar ist nicht fettig, man denkt aber, es sei fettig. Der Teint . . . »Sie glauben nicht, was ich für den Teint schon alles . . .«

I

Christen sind dümmer als Juden und werden aus diesem Grunde «Gojim» genannt.

II

Natürlich gibt es keine Gespenster. Immerhin muß man aber nicht grade nachts allein auf einen Kirchhof . . . ich muß nicht von allem haben.

III

Ein Mensch, der französische Stiche sammeln und kaufen kann, ist ein gebildeter Mensch.

IV

Kommunismus ist, wenn alles kurz und klein geschlagen wird. Die Kommunisten wollen uns alles wegnehmen, wo man sich Stück für Stück so mühsam zusammengekauft hat. Arbeiter muß es natürlich geben, und man soll sie auch anständig behandeln. Am besten ist es, wenn man sie nicht sieht.

V

Alle Welt ist gegen die Juden — aus Neid.

VI

Kunst darf nicht übertrieben sein.

VII

Wenn man in einem eleganten Hotel sitzt, ist man selber elegant.

VIII

Bei Gewitter muß man den Gashahn zudrehn. (Siehe Frau Pagel, Ziffer VII: Rhabarber.)

IX

Nach Paris kann man keinen Mann allein schicken, meinen schon gar nicht. Die Axt im Haus . . .

X

Mein Mann ist zu gutmütig.

Soweit Frau Rosenthal.

Und wer pflückt die andern —?

BERLINER HERBST

Für Paul Graetz

Denn, so um'm September rum,
denn kriejn se wacklije Beene —
die Fliejen nämlich. Denn rummeln se so
und machen sich ganz kleene.

Nee —

fliejn wolln se nich mehr.

Wenn se schon so ankomm, 'n bischen benaut . . .
denn krabbeln se so anne Scheihm;
oda se summ noch 'n bischen laut,
aba mehrschstens lassen ses bleihm . . .

Nee —

fliejn wolln se nich mehr.

Wenn se denn kriechen, falln se beinah um.
Un denn wern se nochmal heita,
denn rappeln se sich ooch nochmal hoch,
un denn jehts noch 'n Sticksken weita —

Aba fliejn . . . fliejn wolln die nich mehr.

Die andan von Somma sind nu ooch nich mehr da.
Na, nu wissen se — nu is zu Ende.
Manche, mit so jelbe Eia an Bauch,
die brumm een so über de Hände . . .

A richtig fliejn wolln se nich mehr.

Na, und denn finnst se morjens frieh,
da liejen se denn so hinta
de Fenstern rum. Denn sind se dot.
Und wir jehn denn ooch in'n Winta.

Wie alt bist du eijentlich —?

— «Ick? Achtunnfürzich.»

— «Kommst heut ahmt mit, nach unsan Lokal —?»

— «Allemal.»

SIEG IM ATLAS

Daß eine Menge größerer Atlanten für die Schulen und für den Hausgebrauch die Geographie fälschen, ist bekannt. Sie erkennen den «so genannten Friedensvertrag von Versailles» einfach nicht an, färben die verlorenen Kolonien, benennen sie falsch . . . aber sie werden darin großzügig unterstützt, und es ist System in diesem Unsinn.

«Mit dem in diesem Monat erschienenen Verzeichnis der deutschen Ortsnamen in Elsaß-Lothringen und im übrigen Frankreich beginnt die Veröffentlichung eines Werkes, an dem die praktische Abteilung der Deutschen Akademie schon seit längerer Zeit arbeitet. Geplant ist ein umfangreicher Sammelband, der die Verzeichnisse der einzelnen Länder enthält, doch sollen von den größeren geschlossenen deutschen Siedlungsgebieten auch Sonderhefte erscheinen, damit weite Kreise in der Lage sind, sich die Verzeichnisse der Gebiete anzuschaffen, die für sie von besonderem Interesse sind, und so der bisher herrschenden Verwirrung auf dem Gebiet der Ortsnamen abgeholfen werden kann. Das Verzeichnis von Elsaß-Lothringen enthält die bisher vollständigste Sammlung deutscher Ortsnamen in Frankreich nebst ihren französischen Bezeichnungen.»

Wenn das die «praktische Abteilung» bearbeitet, kann man sich ungefähr vorstellen, womit sich die theoretischen Abteilungen dieser Deutschen Akademie befassen mögen. Hier wird also systematisch zur Annexion und zur Revanche aufgehetzt; denn was anders soll das heißen als: «Elsaß-Lothringen ist immer deutsch gewesen, ist heute noch deutsch und muß wiederum deutsch werden». Es gibt auch gar keine Verwirrung auf diesem Gebiet, das lügt die Akademie. Die tschechischen Orte haben tschechische Namen, die italienischen italienische, und die französischen französische. Diese politische Regelung ist nicht in allen Fällen gerecht — fangt bei euch zu Hause an, Ungerechtigkeiten auszumerzen, und laßt die Nachbarn in Frieden! Der Selige hat ja im Kriege Nowo-Georgiewsk umgetauft, ich weiß nicht mehr, ob er es nach seinem urseligen Großvater oder nach einem schwachsinnigen Vorfahr benannt hat, und daß damals Nancy Nanzig hieß, was nicht mit dem gleichnamigen Dancy zu verwechseln ist, dürfte noch in aller Erinnerung sein.

Man weise Atlanten und Konversationslexika, die die völkische Unwahrheit sagen, zurück.

DER FALL MISCHEWSKI CONTRA PIMBUSCH

Wie der Hergang wirklich war.

Frau Mischewski: «Denn lassen Sie doch Ihre Dreckfetzen nicht auf den Hängeboden hängen — wir nehm' nichts weg — Gott sei Dank, wir haben das nicht nötig, Sie olle Vogelscheuche! Wer weest, wo Sie die Wäsche überhaupt herhaben!»

Frau Pimbusch: «Sie sollten man iebahaupt ganz stille sein — wo Sie nicht mal mit Ihn Mann sind richtig verheirat — das ganze Haus weiß ja, wer Sie sind, und außerdem sind Sie ja zehn Ahmt besoffen!»

Frau Mischewski beim Anwalt: «Also so war diß gewesen, Herr Rechtsanwalt: Ich sahre ganz ruhig, ich sahre, Frau Pimbusch, sahre ich, ich habe Ihre Wäsche nicht gesehen, mir ist nichts von Ihrer Wäsche bewußt, sahre ich, ich sahre, hier im Hause kommt doch nichts wech, davon kann ja gar keine Rede sein . . . Ich will Sie aber gern behilflich sein, die Wäsche zu suchen, Frau Pimbusch! Sie wird aber brülln: Sie olle Vogelscheuche, und lauter sone Sachen, wo ich jahnich hier wiederholen kann, Herr Rechtsanwalt, weil ich als jebillte Frau sone Ausdrücke überhaupt nicht kennen tue! So ist das gewesen!»

Frau Pimbusch beim Anwalt: «Ich sahre ganz ruhig zu die Person, Herr Rechtsanwalt, ich sahre: Verzeihen Sie, ham Sie meine drei weißen Hemden nicht gesehen, jestern ham se noch aufn Hängeboden jehangen, und heute sind sie weg. Ich sahre, Frau Mischewski, sahre ich, das kann doch nicht mit rechten Dingen zugehn, sahre ich. Da wird die doch brülln: Sie olle Vogelscheuche, Sie besoffene Trine — und lauter sone Sachen, die ich hier gahnich kann wiederholen, Herr Rechtsanwalt!»

Im Korridor des Amtsgerichts.

«Also, nicht wahr, Frau Zippanowski, Sie könn doch das beeden, wo ich jesacht habe, mir ist von Ihrer Wäsche nichts bewußt, da hat die gleich jepöbelt, von wegen Vogelscheuche — nicht wahr, das können Sie doch aussahren?»

«Die Person werde ich das schon zeigen! Wie sie schon dasitzt, so richtig frech! Aber, nicht wahr, Fräulein Holzweg, das sahren Sie man alles, wat Sie jeheert ham — sahren Sie es man ganz genau so — und was die Ausdrücke sind, die die Person benützt hat, das sahren Sie man alles.»

Vor Gericht.

Der Anwalt: «. . . so ist in dem Ausdruck «jeden Abend besoffen» zweifellos eine Beleidigung zu erblicken. Ganz abgesehen davon, daß die Bezeichnung auf meine Klientin nicht zutreffen dürfte, ist als strafverschärfend die Anwesenheit zahlreicher anderer Hausbewohner zu erblicken, die . . . lassen Sie mich doch mal, Frau Mischewski! . . . auf die Ehre meiner Klientin ein schlechtes Licht zu werfen geeignet ist!»

(Fünf Minuten später das Urteil: Frau Pimbusch 50 Mk., Frau Mischewski 30 Mk. Geldstrafe.)

In Sachsen lebte einmal ein Amtsrichter, der war dafür berühmt, daß er alle Privatbeleidigungsklagen mit einem Vergleich der streitenden Parteien abschloß. Das machte er so:

Er musterte mit strengem Blick die Parteien und sprach: «Ja — da werden Sie nun wohl alle beide ins Kefänknis kommen!» Und dann bekamen die Klagenden gewöhnlich einen solchen Schreck, daß sie zu allem Ja und Amen sagten, was der übrigens vernünftige Richter ihnen da als Vergleichsformel vorschlug . . . Aber einmal stieß er auf eine Hartnäckige, die wollte nicht und wollte nicht. Da aber erhob sich der Amtsrichter zu seiner vollen Größe und donnerte: «Was? Sie wollen sich nicht vergleichen? Sie wollen sich nicht vergleichen? Ja — wer soll denn nachher das Urteil machen? Vielleicht ich?»

Privatbeleidigungsklagen sind, in den allermeisten Fällen, für den Juristen das Langweiligste und für den Zuschauer das Komischste, das es gibt.

Was zunächst auffällt, ist die bei fast allen Menschen einsetzende Horizontverengung, die wochenlang nur noch das ins Blickfeld treten läßt, was mit dem Streit zusammenhängt, die einzelnen Vorgänge an Wichtigkeit und Bedeutung maßlos übertreibend. Die Welt steht gewissermaßen still, weil sich Frau Karschunke mit Herrn Flußhacker in die Haare geraten ist. Auch neigt der Prozeßführende gern dazu, von der Justiz die völlige, aber auch die völlige Vernichtung des Gegners zu erwarten und zu verlangen: Enthauptung, Stäupung auf offenem Markt, Landesverweisung und Vermögenskonfiskation wären ihm durchaus nicht zu viel . . . Und auf der andern Seite ist das gerade so. Natürlich gibt es Beleidigungsklagen, die unvermeidlich sind, so, wie es wahrhaft ehrenrührige Vorwürfe gibt, die man zu klären gezwungen ist. Aber das ist viel seltener, als die meisten Leute glauben; und es wäre wirklich klüger, man wendete das Geld für die Durchführung dieser Komödie für bessere und nützlichere Zwecke an. «In fünfzig Jahren», hat Otto Reutter einmal gesungen, «in fünfzig Jahren ist alles vorbei —» und Humor und Weltklugheit helfen einem auch über die Unannehmlichkeiten eines Kleinkrieges mit dem bösen, bösen Nachbarn hinüber.

Ein vernünftiges Wort zur rechten Stunde hilft fast immer, und man kann sich weit mehr mit seinen Gegnern aussprechen, als man gemeinhin denkt. Man tuts nur nicht immer. Wenn Sie jemand verklagen wollen, dann überlegen Sie es sich, überschlafen Sie die Sache noch einmal, und schenken Sie für das Geld, das Verfahren, Anwalt und Urteil kosten, Ihrer Familie etwas Hübsches. Sie haben mehr davon.

VERHETZTE KINDER — OHNMÄCHTIGE REPUBLIK

Vor mir liegt:

«*Geographie für höhere Lehranstalten*» von Dr. Michael Geistbeck und Dr. Alois Geistbeck. Achter Teil. Staatenkunde von Frankreich, Großbritannien und den außereuropäischen Staaten. München und Oldenburg 1925. Sechste Auflage.

«Die Erweiterung des Geographieunterrichts an den höhern Lehranstalten Bayerns», heißt es in der Einleitung, «und die Gestaltung desselben als geographische Staatenkunde, endlich die gewaltigen politisch-geographischen Veränderungen durch den Ausgang des Weltkrieges erheischen erhebliche Ergänzungen und Änderungen der Vorlage. Dieser Aufgabe hat sich Herr Professor Wührer unterzogen, der seine Kraft schon mit der Verabfassung der Heimatkunde des 1. Teiles in den Dienst des Lehrbuchs gestellt hatte.» Eine deutsche Übersetzung dieses bayerischen Satzes steht noch aus.

Das Buch enthält eine Fülle von tatsächlichen Unwahrheiten, die lediglich zu dem Zweck aufgenommen sind, die Wahrheiten der «*Münchener Neuesten Nachrichten*» in wehrlose Kinder hineinzupressen. Beispiele:

«Eine hervorstechende Eigenschaft des Franzosen ist sein Fleiß und seine Sparsamkeit. Die Folge ist ein allgemeiner Wohlstand. Doch fehlt dem Franzosen der Tätigkeitsdrang und die Unternehmungslust des Deutschen; er strebt nach frühzeitigem Rentnertum. Kennzeichen des französischen Volkes sind aber auch glühender Ehrgeiz und Herrschsucht. Sie haben Frankreichs Schuldenlast vor der Revolution bis zum Staatsbankrott gesteigert, sie haben seine Volkskraft in der Zeit Napoleons erschöpft, sie haben zur Niederlage von Sedan geführt und haben es angetrieben, den Weltkrieg mit allen Mitteln vorzubereiten, aus dem es, aus den schwersten Wunden blutend, lediglich durch fremde Hilfe als «Sieger» hervorgegangen ist.»

Es ist nachweislich falsch, daß dem Franzosen Tätigkeitsdrang und Unternehmungslust fehlen; daß ihm «der Tätigkeitsdrang des Deutschen» fehlt, ist ebenso richtig wie die Behauptung, daß der Deutsche nicht die jagdlichen Anlagen eines australischen Buschmanns, besitze, sondern eben seine eignen. Wührer muß wissen, was die Franzosen aus ihren Kolonien gemacht haben, ein Faktum, das wir negativ bewerten, er aber anerkennen mußte. Es ist nicht wahr, daß die Franzosen von glühendem Ehrgeiz und Herrschsucht besessen seien. Die schärfsten französischen Nationalisten haben keinerlei Expansivgelüste; es gibt keinen aggressiven Imperialismus in Frankreich. Es ist nicht wahr, daß Frankreich den «Weltkrieg mit allen Mitteln vorbereitet hat» — es hat genau, genau so gerüstet, wie alle europäischen

Staaten das getan haben, genau wie England, genau wie Deutschland, genau wie Rußland. Die Schuld am Ausbruch trifft alle Staaten gleichmäßig; ich glaube, daß die deutsch-österreichische Konspiration der letzten vier Wochen vor dem 1. August ein Plus an Schuld trägt. Es ist nicht recht, einem Lande, das für seine nationalen Interessen, die Wührer bei den Deutschen bejaht, so geblutet hat wie Frankreich — es ist nicht recht, diesem Lande noch heute seine Verluste vorzuwerfen, und es ist eine hervorragend deutsche Eigenart, ein weltgeschichtliches Geschehnis dadurch aus der Welt schaffen zu wollen, daß man es in Anführungsstriche setzt. Frankreich ist nicht als «Sieger» aus diesem Kriege hervorgegangen, sondern als Sieger, und Deutschland hat diesen Krieg verloren.

Vom französischen Kolonialreich:

«Der eigentliche Grund dieses Ausdehnungsstrebens war sowohl das Bedürfnis, die Einbuße an Ruhm und Ansehen, die der Krieg von 1870/71 herbeigeführt hatte, durch große überseeische Unternehmungen wieder wettzumachen . . .»

Jacob Burckhardt, im März 1873: «Das erste große Phänomen nach dem Kriege von 1870/71 ist die nochmalige, außerordentliche Steigerung des Erwerbssinnes, weit über das bloße Ausfüllen der Lücken und Verluste hinaus, die Nutzbarmachung und Erweckung unendlich vieler Werte, samt dem sich daran heftenden Schwindel (Gründertum).» Dies zunächst für Deutschland. Von Frankreich aber: «Das Staunen der ganzen Fachwelt erweckt die Zahlungsfähigkeit Frankreichs, das in seiner Niederlage einen Kredit genießt, wie kaum je ein Land im vollen Siege.»

«Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die französische Kunst trotz mannigfacher Schwächen tonangebend in der Welt geblieben ist.»

Cézanne erhält also auch in Bayern die Note im ganzen befriedigend und darf sich setzen. Aber:

«Es kann aber auch nicht in Abrede gestellt werden, daß Paris mehr als andre Millionenstädte ein Ausgangspunkt sittlicher Zersetzung ist.»

«Mehr als andre Millionenstädte» — das ist Berlin. Ich weiß nicht, was München zersetzt; die zahlreichen Eisenbahnschlamperien, die so vielen Menschen den Tod gekostet haben, werden es wohl nicht sein.

Aber ich weiß, daß die bayerischen Schulräte, die dieses Buch haben durchgehn lassen, so viel von Paris verstehen, wie das Buch wert ist. Bayern tröste sich: es ist noch nicht zersetzt, sondern hat sich seine bundesstaatliche Eigenart bewahrt.

«Seit 1688 hat kein Feind mehr britischen Boden betreten. Erst während des Weltkrieges griffen die deutschen Kriegsschiffe zu

wiederholten Malen die englischen Küstenstädte an und fielen aus deutschen Kriegs-Luftschiffen Bomben auf englische Städte hernieder.»

Das ist deutsch, für Schüler. Der Luft-Angriff war ein Verstoß gegen das Völkerrecht und ein überflüssiges Verbrechen dazu, das aus England den letzten Funken Energie herausgeholt hat.

Von England:

«Es fehlte . . .»

Nun, wo fehlts denn bei denen?

«Es fehlte den leitenden Männern der englischen Industrie vielfach eine gründliche technische und wissenschaftliche Durchbildung. Man begnügte sich zu einseitig mit der praktischen Erfahrung.»

Wohin kämen wir auch damit —!

«Die englische Industrie blieb hinter der deutschen hauptsächlich in den Zweigen zurück, die am meisten auf wissenschaftlicher Forschung aufgebaut sind, so in der Stahlbereitung, in der chemischen Industrie und der Präzisionsmechanik. Ein weiterer Vorteil der jungen deutschen Betriebe war die Verwendung der neusten Maschinen, während die alten englischen Betriebe vielfach noch mit unvollkommenen alten Maschinen arbeiteten.»

Daß jedes Volk seine Spezialität hat, in der es besser arbeitet als andre, ist nicht neu. Die Welt ist kein Rennplatz, und England arbeitet weder besser noch schlechter als Deutschland, sondern anders.

«Als gefährlichster Nebenbuhler im Bereiche des Handels erschien neben den Vereinigten Staaten das Deutsche Reich. Es war auch tatsächlich im Absatz seiner Industrierzeugnisse, in Schiffahrt, überseeischem Handel und überseeischer Betätigung England immer nähergerückt und hat ihm in mancher Hinsicht sogar den Rang abgelassen. Hauptsächlich durch den deutschen und amerikanischen Wettbewerb sah die englische Volkswirtschaft sowohl in der Industrie wie im Handel ihre Vorzugsstellung bedroht» und fing daher einen Krieg mit den Vereinigten Staaten an — nein: «Der Krieg schien eine geeignete Gelegenheit, die Kraft des einen Konkurrenten zu schwächen. Dies gelang zwar, aber gleichzeitig wuchs die Union England über den Kopf.»

Nachweislich falsch. Die Arbeitsmethoden der englischen Industrie unterscheiden sich allerdings von den deutschen, denen ein Schilderer mit Recht vorgeworfen hat, sie seien überlackiert und auf Fassade gestellt. Daß die «Union England über den Kopf wächst», ist für jeden Kenner der Verhältnisse ein Nonsens. Dieser Satz ist überhaupt nicht diskutierbar — man lese nach, was etwa Professor S. Saenger darüber schreibt, der England wirklich kennt, und man wird versucht sein, an der Sorgfalt bayerischer Schulbehörden sanft zu zweifeln.

Gebiete, die durch den Vertrag von Versailles den Deutschen verloren gingen, stehen nach wie vor unter «Deutsch-Südwest-Afrika», tragen also unrichtige Bezeichnungen; eine genaue Beschreibung dieser Gebiete findet sich in der «Geographie Deutschlands», Bayern erkennt Versailles nicht an, und die Engländer werden sich schön ärgern.

Auch die Japaner kriegen einen aufs Dach. Hätten sie sich im Kriege nicht gegen Deutschland gewandt — wer weiß, vielleicht hätte sich Bayern für neutral erklärt, aber so . . .

«Mit Japan ist eine neue Großmacht, mitbestimmend in der Weltgeschichte, eingetreten: eine nichtarische und nichtchristliche Macht.»

Der Mikado soll ja nicht einmal auf die *«Münchner Neusten Nachrichten»* abonniert sein! Eine Macht, die nicht beichten geht, die nicht so garantiert rasserein ist wie die Germanen, hoihotoho mit Zugstiefeln, eine Macht, die zwar nicht direkt aus Juden besteht, aber immerhin . . . gelb sind diese Kerle . . . die Araber sind auch gelb . . . hepp, hepp! gsuffa!

Dergleichen steht in einem Lehrbuch der deutschen Republik. Die bayerischen Belange (sprich das aus wie: Melange), die katholische Einflußsphäre, deren Auswirkungen sich jeder anständige und gebildete Katholik schämen sollte, die Hetze zu neuen Kriegen und zur Revanche sind deutlichst zu spüren.

Es folgt aus diesem Buch, daß die Befriedigung, der Fortschritt und die Pflege eines neuen Geistes zu allererst in den kleinen Zellen zu erfolgen hätte, und grade da erfolgt sie nicht. Die Monstre-Bürokratie Deutschlands kann uns viel erzählen — maßgeblich ist und bleibt nur, was im Konferenzzimmer der Schulen, in den Provinzialschul-Kollegien, in den Bürgermeistereien und in den Schreibstuben der Güter getrieben wird, und das sieht in der Gesinnung so aus wie dieses von Unrichtigkeiten wimmelnde Buch.

Das Buch steht in der sechsten Auflage. Sechste Auflage heißt nicht: sechstausend Stück, denn wahrscheinlich ist die Zahl der gedruckten Exemplare weitaus höher. Sechste Auflage heißt bei einem Schulbuch überhaupt nicht soundsoviel Stück.

Sondern sechste Auflage bedeutet:

Jahraus, jahrein wird aufnahmefähigen Kindergehirnen ein Lehrstoff eingetrommelt, den sie wahrscheinlich nie wieder vergessen werden und den auszuradieren nur wenige Gelegenheit und Kraft haben. In diesem Alter prägt sich Gesagtes rasch und kräftig ein; um wie viel mehr erst, wenn es durch die Autorität der Schule gestützt und entsprechend feierlich ex cathedra vorgetragen wird.

Jenes Buch steht in der sechsten Auflage. Wann also, so dürfte unsre Rechenaufgabe lauten, haben wir den nächsten Krieg —?

Pazifistische Eltern, die das Unglück haben, ihre Kinder in so eine Verbildungsanstalt schicken zu müssen, dürfen sich dann an die sehr zweischneidige Aufgabe machen, Tag für Tag die Schule zu desavouieren. Hoffentlich tun sies.

So, genau so, ist der Weltkrieg geistig vorbereitet worden. Von Frankreich zu sagen:

«Der äußern Machtstellung entspricht nicht die innere Kraft. So kann der Sieg Frankreichs nur als ein vorübergehender Erfolg seiner Politik betrachtet werden . . .»

ist die klare Aufhetzung zur Revanche, um so mehr, wenn hinzugefügt wird, daß die Franzosen nur vierzig Millionen stark sind, die Deutschen aber achtzig Millionen stark seien — eine Zählung, die offenbar alle Deutschen, auch die in fremden Ländern, mitgezählt hat.

Über die großdeutsch-nationale, klein-bayerische Gedankenlosigkeit der absoluten Staatssouveränität aber siegt der Gedanke der Vereinigten Staaten von Europa.

ES IST

Es ist so viel unverbrauchte Zärtlichkeit in Hotelzimmern,
wo sie allein liegen:
ein Mann, oder eine Frau, oder ein angebrochenes junges Mädchen —
in leiser Lächerlichkeit liegen wir allein.

Es ist eine Einsamkeit, umflossen
von den Strömen des städtischen Gases,
des elektrischen Stromes, für alle gemacht,
einer Zentralheizung, eines Zentralessens, einer Zentralzeitung . . .
aber ein kleiner Fleck ist noch da,
auf dem sind wir allein.

Jeder liegt in seiner Schublade.
Die kleinen Härchen auf den Oberarmen schwanken suchend im
Luftzug,
wie die Greifer der Meerespflanzen in strömendem Wasser; ·
die Haut langweilt sich.

Wenn jetzt einer käme und sagte: «Bitte sehr! ich liege Ihnen zur
Verfügung!»
wenn ich jetzt durch die Wand ginge zu meiner Nachbarin —
(«Man ist doch keine Hure! ich werfe mein Leben nicht in Hotels
weg!» — Kusch.)
— wenn jetzt eine dicke Dame käme, mich im Bad zu massieren;

wenn sich jetzt der Jungen ein verständiger Mann gesellte, der sie nur
streichelte . . .
ungenützt ist die Nacht.

Dreivierteileins.

Es kocht in den Röhren des Badezimmers;
badet jemand noch so spät?

Neugierig sind wir auf fremde Körper.

Wie legen Sie abends das Hemd auf den Stuhl? Lieben Sie Fruchtsalz?
Ziehen Sie Ihre Uhr morgens oder abends auf?

Und in der Liebe?

Sind Sie gesund? Verzeihen Sie, ich habe solche Furcht vor
Krankheiten —
das ist ein Teil meiner Tugend.

I'm in love again —

nein, das eigentlich nicht:

es sollte nur jemand da sein, an dem ich mich spüren kann.

Warum, 318 (mit Bad) liegen Sie so allein?

Denkbar wäre auch eine Hotelgeisha, die höflich liebt,
und die auf der Rechnung nur als kleiner, diskreter Kreis vermerkt ist —
aber schöner wäre ein Gast.

Warum kommt nie ein Einsamer zu einer Einsamen?

Stolz kriechen wir in unser zuständiges Gehäus,
hygienisch, unnahbar, vernünftig,
allein.

Knips das Licht an, sagt der Schlaflose zu sich selbst
(er duzt sich, weil er sich schon so lange kennt) —
und lies noch ein bißchen.

Du hast zu viel Pfirsich-Melba gegessen, daher solche Gedanken,
Luftblasen auf dem Meer der innern Sekretion.

Du bist überhaupt gar nicht allein. Du hast eine Zeitung. Lies:

8. Fortsetzung

Nachdruck verboten.

Schließlich raffte sie ein Spiel Karten auf, kauerte sich neben den
Kamin und begann, eifrig und hingegen zu mischen.

«Ich kam in der Absicht», begann er mit einer nicht ganz festen
Stimme, «noch heute um Ihre Hand anzuhalten.» Das schöne Mädchen

WIE SIEHT DER ERFINDER DES REISSVERSCHLUSSES AUS?

Den Erfinder des Reißverschlusses denke ich mir als einen älteren, teils vergnügten, teils mürrischen Mann: vergnügt, wenn seine Frau verreist ist, mürrisch in allen andern Lebenslagen. Er hat schütteres, weißes Haar, obgleich er noch gar nicht so alt ist; ein leicht lahmes Bein, das er unmerklich nachzieht, eine bedächtige Brille, niedrige Klappkragen, wie sie sein Großvater noch getragen hat. Er ist Deutsch-Amerikaner und heißt mit Vornamen Sam.

Eines Nachts kann dieser Sam nicht schlafen. Es ist eine mürrische Nacht, denn die Frau Sams liegt neben ihm und sieht aus wie ein älteres, etwas fett gewordenes Girl, kein sehr erfreulicher Anblick. Sam freut sich auch nicht — er liegt durchaus auf die andere Seite gedreht und denkt nach. Worüber denkt er wohl nach —?

Keineswegs an die Erfindung eines Reißverschlusses. Sam ist weder Ingenieur noch Techniker, sondern Buchhalter in einer Expedition für Blumensamen. Aber in seinen Mußestunden bastelt er an allem, dessen er habhaft werden kann, zum großen Ärger des fetten Girls: an den Uhren, am Rundfunk, am Auto, an den Fensterläden und an den geheiligten Vorrichtungen des Badezimmers. Zur Zeit hat er es mit der Handtasche seiner Frau. Irgend etwas gefällt ihm nicht an dieser Tasche.

Nun macht das Girl, das fette, eine lasche Bewegung im Halbschlaf . . . «Leo», flüstert sie — denn dies ist ihr erster Mann gewesen. Sam zieht die Nase kraus — er liebt Leo nicht, denn Leo ist ein erfolgreicher Reisender in Essig, trägt so hohe Kragen und hat eine Frau, die aus dem Norden ist und auch so spricht . . . Ja, also die Handtasche hat einen Bügel, und dieser Bügel behagt Herrn Sam nicht mitnichten. Das fällt ihm jetzt ein. Wenn man . . . und er versinkt in Grübeln . . .

Mit einem Schrei fährt das Girl auf. «Sam!» — Kein Sam. «Es sind Einbrecher — —!» In der Küche rumort es, in der Wohnung rumort es. Das Girl stirbt vor Schreck, kommt wieder zu sich, stirbt noch einmal und steckt dann den süß ondulierten Kopf unter die zu diesem Zweck angebrachte Bettdecke. Da steht Sam vor ihm. «Was schreist du so?» grollt er dumpf. Seine Augen leuchten, er ist vergnügt-mürrisch. «Sam! Es sind Einbrecher — hast du — —?» — «Ich habe es gefunden», sagt Sam. «Was hast du gefunden?» sagt das Girl. «Das mit dem Bügel», sagt Sam. «Jetzt in der Nacht?» sagt das Girl. «Jetzt in der Nacht», sagt Sam. Und klettert ins Bett und hört nicht und sieht nicht, und seine alten, gelben Hände machen so sonderbare Bewegungen auf der Decke, daß das Girl nur den Kopf schütteln kann und an Leo denkt, den es glücklich los ist, und an ein ganz anderes Leben, das es hätte führen können, mit einem Douglas Fairbanks für den

Vormittag und einem Valentino für den Nachmittag, und weil Valentino nun tot ist, und Leo noch lebt, muß das Girl leise weinen, ganz leise. Sam lächelt.

Am nächsten Tag, einem Sonnabend, sitzt Sam von Mittag an bis zum nächsten Sonntag abend an seinem kleinen Basteltisch und klopft und hämmert und zwickt mit Zangen, und dann geht er ins Gartenhäuschen und schlägt auf dem winzigen Amboß herum und läßt den Schweiß-Apparat aufzischen und ist sehr tätig. Am Montag steht er vor dem Direktor eines großen Konsortiums, der bei Sam seinen Blumensamen kauft.

«Hier wird gezogen», sagt Sam; «sehen Sie: so — und hier: so —.» Der Direktor sagt nichts; seine Hände machen eine Bewegung, die an das Auf- und Zuklappen der Flügel eines großen Raubvogels erinnern. «Zeigen Sie mal —», sagt er langsam. Und nimmt das kleine, mit Metallzwecken besetzte Lederding, das Sam ihm hinhält, in die Hand. Und zieht. Es ist ganz still in dem kleinen Raum. «Das ist —», sagt der Direktor, faßt sich aber sofort; «das ist — ehm — das ist nicht unbrauchbar; nicht ganz unbrauchbar. Wieviel wollen Sie dafür?» Zahlen schwirren. «Haben Sie eine Beschreibung?» sagt der Direktor. Nein, die hat Sam nicht. Der Direktor klingelt. Ein minder fettes Girl erscheint; Sam soll diktieren. Er kann nicht diktieren. Der Direktor hilft. Es kommt eine ziemlich zusammengestoppelte Erklärung zustande. Der Direktor ist zufrieden. Sam, der plötzlich einen engbeschriebenen Scheck vor seinen Augen auf- und abtanzen sieht, hat eine Vision. Das minder fette Girl verhilft ihm zu dieser Vision. Sam akzeptiert den Vorschlag des Direktors. Sam, du Ochse.

Kaum ist Sam heraus, so stürzt der Direktor mit ein paar Bogen Papier und dem Ledersäckchen aufs Patentamt . . .

In der Generalversammlung kriegen sie heiße Köpfe. Das ist . . . so etwas hat man noch nie . . . das da ist keiner der ausgekochten Jungen, der nicht sofort wittert, was das ist. Über den korrekt sitzenden Schlipsen bewegen sich die harten amerikanischen Köpfe rasch hin und her. Hier ist die Chance, die große Chance. Und als sie gerade alle auseinandergehen wollen, mit dem festen und sicheren Bewußtsein, die große Gelegenheit ihres Lebens endlich erreicht zu haben und sie — das walte Gott! — richtig auszunutzen: da stellt der Jüngste der Gesellschaft eine Frage. Es ist nur eine kurze Frage — aber es wird ganz still in dem kleinen Saal. «Wie kommt das denn eigentlich zustande?» fragt er.

Die Gespräche sind wie abgehackt. Ja — wie wird es denn eigentlich gemacht —? Nun reden alle mit einem Male. Alle wollen es wissen — niemand weiß es. Hastige Hände blättern in der Beschreibung, die der alte Sam diktiert hat, und die, sauber vervielfältigt, vor jedem auf dem Tisch liegt. Aber da steht nur, wie man den Reißverschluß handhaben

muß — aber da steht nicht, warum der Reißverschluß funktioniert, warum, warum . . . Mit einer energischen Geste hakt der Direktor das kleine Tischtelefon ab und sagt eine Nummer in den Apparat.

«Nicht zu Hause», sagt der Direktor. «Was heißt das — nicht zu Hause? Er soll sofort — Verzeihung, gnädige Frau — aber Ihr Mann ist . . . wie? Er hat Ihnen nichts davon gesagt? Das ist sehr merkwürdig? Er ist auch schon mittags nicht zu Hause gewesen? — ganz gegen seine Gewohnheit nicht zu Hause — —?» Alle sehen sich betroffen an. Und nun erklären wieder alle mit einem Male, warum ein Reißverschluß, die Hoffnung ihres Lebens, funktioniert, funktionieren muß — aber sie wissen es nicht, niemand weiß es. Wo ist der Erfinder des Reißverschlusses —?

Der Erfinder des Reißverschlusses hat den Scheck zu Geld gemacht. Der Erfinder des Reißverschlusses ist mit einem schlanken, mit einem blonden, mit einem himmlisch gepuderten, mit einem grazilen Girl davongemacht — nach Paris. Denn so steht es in den Büchern; denn so ist das im Film. Sam hat eine Brieftasche mit Dollars; das Girl hat ein Herz (und den Rest) aus Zelluloid. Nun schwimmen sie über den Ozean, und nun sind sie in Paris.

Inzwischen kommen drüben die ersten Taschen mit Reißverschluß heraus, und es gibt eine Sensation. Alle Welt will einen Reißverschluß haben: die Tabaksbeutel und die Handtaschen der Damen und die kleinen Koffer und die Ministerportefeuilles — und es ist nur schade, daß man nicht auch alle Damenkleider mit Reißverschluß . . . und die Konkurrenz der Branche sieht mit einem nassen Auge das kleine, eingepreßte Zeichen im Metall an, das da anzeigt, wie gut dieser ver-teufelte, kleine Trick geschützt ist . . . «Never mind!» Man muß die nächste Chance abwarten. Diese ist dahin.

Und kein Mensch weiß, wie es «gemacht» wird. Kein Mensch kann sich erklären, warum, warum der Reißverschluß funktioniert. Niemand weiß es. Die Fabrikanten können ihn herstellen, aber sie wissen eigentlich auch nicht ganz genau, *was* sie da fabrizieren. Ich weiß es nicht. Du weißt es nicht. Wir wissen es alle nicht.

Und der einzige Mensch, der es weiß, sitzt, während du dies liest, in Paris an der Ecke des Boulevard des Italiens und der rue Helder und verkauft Zeitungen. Er hat keinen Sou mehr, der arme Sam; das Zelluloid-Girl ist ihm davongelaufen, mit einem andern Sam, der George heißt, die Brieftasche ist leer, die Dollars sind fortgeflogen — und übriggeblieben ist ein armer, alter Mann, der nachts, wenn er in das kleine Schlafhotel am Boulevard Sébastopol kriecht, wo er in einem stickigen Zimmer mit acht Markthelfern schläft, nur eine einzige, süße, kleine Schadenfreude im Herzen trägt.

Er weiß, warum der scheinbar so einfache, welterobernde Reißverschluß funktioniert. Und er sagts keinem.

JAKUBOWSKI

Die Hand gekrampft um die Barriere,
 so steht der graue Mann, geduckt.
 In seinen Augen fragt die Leere —
 man sieht, wie er den Speichel schluckt.
 Ihm gegenüber, hoch erhoben,
 ein kalter Stahl, der Staatsanwalt.

Es dämmern dumpf die andern Roben,
 Geschworne lauschen, Rede knallt:
 «So haben wir den Mord bewiesen —
 und jedes Mitleid wäre schlapp!
 Ich fordere von Ihnen diesen!
 Haun wir ihm den Kopf ab!
 Haun wir ihm den Kopf ab!
 Haun wir ihm den Kopf ab —!»

Grau-regnerisch wölbt sich der Himmel
 fahl über rotem Backsteinbau;
 vom nahen Türmchen ein Gebimmel —
 die schmutzige Turmuhr zeigt genau
 halb fünf. Es öffnet sich die Pforte,
 heraus schwankt ein halbtotes Tier.
 Der Mund sagt unhörbare Worte . . .
 — «Na, wird das! Sind wir alle hier?»
 Der Staatsanwalt hält einen Bogen
 und liest gefühllos, schnell und knapp.
 «Und somit übergebe ich Sie dem Richter!»

Geschleppt, gezogen —

Hier geschieht ein Mord!
 Sie hauen ihm den Kopf ab!
 Sie hauen ihm den Kopf ab!
 Sie hauen ihm den Kopf ab —!

Der Körper liegt in fremder Erde.
 Kein Kreuz — wie einen Hund verscharrt.
 Die schlafen gut. Ein Schrei: «Es werde
 Gerechtigkeit!»

Ganz Deutschland ist zum Paragraph erstarrt.

Laßt ihr euch die Justiz gefallen?
 Hält euch ein Korpsstudent zurück?
 Steht denn Justitia über allen?
 Wagt euch an dieses Hurenstück!

Soll dieser Jammer niemals enden?
 Werft die Figur vom Postament herab!
 Einen Tritt ins Gesäß!

Die Waage aus den Händen!
 Hauen wir ihr den Kopf ab!
 Hauen wir ihr den Kopf ab!
 Hauen wir ihr den Kopf ab —!

FAHRT INS GLÜCK

Ich ziehe meinen Rolls-Suiza aus dem Bootsschuppen, prüfe die Propeller und reite ab. Der Landweg führt durchs Holsteinische, vorbei an dem Dörfchen Lütjenburg, wo im Jahre 1601 Jakob Wasa mit Georg dem Heizbaren die berühmte Schlacht bei Lütjenburg schlug, in der ihm sechs Pferde unter dem Leib . . . vorüber; Baumwipfel und kleine Kuppen grüßen — und da liegt Mütterchen Ostsee. Die Straße führt durch Haffkrug, Scharbeutz, Timmendorfer Strand.

Wir sind im Herbst, und Villen, Hotels und Kurhäuser stehen leer; nur hier und da ragt noch ein Strandkorb mit Wimpeln und einer Fahne; die Manikür-Fräulein sitzen gelangweilt vor den Frisiersalons in der Sonne und putzen sich selber die Nägel, um nicht aus der Übung zu kommen; Hunde lungern herum und schnüffeln in alten Zeitungen, lesen und heben ein Bein; die Ostsee ist eigentlich schon zugedeckt. Und je weiter ich komme, desto mehr blähe ich mich auf; ich nehme zusehends zu, vor Schadenfreude bekomme ich fast einen kleinen Bauch . . . Was tat der Marquis de Sade? Er röstete kleine Mädchen und bestreute sie mit gestoßenem jungem Mann? Das ist gar nichts. Ich — genieße eine Sommerfrische, die ich nicht zu genießen brauche.

Meine wollüstige Phantasie bevölkert diese leeren Straßen und Häuser; es ist heiß, eng und staubig, alles ist besetzt, und die Wirte sind frech wie die Aasgeier, die nur noch aus Übermut fressen. «Ein einzelnes Zimmer geben wir nur an achtköpfige Familien ab —!» Die Ostsee liegt faul da, wie ein alter Tümpel; sie stinkt widerwillig vor sich hin, das gefangene Raubtier, und die Leute sagen: «Nein, wie erfrischend es hier aber ist —!» Eine Wolke von fataler Ausdünstung lagert über Scharbeutz, Timmendorfer Strand und Haffkrug; Teller rasseln, Hunde bellen, Kinder quäken, und ein Brei des Geredes ergießt sich über den Strand:

— «Geh doch ma rrüber, bei Rrröper — sach man, es wehr für uns!»
 — «Nu sehn Sie sich bloß mal Frau Lahmers an, wie sie heut wieder aussieht! Wie macht die Frau das bloß?» — «Kuck mal, ne Judsche!»
 — «Einen Umchain haben diese Goiten!» — «Wer mir an meinen Strandkorb rankommt und will die schwarz-weiß-rote Flagge runter-

holen, den hau ich — na, das wär gelacht! Wir sind doch hier zur Erholung hier!» — «Hab ich nötig, Schwarz-Rot-Gold aufzuziehen? Wir sind doch zur Erholung hier...!» — «Hat er dich für heute abend hinbestellt? Würd ich nicht gehen... Elli, das kannst du nicht tun! Oder du nimmst mich mit!» — «Das kommt ganz auf die Umstände an, gnäjjes Frollein!» — «Auf welche Umstände, Herr Assessor?» — «Nero! Nero! Komm mal her! Komm mal hierher! Komm mal hier mal her! Nero! Pfuit! Pfuiiiit! Kannst du nicht hören! Nero!» — «Mama, Lilly schmeißt mit Popeln!» — «Frau Doktor! Frau Doktoor! Sie haben Ihren Büstenhalter vergessen!» — «Schrei doch nicht so!» — «Na, meinst, man sieht das nicht, daß sie ein hat...?» — «Mir ist die ganze Reise verleidet!» — «Meines Erachtens nach beruht die Rettung Deutschlands wesentlich auf den Kolonien. Also, meine Herren, England...» — «Ein kleiner Kaffee zwei vierzig, ein Teelöffel achtzig, ein Glas Wasser fünfzig, eine Tasse dreißig, Kuchen haben sie nicht gehabt, macht vierzig, zusammen...» — «Donnerwetter, hat die Frau Formen —» Und ich bin nicht dabei.

«Mir ist die ganze Reise verleidet —!» Mütter tosen, bei denen man sich aussuchen kann, ob sie zu wenig geliebt oder zu wenig geprügelt worden sind; die Zuckungen in Unordnung geratener Gebärmütter vergiften ganze Existenzen. Kinder heulen, Väter fluchen, die Hunde kneifen gleichfalls den Schwanz ein, und die Grundlage des Staates ist, woran kein Zweifel, die Familie.

Jetzt bin ich aufgepumpt wie ein Ballon, das Gas der Gemeinheit erfüllt meine kleinsten Poren — ah, nicht dabei sein müssen, wenn sich diese Menschheit zwecks Erholung zu scheußlichen Klumpen zusammenballt wie vereinbaren Sie das Herr Panter mit Ihrer sozialen Gesinnung da erholen sich diese armen Leute so gut sie das können und Sie halt die Schnauze es gibt Flammri, der zittert vor Ekel über sich selbst auf dem Teller, alles ersauft in derselben Sauce, abends knallt eine dolle Nummer von Sekt an den Tischen der Réühniong und fließt derselbe in Strömen aus Schmerz über den Schmachfrieden von Versailles... weil sie sich am Morgen in die wehrlose Ostsee stippen, waschen sie sich nun überhaupt nicht mehr, wieso, wo wir doch morgens baden, Emmy, du bist ein Ferkel, es ist heiß, es ist staubig, es riecht nach Milch und kleinen Kindern und Pipi, es ist überhaupt so schön, wie es nur die Natur und der Bürger vereint zustande bringen — und ich bin nicht dabei.

Hochkragige Fememörder mit Holzfressen, in deren kalten Augen eine stets parate Grausamkeit glitzert; sich erholende Buchhalterinnen für sechs Mark fünfzig den Tag zuzüglich Getränke; sie tragen eine Liebenswürdigkeit im Herzen, die nur für einen ausreicht — dem Rest gegenüber sind sie sauer und so unfreundlich...

Manchmal ist es schön, allein zu sein. Manchmal ist es schön,

keinem Verein anzugehören. Manchmal ist es schön, vorbeizufahren.

Der Herbsttag ist blau, die hohen Bäume rauschen, und violett vor Schadenfreude passiere ich die sommerlichen Stätten der Lust, die nicht so groß sein kann wie meine, an ihr nicht teilnehmen zu müssen. Falscher Nietzsche; der Kollektivismus; der typische bürgerliche Intellektuelle; eine Frechheit; im Namen der Arbeitsgemeinschaft der Reichsverbände Deutscher Ostseebäder-Vereine; der pariser Jude Peter Panter; eine Geschmakklosigkeit, antisemitische Äußerungen zu bringen; wo erholen Sie sich denn, Herr? wir lebhaft bedauern müssen, diesem Artikel in unserm Blatt die Aufnahme zu verweigern, das Nähere siehe unter Inserate; Sie haben eben keine Kinder; wo liegt eigentlich Scharbeutz? wir waren dieses Jahr in Zinnowitz, Gottseidank judenrein; wir waren dieses Jahr in Westerland, also wirklich ein sehr elegantes Publikum — versteh ich einfach nicht, was er hat —

— der Herbsttag ist blau, die hohen Bäume rauschen, die Ostsee sächzelt, und ich fahre selig durch die holsteinischen Wälder des Herbstes,

hindurch, vorbei, vorüber.

DIE BEAMTENPEST

I

Allein vom Staate wurde die Kultur doch in hohem Grade positiv und negativ bestimmt und beherrscht, indem er von jedem einzelnen vor allem verlangt, daß er Bürger sei.

Jeder einzelne hatte das Gefühl, daß die Polis in ihm lebe. Diese Allmacht der Polis aber ist wesentlich verschieden von der modernen Staatsallmacht. Diese will nur, daß ihr niemand materiell entwische, jene wollte, daß jeder ihr positiv diene, und mischte sich deshalb in vieles, was jetzt dem Individuum überlassen bleibt.

Jacob Burckhardt: *Weltgeschichtliche Betrachtungen*

Der Versailler Friedensvertrag hat die Kleinstaaterei in Europa stabilisiert. Die europäische Landkarte sieht aus wie ein mit Flickchen besetztes Kleid; wo ein Riß ist, sitzt ein Fähnchen. Clemenceau und seine Leute haben zwar begriffen, daß die Unterdrückung von Minoritäten aufhören müsse — aber sie haben niemals begriffen, daß das Jahr 1918 dafür andre Lösungen vorschreibt, als ihnen nach den Idealen ihrer Jugend vorschwebten. Denn es handelt sich nicht darum, die kleinen Staaten aufzubauen, sondern die großen, in dieser Form, abzuschaffen.

In den *Weltgeschichtlichen Betrachtungen*, diesem großen Weltbild eines der letzten liberalen Europäer, zeichnet Jacob Burckhardt die griechische Polis mit liebevollen Strichen. Der Vergleich mit den schweizerischen Städten fällt sofort auf: dort der große, mechanistische Staat, der nur materialistische Interessen vertrete; hier das feine, geistige, oligarchische und fast aristokratische Staatsgefüge, das eben vermöge seiner Kleinheit andern Gesetzen unterliege als die Kolosse . . . es ist wie ein Klageruf um Vergangenes und Vergehendes.

Burckhardt könnte heute zufrieden sein, wie —? Da ist nun ein Europa, in dem es von kleinen und kleinsten Staaten wimmelt; jede kleine Gruppe ist zu einem Staatswesen geronnen, überall flattern neue Fahnen im Wind . . .

Essig.

Der Grundfehler dieser neuen Staatsgründungen liegt darin, daß sie allesamt von ihrer Kleinheit und von dem Vorzug ihrer militärischen Machtlosigkeit überhaupt keinen Gebrauch machen. Sie ahmen vielmehr den großen Staaten in deren bösesten Unarten nach, ohne ihren eignen Wert, der auf ganz andern Gebieten liegen könnte, zu steigern. Das zeigt sich an mancherlei Symptomen.

Man kann bei dieser Staatenbildung en gros einmal recht deutlich sehen, wie das Individuum den Staat wirklich beurteilt, und was der in Wahrheit ist. Nehmen wir ihm einmal die Fahne etwas hoch, und was sehen wir da?

Le pavillon couvre la marchandise. Aber was sehen wir noch?

Wir sehen die Menschen sich wie die Raben auf eine fette Beute stürzen. Hier gibt es: Pension; völlige Verantwortungslosigkeit im Handeln; Autorität; Befriedigung von dumpfen Gelüsten, als da sind: Kollektivrausch minderwertiger Individuen, Sadismus, auszulassen am Nebenmenschen . . . und noch mancherlei. Da sind sie alle da.

In Ungarn ist jeder fünfte Mensch ein Beamter. Das heißt: Ein Fünftel Ungarn lebt von den vier andern Fünfteln, sich mühselig eine Arbeit schaffend, die ursprünglich gar nicht vorhanden gewesen ist. Man hat den immensen Fehler begangen, die Stadt Danzig, eine mittlere Hafenstadt wie hundert andre auch, zu neutralisieren: die Honoratioreneitelkeit schlug hohe Bogen, und dieses Nest, das hundertundfünfzigtausend Einwohner gehabt hat und nun durch Eingemeindungen zweihunderttausend dazu bekommen hat, spielt Staat, wie ein Kind, das Kaufmann spielt. Die Folge ist eine niemals abreißende Krise: die Steuerzahler können diesen Haufen von geschäftigen Nichtstuern nicht mehr ernähren.

Der Staat hat überall die Religion ersetzt, wo die zu schwach ist, die metaphysischen Bedürfnisse von Kinobesuchern zu befriedigen. Es scheint ja, als übten die Worte *Staat, staatlich und Staats . . .* eine gradezu dämonische Wirkung auf die Träger aus, und wer einmal mit

angesehen hat, wie ein Beamter auf eine Beamtenbeleidigung wartet, in sich, dem Herrn Lehmann, plötzlich die große Kollektivität spürend, der wird wissen, wie sich die Eitelkeit des Privatmannes hinter die Wand des Staates verkriechen kann. Daß die wahre Macht der Staaten im Verhältnis zu ihrer sich ständig mehrenden Aktivitätsausdehnung ebenso ständig durch die Internationale der Kapitalisten gemindert wird, braucht jene nicht zu stören. Wer sich in seiner Straße nicht durchsetzen kann, weil er einen Buckel hat, der zieht sich eine Uniform oder einen Titel an —: Alle sehen nur noch die Uniform, niemand sieht den Buckel.

Die meisten dieser kleinen Staaten sind von Bolschewistenfurcht geschüttelt, die ja fast überall ein Zeichen schlechten sozialen Gewissens ist. Es ist Deutschland das Zeugnis auszustellen, daß es zu Rußland, auch da, wo es die russischen Methoden ablehnt, aus zum Teil dunkeln Gründen immer noch eine viel bessere Haltung einnimmt als etwa die Randstaaten, was verständlich ist, oder die Weststaaten, was weniger verständlich ist.

Man sollte nun annehmen, daß die kleinern Staaten so denken:

So groß wie Rußland sind wir nicht; so volkreich wie Deutschland sind wir nicht; so mächtig wie England sind wir nicht — also treten wir auf einem Gebiet an, auf dem uns niemand schlagen kann: nämlich auf dem des friedlichen Wettbewerbs der Kultur. Aber davon ist keine Rede.

Das starrt von Waffen; das starrt von Imperialismus, von dummen und nichtigen Minoritätsfragen, deshalb dumm und nichtig, weil die aufgewendete Energie meist in gar keinem Verhältnis zur Bedeutung dieser Minderheiten steht, es sind oft weniger Präntationen von Völkern als solche ehrgeiziger Sekretäre; das erlaubt sich Rechtsbrüche genau wie die großen; das stabilisiert die Macht der legalen Polizei-Illegalitäten genau wie die großen; das rast gegen Fremde genau wie die großen — kurz: die ganze Klasse mauschelt schon.

Da gibt es Abstufungen: in Estland ist sicherlich nicht so schlimm wie in Ungarn; Jugoslawien benimmt sich anständiger als Bulgarien — aber im großen ganzen toben sich doch in diesen kleinen Staaten Unvernunft, privater Geltungswahn und übelster Kapitalismus aus, der um so schädlicher und gefährlicher ist, weil er sich intensiver bemerkbar macht. In Deutschland rutscht schon einmal jemand durch — in Lettland ist das schwerer. Und keiner sieht, daß Größenunterschiede Qualitätsdifferenzen zur Folge haben, und daß es gar nicht die Aufgabe der kleinen Staaten ist, in Kleidern herumzulaufen, die ihnen acht Nummern zu groß sind.

Sie äffen die Großen, und wenn die sich lausen, lausen sie sich auch. Sie haben ihre «Geschichte», und wenn sie sie erst konstruieren mußten, so haben sie sie konstruiert; sie haben ihre «Traditionen», und wenn

die erst zehn Jahre alt sind, so riechen sie doch schon, als hätten sie ein Alter von hundert; sie haben ihren Staatsdünkel, ihre Selbstgefälligkeit, ihren Gruppenwahnsinn und ihre eigenstaatlichen «Belange» wie die großen. Sie haben überhaupt alles. Nur eins haben sie nicht.

Es fehlt ihnen völlig die Existenzberechtigung. Man weiß gar nicht, wozu das da ist. Der Föderalismus ist nicht abzulehnen — diese Staaten-Spielerei ist abzulehnen.

Sie schnüren mit lächerlichen und albernem Paß- und Zollschikanen den Handel ab und ihre murksige Industrie ein; dann sind sie gezwungen, Arbeitslosenunterstützungen in Form von Beamtengehältern auszuzahlen, und die also Unterstützten revanchieren sich, indem sie der «nichtbeamteten Bevölkerung» Schwierigkeiten machen, die ebenso groß wie überflüssig sind. Sie komplizieren die Weltwirtschaft und die Geldwirtschaft, und Kompliziertheit ist, wie Wieland Herzfelde einmal ausgeführt hat, das Ideal des Bürgers, denn im Dunkeln ist gut munkeln. Sie verstehen ihre Zeit nicht, ihren Kontinent nicht, ihre Lage nicht.

Was das zaristische Rußland mit den Minoritäten getrieben hat, ist eine Schande gewesen. Was die Deutschen mit den Polen unter dem Kaiser getrieben haben, und wovon die Republik nie, niemals abgerückt ist, ist eine Schande gewesen. Aber heißt das nun, daß man den ehemals Unterdrückten die Möglichkeit geben soll, es ihrerseits gradeso zu machen? Und sie machen es fast überall genau so, genau so wie ihre Unterdrücker.

Wer schon den großen Staaten das Recht abspricht, so zu tun, als sei jeder von ihnen allein auf der Welt —: was hat der erst zu diesen Staatsgebilden zu sagen, die oft nicht mehr als zwei, drei mittlere Städte und ein paar hundert Bauernhöfe umfassen! Sie sind uneuropäisch, wenn man an die zu postulierende Zukunft denkt; sie sind im tiefsten und schlechtesten Sinne europäisch, wenn man an dieses Europa denkt.

Ihre Tragikomödie sehen sie nicht. Sie wollen nicht sehen, daß ihr Kapital fortwährend über die Grenzen fluktuiert; daß ganze Wirtschaftsgebiete ihnen nicht nur nicht gehören, sondern daß sie machtlos zusehen müssen, wie damit in und an andern Börsenplätzen gehandelt wird, man sagt es ihnen nicht einmal, und sie merkens erst an den Folgen. In Sachen Petroleum, Jute, Gerste, Leder haben sie nicht viel zu melden — denn ihre Zölle können zwar viel hindern, aber wenig bewirken. Dies Manko gleichen sie aus. Welcher Stolz in ihren Proklamationen! welch großes Maul dem Armen gegenüber! welche Pfauen-grandeza vor den Fremden, die nicht zurückschlagen können! Es sind Helden — nur da nicht, wo es etwas kostet.

Das haben sie von den Großen gelernt, die es ebenso machen, von Berlin über Paris nach London.

Was aber hält sie so? Was füllt immer wieder die Reihen ihrer Beamtenschaft? Was veranlaßt die Menschen, sich solchem Treiben hinzugeben, hörig, gierig, nimmer ermüdend?

II

Um zu verstehen, wie der Beamtenapparat in großen und kleinen Staaten arbeitet, muß man sich vergegenwärtigen, wie der einzelne dazu kommt, Beamter zu werden.

Er wird es natürlich nicht, weil er den Staat bejaht, oder weil er es gar nicht ertragen kann, wenn er seine Kraft nicht dem öffentlichen Wohl zur Verfügung stellt — oder was man so sagt. Er wird Beamter, um versorgt zu sein — um so unabhängig und verantwortungslos wie möglich zu arbeiten, und um regelmäßig ein sicheres Gehalt zu beziehen. So meditieren Eltern in Wahrheit, wenn sie überlegen, «was der Junge einmal werden soll» — so denken auch sehr viele Studenten, wenn sie sich zu entscheiden haben, ob sie in die Industrie gehen oder die Beamtenkarriere einschlagen sollen. Der Rest sind Ausnahmen oder Lügen.

Der Eintretende nun wird von dem vorhandenen Beamtenkörper aufgesogen und kann ihn kaum ändern; wenn er erst die Möglichkeit hat, zu reformieren, ist er zu alt, und sind diese Reformen dann so stark, daß sie an die Grundelemente des Turms rühren, so wird er automatisch von der Gruppe ausgestoßen. Er verschwindet, denn er hat sich zu assimilieren, nicht sie.

Es ist nun an den jungen Leuten, die in eine staatliche Verwaltung eintreten, deutlich zu beobachten, wie sich das Individuum verändert, wenn es in eine Gruppe eintritt. Das beginnt damit, daß der neu Eintretende der Gruppe zunächst noch mit Zurückhaltung gegenübersteht, er gehört ihr noch nicht ganz an, noch verrät er sie hier und da an Außenstehende, er belächelt ihre Maßnahmen, aber schon beginnt sich zwischen ihm und der nicht zur Gruppe gehörigen Welt leise eine dünne Scheidewand zu erheben . . . er sagt schon «wir» — «wir machen das so . . .», er verbessert vorsichtig den «Laien», wenn der sich in der Fachterminologie irrt . . . er fängt an, mit der Gruppe zusammenzuwachsen. Eines Tages hat sie ihn.

Nun ist sein Weltbild verschoben: Er sieht alles, was geschieht, von der andern Seite, nämlich von innen und für innen, er ist der Bahnhofsvorsteher, der die Züge fahren läßt, damit sie fahren, nicht damit Menschen ankommen, so wie in einem deutschen Schlafwagen ja nicht nur die Schaffner Dienst tun, sondern auch die Fahrgäste. Nun wird seine Vorstellung von der Gruppe überwertig, er verachtet ganz offen die andern, die ihr nicht angehören, und konstruiert sich, um die Gruppe zu erhöhen, die Gruppenehre, ein Vokabularium, Abzeichen

und andre Mittel, die Gruppe in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu legen. Ein Hauptmittel ist die Art seiner Arbeit.

Wenn die Ämter Organe des Staatsorganismus sind, so ist dieser Organismus ein Monstrum mit schwerer Elephantiasis. Insular bilden sich die einzelnen Zweige fort, sie wuchern, niemand fragt danach, ob das noch nötig und nützlich für das Ganze ist. Die grauenhafte, sklavische Arbeitsunrast des Deutschen arbeitet, um zu arbeiten — nicht für einen Zweck. Der ist Sache der «Leitung».

Was in den Ämtern aller Staaten getrieben wird, ist beispiellos, weil es unentwirrbar und mit der Zeit sinnlos geworden ist. Ein Stempelsteuergesetz mit 884 Paragraphen ist auf alle Fälle schlecht, weil die Verfasser nicht wissen, daß die ganze Stempelsteuer das nicht wert ist; es ist eine Deformation des Lebens, eine «Stempelsteuer-Wissenschaft» zu konstruieren, die es nicht gibt, sondern die man erfunden hat, um geschäftigen Nichtstuern zu Brot zu verhelfen, das sie verdienen, ohne es zu verdienen. Was hier am Werk ist, ist der Tätigkeitsdrang von Subalternen, die zufällig auf eine Universität geraten sind — mit universitas hat grade diese Tätigkeit auch nicht das Geringste zu tun, sie ist genau ihr Gegenteil.

Und womit sich diese alle befassen! Man sehe sich etwa an, was die «Zentrale für Heimatdienst» treibt, was die «Technische Nothilfe» anstellt, um ihre tödliche Leere auszufüllen, ihre Unnützlichkeit, ihre gänzliche Überflüssigkeit! Alles das hat nun langsam politische Zwecke bekommen, treibt wirtschaftliche Transaktionen, befaßt sich mit Dingen, an die niemand gedacht hat, als die Einrichtungen ins Leben gerufen worden sind, und an die niemand der Herren Bewilliger denkt, wobei denn die Frage zu tun wäre, was sich ein Sozialdemokrat überhaupt denkt, wenn er den Etat der «Technischen Nothilfe» bewilligt. Aber freilich, sie bewilligen ja noch ganz andere Dinge . . . ein Gulden oder ein Kreuzer — das gilt ihnen gleich. Sie laufen also über die Ränder, die Gschaffthuber, und es ist lustig, zu sehen, wie das «Verbandsleben» anstelle des Lebens überhaupt rückt; wie die Konditoren Kriegsschiffe besichtigen und die Sargtischler für den Monismus eintreten, und nächstens werden noch die Richter durch ein Gefängnis gehen . . . nun, wir wollen nicht übertreiben.

Man sehe sich einmal einen Etat an . . . aber das Volk weiß ja nicht, was mit ihm gemacht wird, und der Abgeordnete ist zu faul, zu beschäftigt, zu müde, um alles aufmerksam prüfen zu können. Wie da über jeder nötigen, unnötigen, dem Staat aufgedrängten, vom Staat angemaßten Tätigkeit ein Wasserkopf von «Verwaltung» sitzt, der unnützlich und überflüssig ist, dafür gibt es ganz nahebei ein schönes Beispiel: das ist die Verwaltung der drei Staatstheater in Berlin, ein Ressort, das an einer Privatbühne schneller, besser und glatter von je zwei flinken Sekretärinnen und ein paar Daktylos ausgefüllt wird.

Das besorgt bei jenen ein ganzer Stall von Krippensetzern. Aber freilich: So herrliche Intrigen wie die Herren Winter, Selig è tutti quanti bekommt die Privatindustrie nicht zusammen. Die Herren werden ja wohl wissen, was Talleyrand geantwortet hat, als ihn ein armer Schächer auf die Notwendigkeit verwies, er müsse doch leben . . .

Und so auf allen Gebieten. Herr Abegg hat einmal den Versuch gemacht, die zahllosen Polizeiverordnungen, die auf dem Wege der Parthenogenesis entstanden sind, aufzuheben; ihre Zahl ist grotesk, sie beträgt eine Viertelmillion, und aufgehoben hat er sie nicht, weil alle die kleinen Wichtigmacher in Stadt und Land das Netz ihrer Kompetenzen so festhielten, daß kein Aal entschlüpfte. Sie sind alle mit einer Arbeit beschäftigt, die in Wahrheit, wenn man sie recht täte, etwa hundertmal so klein wäre — sie haben sie sich erst gemacht, um sich eine Bedeutung zu geben, und hier sind wir denn auf das innerste Blatt der Zwiebel gekommen.

Es ist der Geltungsdrang als sozialer Faktor, der hier arbeitet, die persönliche Eitelkeit, die ins Sachliche umgeschlagen ist — jeder macht sich ja eine Welt, die so beschaffen ist, daß er, mit seinen Anlagen und Möglichkeiten, die von ihm erst aufgestellten Postulate genau erfüllt und also ihr Mittelpunkt ist. Die höhern Subalternen in allen Verwaltungen nun haben einen Drang, einen einzigen, der sie neben dem legitimen Wunsch, möglichst viel Rente gleich Gehalt aus ihrer Tätigkeit zu schlagen, beherrscht: sie haben den Geltungsdrang für ihre Tätigkeit, für ihre Gruppe, für ihr Amt. Wer einmal erlebt hat, was ein preußischer Major im Kriege anstellte, wenn man ihm eine Kompanie Landsturm fortnehmen wollte, wie da der harte Kriegermann den Tränen nahe war, weil er völlig richtig fühlte, wie seine soziologische Wirksamkeit nun um zweihundert Mann kleiner wurde — der weiß, wie schauerlich expansiv dieser Drang arbeitet. Das Ideal sieht so aus: «Wir haben jetzt so viel zu tun, daß wir noch ein Haus als Verwaltungsgebäude dazu kaufen müssen!» Sich ausdehnen; geschäftig sein; dahinter steckt: nötig sein, wichtig sein, etwas gelten!

Das sitzt in jedem Menschen — aber erstens ist es im Deutschen besonders ausgebildet, und zweitens fehlt in Deutschland das Korrektiv des gesunden Menschenverstandes. Anderswo versuchen das die Beamten auch, stellenweise gelingt es ihnen — aber die Ratio ihrer Nation ist sehr oft so stark, daß sie, ist einmal ein bestimmter Grad erreicht, «Halt —!» ruft, und weiter gehts dann eben nicht. In Deutschland geht es weiter, bis zur Groteske — man sehe sich etwa die Diskussionen über die «Vereichlichung» der Länderbürokratien an, und man hat genau das, was ich meine: ein Tohuwabohu von wildgewordenen Kleinbürgern, die ein völlig imaginäres Gebiet beackern, die etwas tun, was es gar nicht gibt, etwas, das sie erst erfunden haben: um ihre Söhne unterzubringen; um einen Titel zu haben; um in der Kleinstadt etwas zu

gelten; um vor sich selbst etwas zu sein, was sie sonst nicht wären; um eine besondere Kaste zu bilden; um des Gehalts willen, ja, richtig: um der Sache willen.

Aber die kommt in letzter Linie.

Denn wenn in Deutschland etwas amtlich organisiert wird, was die Herren mit einem dem Kasino entlehnten, scheußlichen Ausdruck «aufziehen» nennen, dann denkt niemand an das Objekt dieser Organisation, nämlich an den, für den doch eigentlich der ganze Betrieb da ist. Und der ihn bezahlt. So wird das nicht gemacht: Sie sehen in erster Linie die überwertig aufgeblasene Gruppe; in zweiter deren Interessen, den Innendienst, die kleinen Bequemlichkeiten für die Beamten, damit die sich auch ja nicht eine Plombe bei der Arbeit abbrechen. Noch nie ist von diesen Organisatoren jemand auf den Gedanken gekommen, zum Schluß folgende Frage zu stellen: «Und nun wollen wir doch einmal sehen, was denn das Publikum zu tun hat, wenn es alle diese Vorschriften befolgt.» Das interessiert dortseits überhaupt nicht; daher dann die irrsinnigsten Anomalien, Vorschriften, die man denen, die sie gemacht haben, um die Ohren schlagen sollte, unerfüllbare Forderungen, Dummheiten, Nachlässigkeiten: Die benötigten Formulare gibt es nicht an der Amtsstelle, sondern anderswo, der Steuerzahler läuft; es müssen vier Bogen ausgefüllt werden, der Steuerzahler schreibt, tut also die Arbeit des Beamten; und so tausend Narrheiten und Albernheiten, die selbst aufzuzählen zu langweilig wären. Aus unerfindlichen Gründen scheint sich bei der Gewährung von Paß-Visen die Beamten-tollheit selbst zu überschlagen; was da von allen Ländern getrieben wird, ist so albern wie ihre Staatsräson und so schmutzig wie die, wo das Visum eine Einnahmequelle darstellt, die fast immer den Tatbestand der Erpressung streift.

Diese Mühle mahlt immer weiter, immer weiter. Ab und zu stößt ein Ehrlicher in der Gruppe einen Stoßseufzer aus: es gibt in der Finanzverwaltung vernünftige Beamte, die zugeben: Alles, was wir hier tun, ist Hokuspokus. Der Bauer zahlt keine Steuern, die Industrie legt uns herrliche Bilanzen vor, von denen wir wissen, daß in allen zusammen keine wahre Zahl steht — was wir hier treiben, ist die Vortäuschung einer Idee: als sei es nämlich möglich, Steuern «gerecht» einzutreiben. Was unter diesen Umständen eben nicht möglich ist. In einem preußischen Etatsjahr hat zum Beispiel eine Nachprüfung der industriellen Veranlagungen eine Nebeneinnahme hereingebracht, die so groß war wie alle Steuererträge der preußischen Bauern zusammen. Die Analogie mit einem Tollhaus ist vollkommen: Es gibt ja bekanntlich eine Menge Irrer, die rational denken, und nichts als dies — aber vom Standpunkt eines gesunden Menschen ist ihr Tun eben wahnsinnig.

Die Beamten verlieren sehr bald, meist schon kurze Zeit nach ihrem Eintritt in den Staatsdienst, das Blickfeld für das Ganze — sie ersaufen

in ihrem Kleinkram, der zu neun Zehnteln sinnlos, erfunden, überflüssig, unanwendbar und unbrauchbar ist. Das der Gruppe immanente Gesetz aber, sich ständig zu vergrößern und die eigne Geltung möglichst herauszustreichen, zwingt sie dazu, sich nicht nur mausig zu machen, diese unsinnigen Etats zu vertreten und das Rad immer fort und fort zu drehen. Die Folge ist nicht nur eine sinnlose Verschwendung der Steuergelder, bei denen niemand kontrolliert, ob sich denn der Aufwand überhaupt noch lohne, der da getrieben wird — die weitere Folge ist eine Verdunklung der Tatbestände, aus denen sich zum Schluß keiner mehr herausfindet. Es gibt ganze Gebiete der Landesgesetzgebungen, auf denen man schon «Fachleute» zu Rate ziehen muß, um sich überhaupt über die einfachsten Grundlagen klar zu werden. Das liegt nicht an den Materien, sondern lediglich am Geltungsdrang der Beamten, die erst jene Verwicklungen konstruiert haben.

Daher die Unmöglichkeit, wirklich «Verantwortliche» zu finden — in Wahrheit sind Strafrecht und Gewohnheitsrecht, Volksanschauung und Beamtengesetzgebung Opfer der Wahnideen von den Kollektivitäten: eine echte Verantwortung trägt keine. Sie treten zwar mit dem Anspruch auf Verantwortung auf — aber die Individuen verkriechen sich hinter der Gruppenvorstellung, und zum Schluß ist es keiner gewesen. Aus diesen Verwicklungen heraus entstehen Justizmorde, die nicht immer so einfach liegen wie der an Jakubowski, wo sich ein ganzer Korb Richter und ein Staatsanwalt die bösesten Vorwürfe machen lassen, ohne zu mucken — niemand tut ihnen etwas. Aus der künstlich geschaffenen Kompliziertheit resultiert gewöhnlich die Unmöglichkeit, den einzelnen zu belangen, sowie jene, klar zu sehen und durchzudringen — es folgt endlich die Unmöglichkeit, zu reformieren. Denn sie decken sich untereinander, sie hängen zusammen wie die Kletten, sich mit stechenden Nadeln aneinander festhaltend —, aneinandergeklebt durch jenen seltsamen Leim des Zusammengehörigkeitsgefühls, einer Gemeinsamkeit, die sich erst Feinde schafft, um überhaupt zu sein. In Wirklichkeit hängt alles, was in einem Beamtenkörper geschieht, an der Routine und den sehr dünnen Fäden der Personalpolitik. Daher die ungeheure Wichtigkeit der «Personalreferenten» — daher auch der erste und grundlegende Fehler Fritz Eberts, der die Gefahr nicht sah, die von jenen drohte —, was seltsam ist; man sollte meinen, daß sich gleichnamige Pole abstoßen. Hier machte die Natur eine Ausnahme: sie zogen ihn an und er sie.

Solche aufgeblähten Beamtenkörper abzuschaffen, die überflüssig sind, unfruchtbar, unproduktiv und fast immer reaktionär, ist auf dem Wege der Evolution unmöglich. Jeder Reformversuch endet gewöhnlich damit, daß der Dreck, statt herausgekehrt zu werden, von einer Ecke in die andre umgelegt wird; jeder Reformversuch beläßt, wenn man es richtig ansieht, alles beim alten. Eine wirkliche Änderung?

Dazu hat der liebe Gott die Revolutionen erfunden. Luftreinigungen, die von Zeit zu Zeit erfolgen müssen, wenn nicht alles ersticken will. Dann gehts wieder für eine Weile. Daß sich auch in Sowjet-Rußland eine neue Bürokratie herausbildet, brauchen wir den Russen nicht zu erzählen, die es besser wissen als wir und die sich wenigstens bemühen, sie zu bekämpfen — aber man kann eine Bürokratie immer nur von außen bekämpfen, voraussetzungslos, ohne auf das dumme Geschwätz von den «fachlichen Belangen», von den «historischen Interessen der Länder», von den «geschichtlichen Gewordenheiten», von der «Staatsräson» und wie dieses Zeugs sonst noch heißt, überhaupt zu hören.

Der auf uns lastende Beamtenturm verdient einen Tritt, daß er kracht. Die Parteien wagen nicht, das zu sagen — denn sie brauchen die Stimmen dieser Beamten, und die sind gut organisiert und schießen mit Boykott, Klage, Lärm und Mandatsschmälerung, wenn ihnen jemand an die Position will, die sie sich so mühsam gemacht haben. Wer soziologisch sehen kann, sieht weiter. Die wohlerworbenen Rechte der deutschen Beamten sind ein schweres Unrecht am Volk, und wenn sie schlecht bezahlt werden, was der Fall ist, so möge man sich sagen, daß sie für das, was sie wirklich Nutzbringendes leisten, in den allermeisten Fällen noch überzahlt werden. Auf der Leiter der Nützlichkeit steht obenan die Feuerwehr, unten stehen die Richter, und dazwischen gibt es alle Nuancen. Die Reichswehr sitzt im Keller.

«Sie wollen alle Innendienst machen», hat Linke Poot das einmal formuliert. Und sie machen ihn. Dabei haben sie sich sachte modernisiert. Sie fangen schon an, nach «wirtschaftlichen Grundsätzen» zu arbeiten, was der liebe Gott verhüten möge, denn was da durch die Lappen geht, beläuft sich auf Millionen. Der lächerliche Stolz, daß der «Laden» soundsoviel im Jahr umsetzt; diese kindische Freude am Betrieb . . . und alles auf Kosten der Allgemeinheit, die dann, als Refrain, über den Versailler Vertrag stöhnt. Der Reparationsagent hat es richtig erkannt: sie hat ihn im eignen Hause.

III

Gemeint sind die, die sich nicht getroffen fühlen.

«Man oktroyiert», sagt Jacob Burckhardt, «dem Staat in sein täglich wachsendes Pflichtheft schlechtweg alles, wovon man weiß oder ahnt, daß es die Gesellschaft nicht tun werde.» So gibt es denn keinen Aufsatz über irgend welche sozialen Mißstände mehr, der nicht mit der Mahnung schließt: «Her mit einem Reichsamt für . . .», wobei dann der Schreiber gewöhnlich Regierungsrat werden möchte. Es ist lächer-

lich, von einem Staat, der nicht einmal imstande ist, seine Leute anständig zu ernähren, ihnen ein Dach über dem Kopf zu schaffen und die Tuberkulose vom Hals zu halten — es ist lächerlich, von so einem Jammerwesen zu verlangen, daß es sich für «Zeitungskunde» oder was weiß ich einsetze. Zeitungskunde ist etwas völlig Sekundäres, solange Leute leiden, hungern, frieren, im Elend verrecken. Es ist eine Verkenennung der Staatsaufgaben, ihre Überschätzung durch Wichtigmacher und eine Unterschätzung des Volkes, dem Popanz zuzumuten, er solle alles, alles, alles in die Hand nehmen — wozu ihm übrigens keiner der Herren Antragsteller die Mittel in die Hand gibt. Denn vom Erbrecht lassen sie nicht. Dem Staat alle Aufgaben — der imaginären Familie alle Rechte, und das Ganze heißt dann höhere Kultur.

Blasen die Stände und Berufe ihre Positionen so auf, so ist es kein Wunder, daß sie die schlechten Eigenschaften der Beamtengruppen in ihren eignen Betrieben nachahmen.

Es ist ungemein charakteristisch, daß sich viele Angestellte «Beamte» nennen; sie scheinen zu glauben, dies sei ein Ehrentitel. Unter «Amt» hat man zunächst immer ein öffentliches Amt verstanden, und wenn sich die armselig bezahlten Buchhalter und Prokuristen der Großbanken mit einem Wort trösten, wo sie Geld verlangen sollten, so ist das ihre Sache. Die Seuche durchzieht aber die gesamte Industrie, und daß es zum Unterschied der aus Polen importierten Arbeitstiere auch «landwirtschaftliche Beamte» gibt, bedarf keiner Erwähnung. Ein «Privatbeamter» ist also ein Ding, das sein Geld von einem Unternehmen bekommt, aber genau so umständlich, genau so arbeitseitel, genau so pedantisch und genau so unfehlbar sein möchte wie der staatliche Kollege.

Die Sucht, aus den Geschäften Amtsstuben zu machen, hat ihren tiefen Grund. Die Arbeit wird bequemer und ist verantwortungsloser. So, wie der Küchenbulle im Kriege mürrisch sein Essen ausgegeben hat, einer Pflicht genügend, — wurde der Essensempfänger satt, so war das eigentlich eine leicht ungehörige Nebenerscheinung — genau so arbeiten heute schon Hunderttausende von deutschen Kaufleuten. Sie teilen die zuständige Ware aus, gemäkelt wird hier nicht, ausgesucht wird hier nicht, wir machen das so — fertig. Das Ideal ist daher der Trust oder das Monopol, dann braucht man sich überhaupt nicht mehr anzustrengen.

Der kaufmännische Angestellte wird auch deshalb gern «Beamter» genannt, weil er so den ganzen verbrecherischen Betrieb der Beamten kopieren kann — vor allem ihren Trick, die Verantwortung dadurch illusorisch zu machen, daß alles unpersönlich geschieht. Es heißt nicht mehr «der Chef» — es heißt «die Leitung». In dieser Formel liegt ganz Neudeutschland, seine Feigheit und seine Schwäche, seine Hinterhältigkeit, seine Verantwortungslosigkeit und seine charakterlose Prahlerei.

«Die Leitung hat . . .» Nun gibt es natürlich gar keine «Leitung», sondern es gibt, in allen Fällen, einen ganz genau festzustellenden Herrn Salter oder Schulze, der die oder die Maßregel angeordnet hat. Was die Herren sich da im Innenbetrieb für Kompetenzen zurechtmachen, ist gleichgültig — die Plakatierung der Anonymität ist immer Versteck, Ausrede und Feigheit. Es ist zwar sehr lustig mitanzusehen, wie die Grammatik der Gruppen diesen neugeschaffenen Kollektiven menschliche Empfindungen beilegt: «Die Abteilung bedauert . . .» und «Das Werk konstatiert mit Freuden . . .»; gemeint ist immer die Schreibstube, der Intrigentopf, der Aufputz der wirklichen Arbeit, die dort nicht getan wird. Nur die Gehälter der höhern Schreiber sehen so aus, als täten sie sie.

Auf den Masochismus des Deutschen aber hat noch niemand vergeblich spekuliert. Seine Unterordnung unter diesen Betrieb ist vollkommen: Wenn ihm mitgeteilt wird, daß er, der Kunde, für sein Geld grüne Badehandtücher bekommt und keine andern, weil die Leitung bedauert . . . dann badet er grün. Er ist tausendmal Objekt, wenn er nur einmal, nämlich in seinem Beamtenberuf, Subjekt sein darf.

Lothar Schücking hat hier neulich auf die immense Gefahr hingewiesen, die in der Durchsetzung der deutschen Industrie mit Stahlhelm- und Jungdo-Leuten liegt, und die Zuwanderung der Offiziere aus der kaiserlichen Armee, den Freikorps und gleichwertigen Institutionen hat denn auch, wie nicht anders zu erwarten, höchst verderblich gewirkt. Dieses Korps ist drauf und dran, die Arbeiterrechte zu knebeln und auf trockenem Wege die Macht der Gewerkschaften zu zerstören — bei dem herrschenden Überangebot an Arbeitskräften kein schweres Werk.

Aber abgesehen von diesen wirtschaftlichen Motiven ist doch da noch ein andres. Die Wattierung jeder Tätigkeit mit einer überfütterten «Verwaltung» ist Schwäche. Es «verwaltet» sich eben doch viel leichter — produktive Arbeit herzustellen ist schwerer und will gelernt sein. Diesen Verwaltungsrummel, der zum großen Teil in Routine, zum ebenso großen Teil in Intrigen besteht, lernt in ein paar Monaten jeder, sogar ein Offizier kann das lernen.

Wir finden auch hier bei der Industrieverwaltung dasselbe Bild wie bei den Staatsbeamten: eine sinnlose Differenzierung der Organe, die mit dem Gesamtzweck nichts mehr zu tun hat; die Beine und die Arme und die Leber und die Milz haben sich selbständig gemacht. Ob der Körper dabei krepirt . . . danach fragt von denen keiner. Man kann natürlich die Aufstellung von Lohnlisten noch mehr differenzieren; man kann noch eine Kartothek einrichten und noch ein Verzeichnis und noch eine Aufstellung, aber ein vernünftiger Mensch wird sich doch fragen: Ja, nützt denn das überhaupt noch? Stehen Aufwand und Resultat in einem gesunden Verhältnis? Hat das noch einen Sinn? Mir

wird niemand etwas erzählen: ich habe monatelang im Kriege eine Tätigkeit vorgetäuscht, die gar keine gewesen ist, ich arbeitete und war fleißig und schuftete umher, und es war alles Unfug und Leerlauf und dummes Zeug und grade gut genug für die Vorgesetzten: Mittel zum Zweck. Damals freilich war Krieg, und es war nicht meiner.

Diesen Leerlauf nun treffen wir in der Industrie, im Bergbau, zum Teil in den Banken, er wird noch durch die irrsinnige Steuergesetzgebung unterstützt, die diesen Unternehmen Hunderte von Menschen aufzwingt, die für das Werk mit dem Staat Krieg spielen. Wir finden den Leerlauf vor allem aber in einem gradezu geisteskrank aufgeschwollenen Verbandsleben, das jede echte Tätigkeit lahmlegt.

Jeder Kenner weiß, daß die meisten Kongresse, die diese Verbände, Vereine, Ringe, Reichsbünde, Genossenschaften und so fort einberufen, nur einen einzigen Sinn haben, und dieser Zweck ist die Vermittlung persönlicher Bekanntschaften der Beteiligten. Etwas teuer bezahlt, wie mir scheint. Aber die Verbeamtung dieser Organisationen schreitet fort, sie werden immer mehr Selbstzweck und nehmen sich ebenso feierlich und wichtig wie ihre Satzungen, als seien die vom Himmel gefallen. Es wird enorm viel «getätigt», aber nichts geschafft, es wird geschuftet, aber nicht gearbeitet, es wird gewirkt, aber nichts bewirkt. Man lese das bei Alfons Goldschmidt, *«Deutschland heute»*, nach, dem einzigen mutigen Buch, in dem diese Wahrheit gesagt und das also totgeschwiegen wird.

In kaum einem andern Lande der Erde macht sich wohl der Apparat so störend bemerkbar wie in Deutschland. Wenn man hier etwas kauft, erfragt, verzehrt, wenn man reist, bestellt, anmeldet oder einträgt —: stets steht da, wo anderswo ein Helfender ist, ein alter, bewährter Fachmann, der den Kunden streng mustert. «So? Sie wollen hier mit der Fähre herüberfahren? Merkwürdig, das wollen alle! Na ja — aber so einfach ist das nicht . . . Sie können das nicht wissen, aber ich bin ein alter, bewährter Fahrenfachmann . . . Da müssen Sie vor allen Dingen erst mal . . .» Man hat immer den Eindruck, grade noch geduldet zu sein — jener teilt Gnaden aus, wofür er sich bezahlen läßt, und weil es alle so machen, schimpfen sie zwar, spielen aber alle das lästige Spiel wacker mit. Die ungeheure Aufdringlichkeit des Apparats, der längst aus einer Hilfsfunktion Hauptsache geworden ist, macht sich auf Schritt und Tritt bemerkbar. Ich habe mich einmal auf dem Bahnhof Friedrichstraße nach einer Reise waschen wollen — sie haben mich nicht grade vereidigt, aber sonst haben sie beinah alles getan, was man nur tun konnte. Auch fand sich dort eine Scheuerfrau, die das Wort «Waschraumkarte» fließend aussprach, ohne daß ihr das Gebiß herausfiel. Ein Schalter war da, und es gab rote und grüne Billetts für die Fahrt in die Wasch, und sie wurden geknipst, richtig . . . waschen durfte man sich auch. Aber das war eigentlich nur eine leicht

überflüssige Formalität. Die Hauptsache ist immer der Waschraumkartenschalterbeamte.

Die glücklichsten Leute sind die, die dergleichen «durch ihr Büro» erledigen lassen — da schlagen sich dann Angestellte halbe Tage lang mit andern Angestellten herum, von denen jeder sehen will, wer den dickern Kopf hat, und den Zweck ihrer Arbeit haben sie alle zusammen vergessen.

Dieses den Beamten entlehnte Massentreiben hat fernerhin zur Folge, daß, was auch immer diese Gruppen in die Hand nehmen, plattester, übelster, schalster und banalster Durchschnitt wird. Wie das die Russen anstellen, die also offenbar eine andre Art von «Kollektivität» haben müssen, weiß ich nicht —: was aber bei uns die «Verbände» organisieren, sieht auch so aus: langweilig, immer halb, stets in der Mitte stehend, wo nach einem famosen Wort Franz Bleis gar nichts ist. Man sehe ihre Ausstellungen an, ihre Feiern, Kundgebungen, Zeitschriften, Denkschriften . . . abgestandne, flaue Sekretärsarbeit. Der Schaffende kommt nicht in den Funktionärshimmel, sondern sitzt im Fegefeuer der Isolierung.

Die Gruppen, die Beamten und die Kaufleute haben Glück. Die Justiz, wie immer etwa achtzig Jahre hinter ihrer Zeit her, ahnt noch nichts von diesen Gebilden, und so entwischen Täter, Mittäter, Helfer und Verantwortliche allemal als nicht vorhanden, wenn man sie je zur Rechenschaft ziehen wollte. Man will aber gar nicht. Denn in den deutschen Gehirnen sitzt der Aberglaube: Was überhaupt zur Kollektivität geronnen ist, das muß schon an und für sich gut sein. «Die Einbrecher», stand zu lesen, «hatten einen richtigen Sekretär . . .», und der Sekretär kriegte es ja an Anführungsstrichen nicht schlecht um die Ohren gehauen! Denn Sekretariat, Leitung, Direktion, Werkbüro und Registratur zeigen doch schon an, daß es sich hier um höhere sittliche Werte handelt . . . Es ist etwa so, als sei ein Schriftsteller darauf stolz, daß er seine Romane mit der Schreibmaschine schreibe, während sie ihm doch nur einen Federhalter ersetzt und es dem Leser herzlich gleichgültig sein kann, wie jener sein Werk zustandebringt, wenn es nur gut ist. Das sorgenvolle Gesicht der deutschen Aktenmappen-Menschen aber, die in den Wichtigkeitsstrudeln ihrer Geschäftigkeit ersaufen, zeigt an, wie ernst sie sich nehmen, wie gottgewollt, wie unfehlbar. Ihre Leistung steht durchaus nicht höher als die der andern Nationen, in denen Arbeit geleistet wird, die Deutschland nicht gepachtet hat. Das Land verwechselt nur Arbeit und Organisation und setzt sie gleich, während Organisieren noch lange keine Arbeit ist. Es ist ihr Präludium.

Die Beamtenpest vergiftet die Staaten, die ihren Hauptzweck immer mehr in ihrem eignen Mißbrauch erblicken. Sie schaffen Schwierigkeiten, die sie nachher vielleicht gnädig auflösen, und erreicht ist

gar nichts. Man sehe sich eine beliebige Anzahl Menschen an — wie viele sind darunter, die etwas tun? bewirken? Neues in die Welt setzen? Wer produktiv ist, das steht dahin. Wer es aber nicht ist, das liegt klar zutage: eine Beamtenschaft in Staat und Gewerbe, deren einzige Existenzberechtigung darin liegt, daß sie daran glaubt, eine zu haben.

WIE WAR ES —? SO WAR ES —!

Sehr geehrter Herr Professor!

Sie sitzen an Ihrem Schreibtisch sowie im letzten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts, im Jahre 1991, und halten den Blick rückwärts gewendet, wie Ihr Beruf es befiehlt. Sie lehren Geschichte — Sie schreiben Geschichte — Sie studieren Geschichte. Sie halten gerade bei den Jahren um 1914, und Sie fragen sich und die Geschichtsliteratur: Wie ist es gewesen?

Ich will Ihnen zuerst sagen, wie es nicht gewesen ist. An den Türen unserer Zeit, Herr Professor, da, wo der Weg in die Nachwelt führt — auf den Lehrstühlen der Geschichte, in den Geschichtswerken, in den Archiven: da saßen in unserm Zeitalter die Vertreter einer Klasse und achteten darauf, daß sie gut auf die Nachwelt kämen. Die Aktenstücke, die der Klasse abträglich sein können, haben sie vernichtet; den guten Ruf ihrer Gegner auch. Den Nachweis der eigenen Unfähigkeit auch. Sie fragen, Herr Professor, wer diese Klasse gewesen sei —?

Ich kenne Sie nicht, Herr Professor, und ich kann nicht wissen, in was für einem Zeitalter Sie leben: ob wiederum in einem bürgerlichen, wo die Ausbeuter Schweiß und Geld aus dem Arbeitenden keltern und zur Belohnung dafür gut leben dürfen — oder aber ob Sie sich schon in einer fortgeschrittenen Epoche befinden, wo der Arbeitende sich seinen Lohn hundertprozentig verdient, ohne daß er genötigt ist, von seiner Hände Arbeit noch andere, wohlhabende Familien zu ernähren. Wenn Sie in einem Volksstaat zu leben das Glück haben, Herr Professor — dann werden Sie wissen, wer die Hofhunde sind, die unsern Ausgang zur Nachwelt bewachen. Wenn Sie aber noch in einem zurückgebliebenen, also bürgerlich-kapitalistischen Staat leben, dann will ich Ihnen erklären, wer uns für die Nachwelt gefälscht hat und täglich fälscht; wer lügt, leugnet, Akten stiehlt, Briefe vernichtet und Dokumente unterschlägt. Es sind der Bürger und seine Angestellten: der Kriegsknecht, der Wächter der Börse, der Diplomat und der bezahlte, feile Universitätsprofessor.

Wenn Sie auch so einer sind, Herr Professor, dann lesen Sie nur die offizielle Geschichtsschreibung unserer Tage und gehalten Sie sich wohl.

Wenn Sie aber die *Wahrheit* suchen, Herr Professor, dann begnügen Sie sich nicht damit — halten Sie Ihr Ohr an diese Blätter und lauschen Sie auf den Schrei, der aus ihnen steigt: es ist der Schrei einer geschundenen, betrogenen, mißhandelten Welt, die nie Rache an ihren Peinigern genommen hat, dazu ist sie zu deutsch gewesen, Herr Professor — aber diese Welt will wenigstens eines: sie möchte so auf die Nachwelt kommen, wie sie wirklich gewesen ist.

Wir haben ein Reichsarchiv, Herr Professor, bezahlt vom Gelde der Allgemeinheit, das lügt, lügt, lügt. Glauben Sie ihm kein Wort — es sind Interessierte, Herr Professor, die da schreiben dürfen. Allein wichtig ist vor allem, was Sie in Ihren Schriften und im ganzen Archiv niemals finden werden: die Klagen und die Tränen eines unterdrückten Volkes, dessen guter Wille zu groß und dessen revolutionäre Kraft immer zu klein gewesen ist. Glauben Sie dem Reichsarchiv nicht. **So ist es nicht gewesen.**

Wir haben Professoren, Herr Professor, die lehren auf den Universitäten Geschichte — aber sie lehren die Wahrheit nicht, weil sie entweder die Wahrheit nicht kennen, oder aber sie kennen sie und wagen nicht, sie zu lehren. Man würde sie verjagen, Herr Professor — denn diese Wahrheit wäre den Interessen der Auftraggeber abträglich. Glauben Sie auch denen nicht. **So ist es nicht gewesen.**

Wenn Sie wirklich die Wahrheit kennen lernen wollen, dann halten Sie sich an die unmittelbaren Quellen, lesen Sie die Schriften der Beteiligten, der Gequälten, die Schriften derer, die ausfressen mußten, was andere ihnen eingebrockt haben. Da werden Sie sehen, wie es wirklich gewesen ist. Und hier ist so eine Schrift.

Dieser Mann hier, Herr Professor, ist kein Literat. Erwarten Sie keine gelehrte Darstellung historischer Vorgänge — die kann dieser nicht geben. Erwarten Sie auch keine künstlerische Durchbildung des Stoffes, keinen glanzvollen Aufbau der Handlung, keinen geistvollen Dialog — erwarten Sie etwas viel Schlichteres. Erwarten Sie die Wahrheit.

Dieser Mann hat im Kriege als Matrose gedient — man hat ihn dazu gezwungen, Herr Professor, ich weiß nicht, wie das bei Ihnen ist. Bei uns ist das so gewesen. Sie werden sehen, wie mit der abnehmenden Nahrung, die für die Offiziere (eine Art Halbgötter unserer Zeit, Herr Professor — sie standen etwas unter dem Durchschnittsmenschen) die also für die Offiziere reserviert war, in der Marine eine Zunahme der Unzufriedenheit einherging — und dieser Unzufriedenheit gaben die Matrosen geradezu rührenden Ausdruck. Sie waren politisch ganz ungeschult; wenn Sie sich die Mühe machen, Herr Professor, einmal die Zimmerwalder Protokolle durchzulesen, so werden Sie sehen, wie so etwas von echten Revolutionären gemacht worden ist. Davon war hier gar keine Rede. Dies waren uniformierte

Arbeiter, die erst dumpf, dann deutlich und deutlicher ahnten und dann wußten, daß man sie betrog; daß der Krieg ein gigantisches Geschäft war, das jederzeit hätte aufhören können — Männer, die ihre Zeit, ihre besten Jahre, ihre Arbeitskraft und, wenns darauf ankam, ihr Leben für eine Sache riskierten, die sie in Wahrheit einen Dreck anging. Man hatte ihnen das auf der Schule so beigebracht, Herr Professor, sie konnten nichts dafür.

Und als sie merkten, daß sie betrogen wurden, da rotteten sie sich zusammen — und taten was? Sie schlugen ihre Peiniger tot? Sie hieben alles kurz und klein? Sie warfen die Offiziere ins Meer? heizten die Kessel? und fuhren — — wie? Ach, Herr Professor! Wir sind in Deutschland. Nichts dergleichen geschah.

Sie schrieben kleine Zettel. Sie murrten. Sie machten bittere Witze. Sie rissen auch einmal aus und hielten Reden. Noch nicht der Hundertste von ihnen wußte, wie man eine wirkliche Revolution inszeniert. Aber sie hatten Mut — viel, viel mehr Mut als die ausgelaugte, abgelaschte und niedergekämpfte Landtruppe, die nicht einmal das gewagt hätte. Vergessen Sie bitte nicht, Herr Professor, daß es schon ungeheuerlich, für preußische Gehirne ungeheuerlich viel gewesen war, was jene taten. Auflehnung! Meuterei! Staatsumwälzung! Du lieber Gott. So weit sind sie im Jahre 1917 noch nicht gewesen. Zu politischen Befreiern wurden sie erst im Jahre 1918.

In diese dumpfe Unzufriedenheit, der immerhin von Männern Ausdruck verliehen wurde, die Murr in den Knochen hatten, griff die «Obrigkeit» ein. Die Obrigkeit, Herr Professor, bestand aus reklamierten, gut bezahlten, bunt dekorierten und akademisch gebildeten oder militärisch erzogenen, also halbgebildeten Individuen, die mit kräftiger Faust dazwischen hackten. Was sie taten? Nicht viel, Herr Professor — sie begingen nur einen kleinen Justizmord.

Sie werden die Rolle des Dobring kennen lernen, Herr Professor, eines Menschen, der, während ich dieses schreibe, noch Beamter der Justiz ist — er ist noch als Richter tätig, nach diesen Leistungen, Herr Professor, ja, er darf noch über Menschen richten . . . über lebende Menschen, Herr Professor. Dieser also, der nie zur See gefahren war, der nie eine Seeschlacht mitgemacht, der nie sein Leben zu riskieren hatte, der hackte dazwischen. Er hatte das größte Interesse, daran, aus der Sache das zu machen, was man eine «Affäre» nennt: denn je größer die angebliche Meuterei, desto größer sein Verdienst, sie abgedreht zu haben. War keine Meuterei da —? Aber dann machte er sie eben.

Er machte sie. Er und alle seine uniformierten Komplizen, Herr Professor — sie erfanden sich, was ihnen fehlte. Und es fehlte ihnen eine ganze Menge. Denn was hatten diese Matrosen denn in Wahrheit getan? Sie hatten, und das war allerdings gefährlich, zu denken be-

gonnen. Sie hatten zu zweifeln angefangen. Sie wollten doch einmal sehen, was eigentlich unter der Fahne des Vaterlandes verborgen lag . . .

Das kostete zweien von ihnen das junge Leben. Der dritte, den sie unter andern herkriegt, streifte das Band ganz nahe, mit dem man ihm die Augen verbinden wollte, er sah es schon, es kam näher . . . da, in der Lotterie der Justiz gewann er. Er wurde begnadigt. Verzeihen Sie, wenn ich diesen blödsinnigen Ausdruck anwende, Herr Professor, er ist mir so herausgerutscht, weil er Sprachgebrauch ist. Was haben denn diese uniformierten Schinder schon für eine ›Gnade‹ auszuteilen? Gnade ist bei Gott, wenn Sie wollen — das da sind Untermenschen, sie haben nichts zu begnadigen. Also dieser wurde nicht ermordet. So ist das gewesen.

Und weil sie ihn nicht ermordet haben wie die andern, so kann er uns erzählen, was er erlebt hat. Er sagt es: einfach, auf der Basis einer Schulbildung, wie sie ihm sein Staat, der das Geld der Steuerzahler in Pulverdampf auflöste und keines hatte für anständige Volksschulen, ermöglicht hat — er sagt es klar, schlicht und ruhig — und Sie haben die seltene Möglichkeit, Herr Professor, das Ding einmal *von unten* zu sehen: mit Shakespeareschen Augen sozusagen, von der Perspektive des Leidenden her . . . Das sieht dann ganz, ganz anders aus als die Geschichtsbücher, Herr Professor.

Wie das Leben auf den Schiffen wirklich gewesen ist; wie die Offiziere der eigenen Mannschaft das Essen vom Munde weggestohlen haben; wie sie sofften und fraßen, immer vor den Augen derer, die sie dazu auch noch schlecht behandelten . . . was! schlecht behandelten! . . . die sie in ihrer Menschenwürde schändeten, wo sie nur konnten, mit seltenen Ausnahmen — so ist es gewesen. Wie die Unzufriedenheit aufglomm, wie der Funke sich die Schiffe hindurchfraß; wie die Luft dick wurde und schwer; wie die Sache aufkam, wie der Staat, der Verbrecher, zugriff und irgendwelche Leute herausholte, weil die ja nicht widerschlagen konnten — und wie sie dann vor Gericht langsam, langsam abgewürgt wurden. Das lesen Sie nur recht sorgfältig, Herr Professor — denn da können Sie etwas lernen. Von unserer Zeit und von der Beschaffenheit der Gerichtsfunktionäre und von der Schuftigkeit dieser Juristen und von der völligen Ohnmacht der ›Angeklagten‹ — das lesen Sie nur recht sorgfältig.

Und wenn Sie es zu Ende gelesen haben, Herr Professor, dann vergleichen Sie diese Darstellung eines einfachen Mannes mit den bombastischen Beschreibungen des Reichsarchivs, der Generale, der Admirale — kurz: der Schuldigen.

Und Sie werden finden:

Was dieser hier schreibt, ist eine Anklagerede — was die da schreiben, ist ein Plädoyer. Wem sollen Sie nun glauben, Sie, der Richter der Nachwelt —?

Ob einer die Wahrheit schreibt, Herr Professor, das kann man hören. Allerletzten Endes gibt es gar keine andere Möglichkeit, die Wahrheit ausfindig zu machen. Zahlen können trügen — Statistiken erst recht — Dokumente können gefälscht, geschickt ausgewählt, zusammengestrichen sein... aber der Ton der Wahrheit, die Musik der Wahrheit —: das täuscht nie. Haben Sie Ohren, Herr Professor? Dann hören Sie, was da klingt.

Nun sitzen Sie in Ihrem Lehnstuhl, es ist spät, und um Sie ist es ganz still. Ihr Blick ist in die Vergangenheit gewandt, wie Ihr Beruf es befiehlt. Schatten umtanzen Sie, haschen nach Ihren Händen, Sie sollen schreiben... schreiben... sagen, wie es gewesen ist. «So und so war es» und: «Sagen Sie auch noch, daß...» und: «Man hat uns gequält!» — «Gepeinigt!» — «Gemartert!» — «Belogen!» — Stumme Schreie, Schatten winden sich um Ihr Gehirn... die Vergangenheit ruft, schreit, bittet, fleht, jammert, klagt an, klagt an —!

Haben Sie Ohren, Herr Professor? Dann hören Sie, wie es gewesen ist. Und pfeifen Sie auf die Lügen der Offiziellen. Und sagen Sie Ihren Zeitgenossen, wie es ausgesehen hat in der deutschen Kriegsmarine und im ganzen Heer und in ganz Deutschland — und was der einfache Mann gelitten hat und was der komplizierte, gerissene Mann gesoffen und verdient hat — sagen Sie es! sagen Sie es! Damit die Menschen lernen. Damit sie sich von Ekel geschüttelt abwenden. Damit sie ihre Kinder in der Gesinnung des Friedens aufziehen und nicht verkommen lassen als uniformierte Akademiker, als Richter dieser Qualität, als Offiziere dieser Beschaffenheit.

Wir sind tot, wenn Sie dies lesen, Herr Professor. Aber unsere Stimmen steigen noch aus der Erde auf, beschwörend, mahnend, anklagend — — Wie war es?

So war es.

GLÜCK IM UNGLÜCK

Ich bin kein Mann, nach dem man in den Kissen schluchzt —
ich weiß es wohl;

da nützt kein Ödipus-Komplex, kein Fluchts-
versuch in das Symbol.

Seit Jahren sagen alle Frauen,
wenn sie mir in die Augen schauen,
sie sagen, seit ich majorenn:

«Schön bist du nicht — klug bist du nicht —
reich bist du nicht — lieb bist du nicht —
was bist du denn?»

Das kränkte auf die Dauer jeden Mann
des Okzidents.

Was folgt daraus? Ich zieh schon lange an
der Konsequenz.

Man muß nur sehn, mit wem ichs treibe:

an Geist vermiekert, Fett am Leibe —

ich frage mich verdüstert, wenn . . .:

«Schön sind sie nicht — reich sind sie nicht —

klug sind sie nicht — lieb sind sie nicht —

was sind sie denn?»

Man hat mich dünn wie Makkaroni,
den man in Mailand zieht.

Ich bin ja schließlich kein Adoni —

wie heb ich meinen Sexualkredit?

Ich seh mir die an, wo uns so regieren.

Da darf man wohl die Frage formulieren,

betrachtet man die Gentlemen:

«Schön sind sie nicht — klug sind sie nicht —

lieb sind sie nicht — 'telljent sind sie nicht —

was sind sie denn —

Ja, was sind sie denn —?»

Schlau. Im Skatverein. Und immer vorhanden.

Das befähigt zur Führung in deutschen Landen.

LIEBESPAAR AM FENSTER

Dies ist ein Sonntag vormittag;

wir lehnen so zum Spaße

leicht ermüdet zum Fenster hinaus

und sehen auf die Straße.

Die Sonne scheint. Das Leben rinnt.

Ein kleiner Hund, ein dickes Kind . . .

Wir haben uns gefunden

für Tage, Wochen, Monate

und für Stunden — für Stunden.

Ich, der Mann, denke mir nichts.

Heut kann ich zu Hause bleiben,

heute geh ich nicht ins Büro —

. . . an die Steuer muß ich noch schreiben . . .

Wieviel Uhr? Ich weiß nicht genau.
 Sie ist zu mir wie eine Frau,
 ich fühl mich ihr verbunden
 für Tage, Wochen, Monate
 und für Stunden — für Stunden.

Ich, die Frau, bin gern bei ihm.
 Von Heiraten wird nicht gesprochen.
 Aber eines Tages will ich ihn mir
 ganz und gar unterjochen.

Die Dicke, daneben auf ihrem Balkon,
 gibt ihrem Kinde einen Bonbon
 und spielt mit ihren Hunden . . .
 So soll mein Leben auch einmal sein —
 und nicht nur für Stunden — für Stunden.

Von Kopf zu Kopf umfließt uns ein Strom;
 noch sind wir ein Abenteuer.
 Eines Tages trennen wir uns,
 eine andere kommt . . . ein neuer . . .

Oder wir bleiben für immer zusammen;
 dann erlöschen die großen Flammen,
 Gewohnheit wird, was Liebe war.
 Und nur in seltenen Sekunden
 blitzt Erinnerung auf an ein schönes Jahr,
 und an Stunden — an glückliche Stunden.

DER MANN, DER EIN KIND ERTRÄNKt

Sa devise était pas d'histoires!

Pierre de Rayssac ist aus Avignonet, aus dem Süden Frankreichs, dreiunddreißig Jahre alt, schlank, lange Nase, schmaler Kopf, glattrasiert, ein junger Mann aus dem französischen Landadel.

Joséphine Machicot ist ein Dienstmädchen, geschiedene Frau, mit einem Kind, das dem Vater zugesprochen ist — dient in der Familie der Rayssacs. Bringt Herrn Pierre eines Tages die steifen Kragen, die sie gewaschen hat. — «Die haben Sie aber besonders gut geplättet, Joséphine!» und ein Kuß auf den Hals und das übrige. Als es soweit ist, wirft die Familie das Mädchen hinaus. Das Kind kommt in Carcassonne zur Welt; es ist ein kleiner Junge. Herr Pierre hat sich inzwischen verheiratet und hat selbst ein Kind. Die Joséphine, die nach französischem Recht nicht auf Alimente klagen kann, schreibt de-

und wehmütige Briefe: bekommt mehrere Male Geld — einmal zweitausend Francs, dann zweihundert, dann noch einmal dreitausend. Dann nichts mehr. Verdient zweihundert Francs monatlich — die Unterhaltungskosten für das Kind betragen einhundertundsechzig. Die Briefe gehen monatelang hin und her — Zusammenkunft des Paares in Toulouse, wohin das Kind gebracht worden ist. Pierre de Rayssac versucht, es bei der «Assistance Publique» unterzubringen. Da er aber seinen Namen nicht nennen will und keine Papiere beibringt, so mißglückt das: die Behörde verweigert die Aufnahme. «Also gib mir das Kind», sagt er zu ihr, «ich werde es schon . . .» und wirft ihr das kleine Tuch zu, womit das Kind eingewickelt war, setzt sich in sein Auto, fährt ab. Es war ein blondes, dickes Kind, das schon die ersten Ansätze zu sprechen machte — es war anderthalb Jahre alt. Dieses Kind hat Pierre de Rayssac in den Canal du Midi geworfen. Deswegen steht er in Toulouse vor den Geschworenen. Es gibt mehrere Möglichkeiten, das Herz eines Volkes klopfen zu hören: ein großer Kriminalprozeß ist eine davon.

Was der Angeklagte selbst zu sagen hatte, war lamentabel. «Ich habe nie geglaubt, daß ich der Vater sei . . .» und «Ich weiß selbst nicht . . .» und «Ich bitte die Gesellschaft um Verzeihung . . .» Aber der Vorsitzende, der, wie fast alle Vorsitzenden, die Rolle des Staatsanwalts übernahm und die Geschworenen beeinflusste, wußte mehr. «Sie haben der Mutter gesagt, daß Sie nicht zahlten, keinen Pfennig — und daß Sie so ein Kind nicht einmal zum Bedienten haben wollten?» — «Ja, das ist wahr.» — «Sie haben das Kind, bevor Sie es ins Wasser geworfen haben, ausgezogen?» — «Ja, das ist wahr.» Eine Welle läuft durch das Publikum, ein Publikum, das diesem Mörder übrigens nicht ganz und gar feindlich ist — denn Herr Pierre ist in seinem Dorf beliebt gewesen; er war so nett zu den Leuten . . . «Sie haben das Kinderkleidchen versteckt . . .?» — «Ja, das ist wahr.» — «Noch etwas?» — «Nichts.» Die Zeugen.

Joséphine, ein in Trauer gekleidetes Nichts. «Ich habe ihn nicht geliebt — aber er ist eben stärker gewesen.» Es war so eine Art Überschreitung ihrer Haushaltungspflichten, die sie etwas weit kalkuliert hatte. «Ich habe nicht erpreßt.» Der Angeklagte: «Sie hat zu erpressen versucht!» Doch wo sind die Briefe? Die Briefe sind nicht mehr da . . . die französische Familie soll erst noch geboren werden, die solch einen Brief nicht sorgfältig aufhebt. Die Sache steht nicht gut. Aber man hat nicht umsonst Herrn de Moro-Giafferi bemüht, eine Zierde des Barreaus, dessen faltige Talarärmel sich schon in so vielen Prozessen wie Fledermäuse erhoben haben. Die Rayssacs haben Geld, und also Herrn de Moro-Giafferi und so viel Entlastungszeugen, wie gewünscht wird. Joséphine hat nur ein Wolltuch und eine Erinnerung. Die Entlastungszeugen.

«Joséphine ging jeden Abend tanzen!» — Ein Dienstmädchen hat

nicht zu tanzen. — «Ich habe sie einmal nachts um ein Uhr mit einem Mann gesehen, das war aber nicht Herr de Rayssac.» — Aha! — «Das war keine anständige Frau, Herr Vorsitzender!» — Und dann, als Perle, ein alter Geldbriefträger: «Herr Pierre ist das Opfer einer Klosett-Messalina geworden! Ich tadele ihn nicht — er tut mir leid!» Dies ist wörtlich übersetzt.

Die Familie tritt in spärlichen Exemplaren auf. «Die Sittenstrenge und die starre Auffassung vom Wesen der Ehe . . . Der Familienrat beschloß . . . Unsere Aufregung über den Skandal . . . Was werden die Leute dazu sagen . . .» Ganz leise scheint sich der Aspekt des Prozesses zu verschieben. Würdige ältere Damen sind auf einmal da und halten das Banner des Familienlebens hoch, verächtlich kräuseln sich ihre Oberlippen, die von kleinen, schwarzen Schnurrbarthaaren besetzt sind . . . ein Dienstmädchen! Die Auskünfte der Polizei über das Dienstmädchen sind gut; aber sie hat keine Entlastungszeugen, sie hat kein Geld . . . So daß Herr de Moro-Giafferi eines dieser meisterhaften Plädoyers halten kann, die so viel für seine routinierte Klugheit und so wenig über den wahren Tatbestand aussagen . . .

Der Anwalt beginnt mit einem eminent geschickten Schachzug. Er bittet um Verurteilung. Um desto sicherer die mildernden Umstände herauszubekommen. Alle Schuld auf den kleinen Kopf der «Person» — und alles Licht auf den Scheitel des Mandanten. Die Ärmel flattern — die Stimme rollt — und hier begibt sich nun etwas so Französisches, daß es schwer sein wird, es in einem anderen Lande richtig zur Geltung zu bringen.

Die fünf Gendarmen, die in der Anklagebank hinter dem Mörder sitzen, fangen an zu weinen. Sie weinen je einen Tassenkopf voll, als Herr de Moro-Giafferi spricht — den harten Kriegern tropfen die Tränen in die Bärte — und der ganze Saal weint mit. Aber der ganze Saal hatte am Tage vorher genau so geweint, als der Staatsanwalt das Andenken des kleinen dicken Babys heraufbeschworen hatte — die Taschentücher waren naß zum Auswringen, es war alles so schön rührend . . .!

Die Geschworenen beraten. Totschlag; mildernde Umstände. Die Richter beraten. Zehn Jahre Zuchthaus.

Zehn Jahre Zuchthaus heißt: Guayana. Guayana für einen Adligen heißt: Druckposten. On s'arrangera — und man wird für den Mann schon eine Beschäftigung finden, ein kleines Amt in einem Büro — irgend etwas, was ihm ersparen wird, an einer Straße zu arbeiten, die nie fertig wird, weil sie hinter den Arbeitenden im Sonnenbrand immer wieder zuwächst . . . Herr de Rayssac ist immerhin fertig.

Die pariser Presse heulte laut auf. So etwas —! Da war kaum ein Wort der Entschuldigung zu finden; aber Paris ist nicht Frankreich, Paris ist nicht Frankreich. Was da auftauchte, war nicht nur ein kleiner Fall — hier war eine ganze Schicht zu spüren: ein Teil der französischen höheren Bourgeoisie.

Bei aller Humanität gibt es da einen Punkt, wo das Gefühl einfach aussetzt: die Grenze fällt ungefähr mit der untersten Steuerstufe zusammen. Da hört es auf. Man darf sich diese *«témoins de moralité»*, die moralischen Entlastungszeugen, nicht etwa als blindwütige *«Burschui»* vorstellen — nichts wäre verkehrter. Aber der junge Adlige hatte angenehme Manieren, war *«bon garçon»* — und das vergaßen sie ihm nicht. Für die Mutter . . . nichts. Und der schlug nicht etwa die Tatsache des unehelichen Kindes zum Unheil aus — so kleinherzig ist kein Franzose. Aber wenn hier das Geld mit dem Nichtgeld zusammenstößt, dann gibt es noch böseren Klang als anderswo, und es geht selten gut aus.

Wie kleine Ritterburgen stehen die Familien der Großbourgeoisie da; da bröckelt kein Stein, da hebt sich keine Zugbrücke, wenn einer das Paßwort nicht weiß, und das feste Gefüge des bürgerlichen französischen Lebens hat hier eine seiner Hauptstützen. Solche Zwischenfälle wie dieser werden übersehen. Gewiß, der Prozeß war überlaufen auch von Damen, gerade von Damen — *«elles n'ont pas même l'hypocrisie de l'évantail»*, hat der *«Matin»* einmal vor zwanzig Jahren in der Mordsache Solleillant gesagt, sie halten sich nicht einmal den Fächer vor . . . gewiß, es gibt ein Zeitungsgeschrei, aber das schwillt bald ab. Die Familie steht.

Was daraus folgt? — Nicht übermäßig viel für die Beurteilung Frankreichs. Die meisten mir bekannten deutschen Schilderungen französischer Provinz und französischer Sitten, sind ein ausgezeichnete Führer durch die *deutsche* Seele — nicht etwa durch die französische. Sie sagen über den Beurteilenden mehr aus als über das Beurteilte. Es ist so weit von Berlin nach Paris! viel viel weiter als zwanzig Stunden Bahnfahrt. Und doch gibt es aus diesem Prozeß etwas zu lernen.

Wenn wir uns in Deutschland erst wieder die Geschworenengerichte erkämpft haben werden, die wir zur Zeit nicht haben; wenn die Deutschen wieder, unbeeinflusst von den Juristen, urteilen dürfen, eine Freiheit, die ihnen offenbar gar nicht zu fehlen scheint —: dann mögen sie um der Humanität willen eines nicht vergessen.

Was heute vor den Strafgerichten an Moral vorgebracht wird, um einen Angeklagten zu entschuldigen und zu beschuldigen, ist eine Komödie, die mit den Erkenntnissen der Tiefenpsychologie wenig zu tun hat und mit der wahren Beschaffenheit der menschlichen Seele noch weniger. Was da an *«belastendem Material»* herangeschleift wird, spottet jeder Beschreibung. Dahin gehört zum Beispiel das Verhalten des Mörders nach seiner Tat, deren unvermeidliche Begleitumstände fast immer höher gewertet werden als die Tat selbst. *«Der Angeklagte hat das Kind ausgezogen, bevor er es ins Wasser geworfen hat!»* — verschärft dergleichen einen Mord? *«Der Angeklagte ist ruhig nach Hause gegangen!»* — *«Der Angeklagte ist unmittelbar nach dem*

Mord ins Weinhaus gegangen!» — «Der Angeklagte blieb während der Vernehmung der Mutter stumm.» (Rohling.) «Der Angeklagte vergoß während der Vernehmung bittere Tränen.» (Krokodil.) Und so in infinitum.

Die bewährte Technik mancher Anwälte, auf den Ermordeten so viel ungünstige Aussagen zu häufen, wie möglich — das aber nicht zu tun, wenn es sich nur um einen Mordversuch handelt; die Spekulation auf fatale Kino-Instinkte der Geschworenen; dieses abgenutzte und im tiefsten falsche Vokabularium von «Reue», «kalter Überlegung», «Geistesverirrung» — und das allerschlimmste: das Sammelsurium der sogenannten moralischen Indizien. Es gibt, einschließlich des Schreibers, keinen Leser dieses Blattes, aus dessen Leben man nicht eine Reihe kleiner Anomalien herauspflücken könnte, die an sich ganz harmlos sind, die aber im Augenblick, wo ein schwerer Verdacht auf dem Betreffenden ruht, zu einer Würgekette von Beweislast werden. Was sich in Toulouse begeben hat, begibt sich in allen Ländern alle Tage: eine Fibelpsychologie richtet über Seelen, deren Struktur sie nicht kennt. Ihr sollt nicht richten. Ihr sollt die Gesellschaft schützen.

Herr de Rayssac ist schuldig, und hier ist nun einmal kein Fehlurteil ergangen. Soweit man aus der sehr inexakten französischen Gerichtssaal-Berichterstattung sehen kann, hat der enge Geist eines Dorfes nicht über die Sittlichkeit gesiegt. Was den französischen Strafvollzug angeht, so versage ich es mir, über ihn etwas zu sagen, so lange der unsere nicht in Ordnung ist. Guayana aber ist eine Schande.

Als das Urteil in Toulouse verkündet wurde, piffte der Saal. Es erschien den Leuten zu leicht — die beantragte Todesstrafe war ausgeblieben, eine Sensation war ausgeblieben, aber auch eine volle Befriedigung des Rechtsgefühls, das sich in diesem Falle aus Mitleid und Rache zusammensetzte. Der Prozeß ist typisch für Frankreich, weil der gesunde Menschenverstand annähernd das Rechte getroffen hat — nicht wegen der Prozeßführung, sondern trotz der Prozeßführung.

Aber es gibt auch anderswo Gerichtshöfe, deren Türen uns Sling erschlossen hat; Sling, dessen Herz und dessen Verstand allen ehrlichen Justizkritikern eine Erbschaft bedeuten möge.

DAS SOZIALISTENGESETZ 1878

Vor fünfzig Jahren kriegten sie die Partei zu fassen —
vor fünfzig Jahren haben sie ein Gesetz erlassen,
das war kein Gesetz!
das war ein Gehetz!

Hetze auf alles, was auf Seiten der Arbeiter stand,
 Hetze in der Fabrik, Hetze in Stadt und Land —
 Gegen Ausweisung aber und Streikverbot und Krawalle
 stand die Partei —:
 Alle für einen! Und einer für alle!

Und wie sehen die sozialistischen Führer heute aus?
 Du armer Arsch! die ziehen die Leute aus!
 Was früher Bebel und Mehring und Liebknecht geheißen,
 heißt heute Noske und dient den Preußen —
 und steht in dürftiger Maskerade
 auf der andern Seite der Barrikade!
 Damals: Opfer. Heute: Verräter.
 Damals: Klassenkampf. Heute: Besetzt! Bitte später!
 Damals: Klarheit. Heute: Pst, nicht so laut!
 und im Hintergrund wird ein Kreuzer gebaut.
 Einen Fußtritt! Laßt die Verführer stehn!
 Ihr sollt immer mit der Masse gehn!
 Und die Masse will Kampf. Und die Masse will
 klare Ziele in jedem Falle . . .
 Über die Noskes hinweg
 braust ein unendlicher Strom —:
 Alle für einen! Und einer für alle!

LUDENDORFF ODER DER VERFOLGUNGSWAHN

Hast du Angst, Erich? Bist du bange, Erich?
 Klopft dein Herz, Erich? Läufst du weg?
 Wolln die Maurer, Erich — und die Jesuiten, Erich,
 dich erdolchen, Erich — welch ein Schreck!
 Diese Juden werden immer rüder.
 Alles Unheil ist das Werk der .: .: Brüder.

Denn die Jesuiten, Erich — und die Maurer, Erich —
 und die Radfahrer — die sind schuld
 an der Marne, Erich — und am Dolchstoß, Erich —
 ohne die gäbs keinen Welttumult.

Jeden Freitag abend spielt ein Kapuziner
 mit dem Papste Skat — dazu ein Feldrabbiner;
 auf dem Tische liegt ein Grand mit Vieren —
 dabei tun sie gegen Deutschland konspirieren . . .
 Hindenburg wird älter und auch müder . . .
 Alles Unheil ist das Werk der .: .: Brüder.

Fährst du aus dem Schlaf? Die blaue Brille
 liegt auf deinem Nachttisch wohl bereit?
 Hörst du Stimmen?

Das ist Gottes Wille,
 Ludendorff, und weißt du, wer da schreit —?
 Hunderttausende, die jung und edel
 sterben mußten, weil dein dicker Schädel
 sie von Grabenstück zu Grabenstück gehetzt
 bis zuletzt.

Ackerkrume sind, die Deutschlands Kraft gewesen.

Pack die Koffer! Geh zu den Chinesen!

Führ auch die bei ihren Kriegen!

Ohne Juden wirst du gleichfalls unterliegen.

Geh nach China! Und komm nie mehr wieder —!

Alles Unheil ist das Werk der Heeresbrüder.

ICH BIN EIN MÖRDER

«Ich, Ignaz Wrobel, liebe es, den Schaffner auf dem Omnibus zu betrügen, dann fahre ich umsonst. Ich bin jähzornig: ich habe schon zweimal meinen Bademantel zerrissen, um ihn zu strafen; Krawatten zerschnitten; ein Glas auf den Boden hingefeuert. Ich kann kein Blut sehen. Doch: ich kann Blut sehen, von Tieren. Ein merkwürdiges Gefühl — nicht angenehm; eigentlich doch angenehm, ich traue mich nicht, das zu sagen: doch angenehm. Ich habe häufig zwei Frauen geliebt, sie wußten nichts voneinander, aber ich wußte. Einmal habe ich nachts um ein Uhr eine merkwürdige Anwandlung gehabt: ich lag neben Conrad auf dem Sofa, wir sprachen von Frauen, da begann ich zu zittern, ich wollte ihn anrühren. Ich habe es nicht getan — ich hatte Angst vor der Lächerlichkeit, vor nichts anderm. Ich träume mitunter blutige Begebenheiten. Ich esse unregelmäßig — manchmal tagelang nichts — dann unmäßig. Ich bin unsolide — ich habe nur Angst vor Krankheiten, sonst spräche ich mindestens alle paar Tage ein Mädchen auf der Straße an. Ich bin feige und tückisch: ich habe meinem Vetter Tinte in seinen neuen Hut gegossen, der Mutter ein Spitzentaschentuch zerrissen — nachher, mit dem harmlosesten Gesicht: «Keine Ahnung. Donnerwetter . . . ganz zerrissen! Das ist hin!» — Ich höre gern zu, wenn sich Menschen lieben. Auch, wenn sie sich schlagen. Ich lüge um der Lüge willen, mit Herzklopfen, ob es herauskommt. Meist kommt es nicht heraus. Ich kann ganz gut lügen. Ich hasse meinen Vater. Ich habe als Junge mit meinem Bruder zu tun gehabt und ihn hinterher furchtbar prügeln wollen, aber er war stärker. Ich lebe unregelmäßig . . . das sagte ich schon. Was ist das alles?»

«Nichts Besonderes. Sehen Sie sich um —: solchen kleinen oder großen Packen trägt jeder, jede, jeder mit sich herum . . . alle tragen ihn. Sie haben einen seelischen Buckel, dessen sie sich schämen. So nackt sich auch einer auszieht —: den zeigt er Ihnen nicht. Meist nicht einmal sich. Es ist nichts Besonderes.»

«Es ist nichts Besonderes —? Ich habe nichts zu fürchten —?»

«Es ist nichts Besonderes. Sie haben nichts zu fürchten. Wenn Sie nicht —»

«—?»

«Wenn Sie nicht vor Gericht stehen. Wenn nicht irgendein schwerer Verdacht auf Sie fällt wegen einer Tat, die Sie bestreiten. Dann . . .»

«—?»

«Nun . . . dann wandeln sich diese Tatsachen, die Sie mir eben erzählt haben, in etwas andres. Dann sind es nicht mehr die Anomalien, die jeder Richter, jeder Staatsanwalt, jeder Geschworene, jeder Schöffe im Keim bei sich fühlen könnte, wenn er nur ehrlich sein wollte. Dann, Bauer, ist auf einmal alles ganz anders.»

«Was . . . was ist dann —? Wenn es aber alle haben?»

«Im Salon des Gerichts gibt es dergleichen nicht. Da spielen sich alle ein Leben vor, das sie nicht haben; eine Moral, die sie nicht besitzen; eine Reinheit, deren kein Mensch fähig ist. Kinder in Sonntagsanzügen begreifen auf einmal nicht, wie es Schmutzflecke auf der Welt geben kann. Da sind diese kleinen Züge plötzlich etwas Neues —»

«Und was —?»

«Indizien, Herr Wrobel.»

DEUTSCHE SOLDATEN IN DER PARISER OPER

Die Uraufführung des Verdun-Films

Ein Friedensakt zum 9. November

Schlachtszenen in durchgehender Handlung: Verdun von 1915—1918. Der Deutsche darf zunächst anmerken: In keinem Falle wird der deutsche Soldat anders als mit höchstem Respekt dargestellt — hier gibt es keine Schießbudenfiguren, keine Kinderfresser und Uhrenräuber . . . gezeigt werden Männer und junge Leute, die ihr Leben in gutem Glauben einsetzen. Fast alle Szenen sind echt dargestellt. Der Regisseur Léon Poirier hat auch mit Deutschen gearbeitet: die Rolle eines jungen Soldaten wird von Hans Brausewetter gegeben.

Daß der Film von Franzosen gemacht worden ist, wird in Deutschland, das sich diese Kriegsvisionen hoffentlich nicht entgehen lassen wird, niemand an der Tendenz merken: sie ist nicht vorhanden, der

Film ist aus einer sauberen und anständigen Gesinnung geboren. Der Deutsche wird den französischen Ursprung in den kleinen Einzelheiten merken, die für unser Auge nicht stimmen: deutsche Offiziere geben bei einer Besprechung im Stab kein Mienenspiel von sich, wenn ihnen der General etwas eröffnet. — Dieser General (die einzige mißglückte Figur auf deutscher Seite) ist eine Karikatur des Feldmarschalls Hülsen-Haeseler, die in Wahrheit nur noch ein ehrwürdiges Dekorationsstück gewesen ist — er hat zwar ausgesehen wie eine alte Frau, ist aber ein Edelmann gewesen, und nicht wie hier, ein alter Schauspieler.

Was übrigens die Franzosen nur mit dem «Nietsche» haben, dem sie nicht nur das «z» amputiert haben, sondern den sie beharrlich mit dem deutschen Offizier in Verbindung bringen, das wissen die Götter. Sie können sich jene Kälte wohl sonst nicht erklären, die sie von diesem Lager her verspürt haben. Aber die Lektüre der Kasinos ist wohl eher Ganghofer und Otto Ernst gewesen.

Die französischen Soldatengesichter sind gut — das etwas weiche Schauspielergesicht Brausewetters wird kein Frontsoldat als mit der Wirklichkeit übereinstimmend ansehen.

Im übrigen hat dergleichen schon seinen Stil des offiziellen Salonpazifismus: unter gütiger Mitwirkung von Abendwolken — — — Stimmung . . . der Natur, Tierniedlichkeiten . . . Es ist alles da. Vieles ist malerisch . . . nichts filmisch — die Spielszenen sind mäßig. Auch fehlen nicht jene fatalen Allegorien, die gerade bei einem Maschinenkrieg so verlogen wirken — ach, es ist ganz etwas anderes über die Schlachtfelder geweht als gütige Frauenerscheinungen mit wehenden Gewändern . . .!

Die Kriegsszenen sind gestellt. Die grauenhaften Anstrengungen, das Leiden, die Not, die Pferdeschinderei, die tierische Existenz verkleideter Angestellter und Arbeiter, die Sinnlosigkeit dieses Lebens — das kommt einigermaßen heraus. Die Kämpfe um die Forts Vaux und Douaumont sind bestes Kollektivdrama. Der Augenblick, in dem die Franzosen das Fort Vaux verlassen, während die Deutschen vor den Tapferen das Gewehr präsentieren, ist von höchster dramatischer Spannung.

Auch der Kaiser ist zu sehen, ein alter Mann. Es blieb totenstill in dem riesigen Theater, als er erschien, totenstill auch, als die englischen Truppen gezeigt wurden. Keine Hand rührte sich. Bei den Bildern einiger französischer Generale gab es einige Pffiffe.

Wirkt nun solch ein Film, der in der Pariser Oper vor dem Präsidenten der französischen Republik und den Generalen und der ganzen pariser Gesellschaft feierlich zum erstenmal gezeigt wird, pazifistisch?

Wir haben so viele Kriegsfilme gesehen . . . Ihre Wirkung hängt offenbar von den Zwischentiteln ab, weil ja die ärgsten Roheiten des Krieges nicht auf dem Film zu sehen sind. Wenn nicht hinter jeder

Schreckensszene zu lesen steht, wo dies alles stattgefunden hat, dann wirken diese Filme nicht pazifistisch. Dieser hier hat auf das Taktvollste vermieden, die Greuel in eine gloriole Vaterlandsliebe münden zu lassen — dafür gebührt den Franzosen das höchste Lob. Der Film schließt nicht mit einer Parade der Sieger, er schließt mit dem Bild eines Mannes, der Samen auf seinen Acker streut, mit einem, der das zerstörte Leben wieder aufbaut.

Er schließt aber auch nicht mit dem Ruf: «Nieder mit dem Krieg!» — und das ist schade. Aber die aufgespeicherte Angst, die Anstrengung des Zuschauens, die schrecklichen Erinnerungen, die Wunden, die bei einem solchen Anblick wieder frisch zu bluten beginnen, all das entlädt sich zum Schluß befreit in einen unmißverständlichen Beifall. Das französische Publikum hat diesen Film und seine Idee ergriffen bejaht.

NOVEMBER-UMSTURZ

Die deutsche Revolution hat im Jahre 1918 im Saale stattgefunden.

Das, was sich damals abgespielt hat, ist keine Revolution gewesen: keine geistige Vorbereitung war da, keine Führer standen sprungbereit im Dunkel; keine revolutionären Ziele sind vorhanden gewesen. Die Mutter dieser Revolution war die Sehnsucht der Soldaten, zu Weihnachten nach Hause zu kommen. Und Müdigkeit, Ekel und Müdigkeit.

Die Möglichkeiten, die trotzdem auf der Straße gelegen haben, sind von Ebert und den Seinen verraten worden. Fritz Ebert, den man nicht dadurch zu einer Persönlichkeit steigern kann, daß man ihn Friedrich nennt, ist solange gegen die Errichtung einer Republik gewesen, als er nicht merkte, daß hier ein Posten als Vorsitzender zu holen war; der Genosse Scheidemann è tutti quanti sind verhinderte Regierungsräte gewesen.

Weisen wir auf diesen Verrat an der eigenen Klasse hin, so wird uns ununterbrochen versichert, Ebert habe keine silbernen Löffel gestohlen. Wenn man so unbegabt ist, hat man ehrlich zu sein — das wäre ja noch schöner!

Es ist auch nicht richtig, daß damals nichts zu machen gewesen ist. Die SPD hat nicht *gewollt*, weil sie keinen Mut, keine Charakterstärke, keine Tradition mehr hatte — wer vier Jahre hindurch Kriegskredite bewilligen mußte, konnte das freilich nicht mehr haben.

Folgende Möglichkeiten sind damals ausgelassen worden:

Zerschlagung der Bundesstaaten;

Aufteilung des Großgrundbesitzes;

Revolutionäre Sozialisierung der Industrie;

Personalreform der Verwaltung und der Justiz.

Eine republikanische Verfassung, die in jedem Satz den nächsten

aufhebt, eine Revolution, die von wohlerworbenen Rechten des Beamten des alten Regimes spricht, sind wert, daß sie ausgelacht werden.

Die deutsche Revolution steht noch aus.

Bereiten wir sie gegen alle jene Parteien vor, die ein wirtschaftliches oder ideologisches Interesse haben, sie zu verhindern — die gefährlicheren unter ihnen sind die, die so tun als ob — und die unter alten Flaggen neue, aber verfaulte Ware verkaufen: überaltert, feige, verlogen und seelisch korrupt.

Gesetze fallen nicht vom Himmel. Erst, wenn dem Deutschen die revolutionäre Idee über das Gesetz, über die Bestimmung und über seine eigene Wichtigkeit geht, werden wir einen 9. November erleben, der keinen Noske, keinen Ludendorff und keinen Otto Wels übrig läßt. Nieder mit den lebenden Leichnamen!

Es lebe die Revolution!

WAS WÜRDEN SIE TUN, WENN SIE DIE MACHT HÄTTEN?

Für *wen* habe ich die Macht —?

Eine persönliche Diktatur gibt es nicht; sie ist ein Bürgertraum.

Hätte ich die Macht mit den kommunistischen Arbeitern und für sie, so scheinen mir dies die Hauptarbeiten einer solchen Regierung zu sein:

Sozialisierung der Bergwerke;

Sozialisierung der Schwerindustrie;

Aufteilung des Großgrundbesitzes;

Absetzung der Länderbürokratie;

radikale Personalreform in der Justizverwaltung;

Personalreform auf Schulen und Universitäten;

Abschaffung der Reichswehr;

Schaffung eines sittlichen Strafgesetzes an Stelle jenes in Vorbereitung befindlichen kulturfeindlichen Entwurfs;

Steuerliche Erfassung der Bauern.

Ich glaube, daß im Volk viele Kräfte schlummern, die heute von den Juristen und den uns regierenden Bürovorstehern abgetötet und in der Entwicklung gehemmt werden — mit diesen unverbrauchten Kräften ist auch dann viel zu erreichen, wenn sie «die Bestimmungen nicht kennen», was ihre Kraft ausmacht.

Die von mir genannten Ziele, die heute verlacht werden, weil sie die Wahrheiten von morgen sind, lassen sich nicht auf evolutionärem Wege erreichen — nötig wäre dazu die Revolution, deren Terminologie heute kompromittiert sein mag.

Ihre Idee ist unbesiegbar.

ZEHN JAHRE DEUTSCHE «REVOLUTION»

Wir haben den Laden übernommen
 im Ausverkauf! im Ausverkauf!
 Die Fürsten sind uns abhanden gekommen —
 im Nurmi-Lauf! im Nurmi-Lauf —
 Wir sind eine Republik.
 Was sollen wir Ihnen sagen?
 Wir bitten Sie, das unserem Vorgänger geschenkte Vertrauen
 auch auf uns zu übertragen!

Bist du glücklicher? du Arbeiterfrau?
 Bist du glücklicher? Bergmann im Schacht?
 Ist dir wohler? Mann im Gefängnisbau?
 Hat euch allen die Republik etwas gebracht?
 Wir sind eine Republik.
 Mit schwarz-weiß-roten Schnüren . . .
 Wir bemühen uns, das Geschäft streng im Sinne seines Begrün-
 ders zu führen.

Da gibt es Richter, die sind schlimmer als die unterm Kaiser.
 Da regiert die Industrie, toller, als vor dem Krieg.
 Da gibt es Junker — wie immer unter dem Kaiser —
 da erficht die Kirche einen Sieg und noch einen Sieg.
 Wir sind eine Republik.
 Mit Hilfe der Sozialdemokraten
 halten wir uns die alten Kommißsoldaten —
 Die Revolution findet wegen schlechten Wetters im Saale
 statt —
 Wohl dem, der solch eine Republike hat!
 Immer herein! Eintrittsgeld nach Belieben!
 Wir haben die Firma gewechselt. Aber der Laden ist der alte
 geblieben.

DON'T GISH ME —!

«Sieh mich nicht so an — ich kann es nicht ertragen!
 Sieh mich nicht so an — mit so viel Schmalz und Schmerz!
 Sieh mich nicht so an — sonst muß ich sagen:
 Schmeißt ihn raus — er zerreißt mirs Herz —!»

Wenn die Amerikanerin an einen Mann gerät,
 an einen richtigen Mann;

wenn er für sie nicht jede Kiste dreht,
weil er nicht will, weil er nicht kann . . .

dann schlägt sie wie die Gish die Augen auf,

feucht, in der Großaufnahme —

und protzt erfreut

mit ihrem Bauch aus Zelluloid

und ist ein Drittel Kind, ein Drittel Luder und ein Drittel Dame . . .

«Sieh mich nicht so an — ich kann es nicht ertragen!

Plüsch ist in deinem Aug' — und so viel Gish und Schmerz!

Triffst mich dein krummbeiniger Blick — so muß ich sagen:

Schmeißt sie raus — sie zerreißt mirs Herz —!»

Hat der Germane die Partie verloren

in Fußball oder Politik —:

dann übermannt ihn das Gefühl bis über beide Ohren,

dann ist er fromm und philosophisch (mit Musik).

Gehts gut, schlägt er des Gegners Augen auf;

gehts schief, dann wird gesungen

ein deutsches Lied,

weil das ja immer zieht —

er ist ein Drittel Held, ein Drittel Kellner und ein Drittel Nibelungen . . .

«Sieh mich nicht so an — ich kann es nicht ertragen!

so mit dem treuen Blick von unten rauf — und mit dem Wackelsterz!

Ich kenn dich noch aus alten, bösen Tagen —

die Hand in der Bilanz — das Auge himmelwärts!

Und ist das Ausland klug, so wird es sagen:

Schmeißt ihn raus — er bricht mirs Herz —!»

Nur ungern nimmt der Handelsmann

statt baren Geldes Breitscheid an.

DIE FRANZMÄNNER

sind bekanntlich Leute, die die Phrase meisterhaft beherrschen, mit zierlich gedrechselten Redensarten herumfackeln und hochtönend schwätzen. Der Deutsche, bieder, fromm und stark, handelt.

Mit Kriegsanleihe, zum Beispiel.

So er das aber nicht tut, erläßt er Proklamationen, und es hat sich im ganzen Lande für dergleichen ein einheitlicher Stil herausgebildet, der ebenso papiern wie großfressig immer da angewandt wird, wo er nicht hinpaßt.

Ein Zirkus besucht eine sächsische Provinzstadt. Der Bürgermeister bedankt sich dafür beim Zirkusdirektor — ein etwas ungewöhnlicher

Vorgang, wenn man bedenkt, wen er unbeachtet in seinen Mauern weilen läßt. Er bedankt sich aber, und ich sehe ihn aufs Knöpfchen drücken. «Fräulein Bockmann soll mal reinkommen, zum Diktieren — und ich will jetzt nicht gestört werden!» — und während Fräulein Bockmann dasitzt und still stenographiert, überkommt jenen die Erinnerung an Abukir und die Pyramiden, haben sich gut geschlagen meine Sachsen, nein, der Zirkus, Hindenburg, Versailles, Eckener, Großtat deutschen Geistes, wir sind ein armes Land, die Höchstleistungen der Industrie, Deutschland, tatkräftig, Pionier, deutsch, deutsches . . . «Schreiben Sie mal —!»

Chemnitz, 25. Januar

Sehr geehrter Herr Direktor!

Eigentlich hatte ich die Absicht, während der gestrigen Eröffnungsvorstellung Sie und Ihre auserlesene Künstlerschar namens der Stadt Chemnitz willkommen zu heißen und Ihnen für die freundliche Einladung des Rates der Stadt unsern Dank auszusprechen. Leider bot sich hierzu nicht die passende Gelegenheit. Ich möchte es deshalb auf schriftlichem Wege nachholen.

Wir begrüßen es, daß es grade die Stadt Chemnitz ist, in der Ihr neuer strahlender Prachtbau, diese Großtat deutscher Technik, die aus der Wanderschau gradezu eine Wunderschau macht, zum ersten Male gezeigt wird. Wir bewundern Sie, sehr geehrter Herr Direktor, als hervorragendsten Förderer deutscher Zirkuskunst, der ältesten Volkskunst, wir bewundern Sie vor allem aber auch als tatkräftigen Pionier deutschen Unternehmungsgeistes im Auslande, der durch die Tat dem deutschen Namen im Auslande mehr genützt hat, als es lange Parlamentsreden könnten. Möge der stolze, neue Bau, den wir gestern in Chemnitz einweihen konnten, und der die Bestrebungen der deutschen Städte auf Förderung des Fremdenverkehrs wesentlich unterstützt, Ihnen neue Erfolge und reichen Segen bringen. Das gestrige Eröffnungsprogramm war ein derart reichhaltiges und künstlerisches, wie es bisher in Chemnitz wohl noch nicht gegeben worden ist.

Mit dem Ausdruck vorzüglicher Hochachtung

Arlart, Bürgermeister

Warum bot sich dem Rat der Stadt keine passende Gelegenheit, die auserlesene Künstlerschar dressierter Affen schon während der Vorstellung willkommen zu heißen? Kein dummer August hätte solchen Erfolg eingeheimst.

Und nicht, daß die Kommunalpolitiker die Außenpolitiker nachahmen, ist das Schauerliche. Sondern, daß die Terminologie der Außenpolitiker auf dem Niveau von Bürovorstehern und Sparkassenbeamten steht, und daß man alle vier beide nicht mehr voneinander unterscheiden kann.

In den *«Briefsteller für deutsche Politiker»* aber sollte dieser Brief unbedingt aufgenommen werden. Herr Löbe kann ihn, mit ganz kleinen Änderungen, bei der nächsten Anschluß-Kundgebung noch einmal verlesen. Er paßt immer.

PARISER GELÄCHTER

Neben der Todestraurigkeit der großen Pomp-Revuen, die mir so bekannt vorkommen, obgleich ich nicht weiß, was *«Haller»* auf französisch heißt, gibt es die kleinen, und wenn sie von Rip sind, dann sind sie gut. Diese hier — im Théâtre du Palais Royal — heißt *«Das goldene Zeitalter»* und ist sogar sehr gut, und sie ist wirklich durch und durch französisch und gar nicht für die Amerikaner gemacht. Die glücklichen Schauspieler waten knietief in Gelächter.

Zunächst einmal hat Rip eine fulminante Technik: für die Couplets und für die Wirkungen des Theaters, das findet sich selten in derselben Hand. Seine Texte sind sauberste Handarbeit, auf Rand genäht, das sitzt und schließt und paßt wie angegossen. Es gibt Bilder; von *«durchgehender Handlung»* ist zum Glück keine Rede, aber diese Bilder sind durchweg gelungen, und drei mehr als das.

Der König von Albanien kriegt eins auf den Reiherhelm, Literatenkrachs entstehen neu — glückliches Land, wo so etwas populär ist! Den Streit zwischen Gémier und Bernstein hat man noch nicht vergessen, und wenn es gegen Kollegen geht, dann ist Rip frech wie ein Spatz; es erscheint der Komiker Dorville als Konkurrent des Eisernen Justav, dem er sogar ein sanft ironisches Lied widmet, einmal spielen sie die *«Rückkehr zur Natur»*, da zieht Rip einfach alle Leute aus, und auf einmal ist alles komisch: der nackte Negerboy, der die Tür öffnet, der nackte Herr des Hauses, die nackte Dame des Hauses, und der Präsident des Senats mit der Ehrenlegions-Rosette auf dem schwarzen Badeanzug, er trägt dazu passenderweise einen Zylinder, und nur die Tante aus der Provinz hat einen langen Rock und fällt peinlich auf. Worauf sie sich entschließt, die neue pariser Mode mitzumachen, sie kommt also ziemlich ausgezogen herausgeklappert, auf den Brüstchen aber trägt sie für die Moral und gegen den Regen zwei spitze Trichter . . .

Die drei besten Szenen aber sind so:

Probe im Moulin Rouge, mit der Mistinguett, welche sehr geschäftstüchtig ist. Aufmarsch der verschiedenen Revueleute: die Maschinisten und der Herr Direktor und die Girls, und, richtig, die Autoren — und jeder singt: «Ach Irma — ach, Irma — ohne mich verkracht die Firma!» und dann erscheint der *«Stern»* und kriegt erst einmal so viel Geld, wie es gar nicht gibt; und nimmt von dem Interviewer Geld, und als der

mal aufs Töpfchen gehen muß, spricht jene: «Geradeaus die zweite Tür rechts — fünfzig Centimes, bitte!» — Und dann kommt sie heraus, in zerlumpten Bettlerkleidern, mit einem Körbchen in der Hand, und probiert.

Nun steht aber nebenbei auf einem Tischchen ein Telefon, und in die Probe hinein klingelt es, und jedesmal bricht die falsche Mistinguett ihr Jammerlied ab, in dem sie herausplärrt, daß sie nichts zu essen habe, und macht am Telefon Borsengeschäfte und treibt Mieten ein und Hypothekenzinsen und was der Mensch so braucht. . . . Beinahe hätte ich hinaufgerufen: «Gründen Sie doch eine Mistinguett-GmbH. — das soll vorkommen!» aber ich bin ein feiner Mann, und außerdem habe ich auch zu sehr lachen müssen, denn immer, wenn sie abgehangt hatte, begann sie von neuem:

«In meinen Hosen pfeift der Wind —
Ich armes Proletarierkind!»

Es war sehr schön. Rip überstrahlt das alles mit seinem Witz — Sie kennen doch die Beleuchtungstricks der großen Revuen? Rip hat die «fesses lumineuses» erfunden, i. wo werde ich das übersetzen!

Und dann ist da eine Szene, die eben das Handelenk des Autors zeigt. Es tritt ein schüchterner Polizeikommissar auf, der um die Hand eines jungen Mädchens anhalten soll — es aber nicht kann: er traut sich nicht. «Ich bin so schüchtern», sagt er zu seinem Freund, «so schüchtern. . . ! Heute haben sie mir im Cafe dreimal denselben Witz erzählt — meinen Sie, ich könnte sagen: Bitte, den hab ich schon gehört! Ich kann das nicht. . . » — «C'est bizarre. . . » sagt der Freund. «übrigens — kennst du das mit der Arche Noah? Wo der Elefant nicht einschlafen kann, weil es so bumst, und dann schickt er herauf, und da sagt der Noah: «Entschuldigen Sie vielmals, Herr Elefant — aber das ist der Tausendfuß — der zieht sich grade die Stiefel aus!» — «Großartig!» sagt der schüchterne Kommissar und lacht sich rot. Freund ab. Kommissar, ins Publikum: «Das ist doch dieselbe Geschichte, die sie mir heute im Cafe erzählt haben!» — Und wie er nun diesen Witz ununterbrochen erzählt bekommt — lang und kurz, niedlich von seiner Braut, dramatisch bewegt von einem Marseiller, verkorkt von einer Ausländerin («Und da sagt Noah: Das ist der Ohrwurm, der sich die Hosen auszieht!») — das ist nun zum Entrücken gar. Am besten aber ist die dritte Szene.

«*Sur les Toits*». Auf den Dächern. Auf den Dächern arbeiten zwei Handwerker und reparieren da den Blechbelag. Und der Dicke, es ist Dorville, der so parisieren kann wie Graetz berlinert, der Dicke verzapft Politik. Was er so in den Blättern gelesen hat: Keinen Krieg mehr! Und keine Grenzen! Und keinen König! Und keine Steuern! Und alles durcheinander. Und der Kollege führt ihn, ohne es eigentlich zu wollen, sanft ab, ein dialektisches Kunststück, das grade so gut umgekehrt

vor sich gehen könnte. Perlen der Unterhaltung: «Du liest den *«Ami du Peuple»*, Cognasse?» — Cognasse ist leicht geniert; der *«Ami du Peuple»* des Herrn Coty kostet zwar drei Sous weniger als die andern Zeitungen, aber sehr kommunistisch ist er ja nun grade nicht . . . «Je ne le lis pas», sagt er. «Je l'achète!» — Es war so verblüffend echt — ganz Paris stand da auf den Dächern . . . Und da hört man plötzlich leise, ganz leise Militärmusik, Klingkling Bummbumm und Tschindrara — die Musik wird lauter und lauter — «Cognasse! Guck! Soldaten!» — Und sie treten an die Rampe und sehen auf die fingierte Straße hinunter . . . nun ist die Musik ganz laut, der schnelle Takt der französischen Militärmärsche klingt an unser Ohr, nun wird sie wieder leiser, verklingt fast . . . und da muß nun wohl unten die Fahne vorbeigezogen sein — denn den beiden da oben gibt es einen Ruck, und Cognasse, der radikale Cognasse, und sein Genosse — sie nehmen beide die Mützen herunter. Pause. «Du grüßt die Fahne, Cognasse?» sagt der erstaunte Genosse. Cognasse kommt wieder zu sich. «Quatsch!» sagt er. «Ich kenne den Fahnenträger!»

Wobei denn schnell zu sagen, daß es in Frankreich keinen Militärfimmel gibt, und daß der französische Offizier etwas hinter dem *«Zivilisten»* rangiert. Und daß es doch leider, leider sehr wahr ist, was sich da auf den Dächern abspielt . . .

Wie denn überhaupt das französische Cabaret und die kleinen Revuen einen reaktionären Witz aufweisen, den wir nicht haben, und der sich zum Teil daraus erklärt, daß das Land links regiert wird, die Opposition hat es ja immer leichter. Die Satire des Herrn Rip ist politisch von einer geradezu imposanten Gesinnungslosigkeit, aber, um die Wahrheit zu sagen, sie ist den Linken über. Die haben keinen solchen zu versenden. Es ist da eine Szene über und gegen das Frauenstimmrecht, das die Französin nicht nötig hat, weil sie sowieso herrscht — und zwar nicht, wie man denken könnte — sondern durch ihre Sparsamkeit, durch ihre Kraft, den Haushalt zu führen, das Geld einzuteilen, die Geschäfte zu verwalten — in dieser Szene werden Thesen aus dem Jahre 1896 breitgetreten, unter dem jubelnden Beifall einer strahlenden Bürgerschicht, die sich in ihren Ur-Instinkten gestärkt fühlt. Wir Deutschen sind von rechts her Langeweile gewöhnt, Verständnislosigkeit für die Zeit, Attentate und Holzknüppel. Hier aber gibt es einen reaktionären Witz, eine reaktionäre Geistigkeit und etwas für uns schier Unverständliches: einen intellektuell untermauerten Nationalismus, der übrigens niemals offensiv ist.

So kann eine richtige Theaterkritik nicht aufhören. Die Damen Josylla, Dorny (die die Mistinguett himmlisch kopiert), Sinoel und Franconay entledigten sich ihrer Aufgabe. Warum aber alle pariser Schauspielerinnen heiser sind, wird mir ewig ein Rätsel bleiben. Vielleicht wären sie es nicht, wenn Frankreich eine Prohibition hätte. Und

selbst der gewitzigste Halsarzt könnte ihnen keinen andern Ratschlag geben als: «Schön gurgeln, nicht so viel saufen und nachts gut zudecken!»

WAS KOSTEN DIE SOLDATEN?

Wir haben Lungenkranke,
die brauchten Berg und Schnee;
sie heilen —? Kein Gedanke!
Wir brauchen die Armee.
Da kostet jeder Junge
mit Stiefel und Gewehr
pro Mann eine Lunge —!
Das ist unser Heer.

Von dem, was die verschwenden,
von dem, was da veraast:
könnten wir Gutes spenden,
wo die Schwindsucht rast.
Der Proletarierjunge
kriecht so nebenher . . .
Pro Mann eine Lunge —
das ist unser Heer.

Es fällt durch graue Scheiben
ein trübes Tageslicht;
die Kranken, die da bleiben,
überleben den Sommer nicht.
«Zeigen Sie mal die Zunge!
Na ja — das wird nichts mehr!»
Pro Mann eine Lunge —
das ist unser Heer!

Sie haben Feldgeschütze,
Schiffskreuzer und Musik;
in schwarz-rot-goldner Mütze
bezahlt die Republik.
Sie setzen an zum Sprunge.
Sie sind das Militär.
Sie stehlen uns Herz und Lunge.
Wann — Junge! Junge! —
wirfst du sie in hohem Schwunge
ihrem Kaiser hinterher —?

ALTER BURGUNDER WIRD VERSTEIGERT

Beaune, 20. November.

Um halb zwei Uhr ist der alte Keller im Hospital von Beaune schon gesteckt voll. Im Saal sitzen die Händler; vor ihnen auf einem Podium, vor riesigen Fässern, der Bürgermeister und die Stadträte; an einem der Fässer hängt ein kleines Telefon; Neugierige sitzen auf den Fässern ringsum und lassen die Beine baumeln. Die kleine Holztribüne steht auf Fässern, da drängen sich die Leute in beängstigender Fülle. Um zwei Uhr beginnts.

Dies ist der große Tag der Côte d'Or, wo auf sechzig Kilometer Länge die großen Weine der Bourgogne wachsen: der Clos Vougeot und der Pommard und der Romanée Conti und alle die andern. Die Winzer sind mit diesem Weinjahr mehr als zufrieden, und mit Recht. Der Most des Pommard ist nun zwei Monate alt, aber das Kind kann schon laufen — das wird einmal, wenn nicht alles täuscht, ein großer Wein. Nun eröffnet der Bürgermeister die Versteigerung.

Vor einem Beisitzer steht eine Wachskerze, an der er ununterbrochen zwei winzige Lichtchen nacheinander entzündet: Solange die brennen, darf geboten werden, jedes leuchtet nur etwa eine halbe Minute, ist bis dahin der Zuschlag nicht erfolgt, so wird wiederum angezündet; das ist ein sehr alter Brauch. (Wird in Frankreich etwas gerichtlich versteigert, so brennen drei Kerzen — in Beaune nur zwei.) Sie bieten.

Ein Doppelfaß «Nicolas Rollin», so heißt der Begründer des Spitals, das heute der Stadt gehört, ein Doppelfaß von 456 Litern bringt 15 000 Francs — und der ganze Saal applaudiert — der Wirt vom Hôtel de la Poste in Beaune strahlt über das ganze Gesicht: Er hat etwas für seinen Keller.

Vorher haben die Händler den Wein aus kleinen silbernen goblets gekostet, niedrigen, flachen Schalen mit einem Handgriff, von uralter Form; ihr Grund ist ornamentiert, damit sich der Wein richtig spiegelt. Sie heben die Tasse an die Nase, ziehen den Duft ein und kosten, unendlich behutsam.

Die alten Stiftungen legten gern den Wein mit der Fürsorge für die Kranken zusammen — man denke nur an das Bürgerspital in Würzburg. Dieses Hospital in Beaune ist ein wunderschönes, altes Bauwerk, mit einer Küche, darin noch ein alter eiserner Bratenröster unermüdlich seine Räder dreht.

Vorher hat die Stadt ein Frühstück gegeben: Der Bürgermeister und der Souspräfekt präsierten.

Die Weine rannen in die Gläser — ich liebe die deutschen Weine und denke, daß man zuerst die Weine seines Landes trinken sollte, weil sie eine Verkörperung der Heimat sind. Mit allem schuldigen Respekt vor

dem Rhein und Franken aber darf gesagt werden: als eine Grande Réserve 1919 erschien, verstummten auch die größten Kenner: das war kein Wein mehr, das war Sonne und der ganze Garten Frankreichs. Dieses Glas wollte getrunken sein.

Die «sommeliers» gingen umher, die Kellermeister, die so gar nichts vom Kellner haben: sie stellen vielmehr etwas dar, was zwischen einem alten Bauern und einem Mönch liegt. Ammen des Weins.

Und Reden wurden gehalten, ich hatte mit meinen Weinen zu tun, und soweit ich hörte, war da von dem «Phänomen der Prohibition» die Rede, wie eine graue Wolke zog das durch den Saal. Und die Jury verteilte kleine Zettel, auf denen geschrieben stand, wie der heurige Wein beschaffen sei, und es gab auch, mit vielen Fehlern und sehr viel gutem Willen, eine deutsche Übersetzung dazu:

«Diese Schätzung paßt auf den Weinen der sogenannten Gegenden: Beaujolais, Mâconnais, Châlonnais, Côte d'Or, Yonne; sie paßt nicht auf den Weinen von der zweiten Blütenzeit, die von Trauben er-rühren, die nach dem Gewitter vom 6ten Juni gewachsen sind, welches den Ruits-Rebenberg zum Teil gewüstet hat.»

Sie versteigern noch immer. Faß auf Faß geht hinaus in die Welt — der Lohn für die Arbeit eines Jahres wird einkassiert. «Premier feu!» ruft der dicke Ausrufer — soviel wie unser «Zum ersten!» — das kleine Licht erglänzt, erlöscht, erglänzt, es riecht nach Wein und weingetränktem Holz, die Glatzen glänzen, der freundliche, alte Bürgermeister, der so hübsch die Bilder des in Beaune geborenen Impressionisten Ziem erklärt hat, spricht den Käufern ihre Fässer zu, die Schreiber schreiben...

Und wieder einmal ist zu sehen, daß Paris nicht Frankreich ist, und seine Fremdenviertel schon gar nicht. In den sanftblauen Spätherbsthimmel klingelt die Turmuhr, ein braunes Licht liegt über diesem Garten Gottes, und wie schön müßte es sein, mit diesem Lande dauernd in Frieden zu leben —!

«WIR VON DER UNTER-TERTIA»

I

Wenn sich zwei Jungen kabbeln —: das ist einfach. Wenn sich aber zwei Klassen kabbeln —: was ist dann —?

Dann kann jeder Junge, der klug ist und nicht nur ein Hammel in der Herde, so recht sehen, wie merkwürdig Menschen sind, die eine Gruppe bilden.

Jeder von euch weiß, daß man nur ein halbes Jahr in derselben Gemeinschaft zu leben braucht, um folgende Entwicklung durchzu-

machen: Erst ist man schüchtern und ein «Neuling», dann gewöhnt man sich; dann kann man mitreden; dann ist man «alter Mann» — und langsam, langsam überkommt jeden, der lange dabei ist, das Gruppengefühl: «Wir von der Unter-Tertia» . . . darin ist so viel Stolz, — ja, worauf eigentlich?

Es ist der Stolz auf die Gruppe. Jeder, ausnahmslos jeder, der in einer solchen Gruppe, in einer Schulklasse, in einem Tennisverein, in einem Ruderklub lange sitzt, bekommt dieses Gruppengefühl, und das ist ja soweit auch ganz in Ordnung. Die Gruppe, der Verein, die Klasse —: sie haben ihre bestimmten Eigentümlichkeiten, sie lachen vereint, sie hassen vereint, sie lieben vereint — sie leben zusammen, sie haben sogar dieselbe Sprache; da gibt es kleine Witze, die nur die Angehörigen der Gruppe verstehen, und alles das bindet sie fest zusammen. Wenn sie anständige Kerle sind, so treten sie auch für einander ein, alle für einen, einer für alle — dergleichen ist noch gut und bejahenswert und richtig. Aber, ich denke, man sollte das alles nicht übertreiben.

In jedem Verein sitzt mindestens einer, der den «Vereinsvogel» hat, — denkt nur an den Quartaner Stutz aus Wolf Zuckers schöner Geschichte *«Der Bund der Sieben»*, die ihr sicherlich in diesem Buch schon gelesen habt —, einer, der gewissermaßen ununterbrochen die Vereinsfahne schwingt (auch, wenn gar keine da ist), einer der «stolz» ist, daß er der Gruppe angehört. Und hier liegt wirklich eine große Gefahr.

Das fängt mit der Verachtung der Konkurrenz an. «P! Die von der Quarta!» — «Hö! Die vom Ruderklub Grün-Weiß!» — «Pö! Die Herren Fußballer! Wir Schwimmer dagegen — —!» Und das ist falsch.

In der Unter-Tertia zu sitzen, ist noch kein Verdienst. Denn dafür kann man nichts. Grade in diesem Schwimmklub zu sein und nicht in jenem Tennisklub — wer kann dafür? Die wenigsten überlegen sich, daß sie damals eingetreten sind, weil . . . ja, weil Willy auch drin war und noch andre Freunde . . . oder weil sie es zur Schwimmanstalt näher hatten als zum Tennisplatz . . . und aus tausend andern Gründen. Wenn das aber eine Weile so geht, dann entwickelt sich ein «Stolz», der leicht zur Afferei ausarten kann. Und zu schlimmerem.

Die deutsche Nation ist eine Nation der Vereine — es gibt wahrscheinlich in keinem Lande der Welt so viel Vereine wie bei uns. Und jeder dieser Vereine hat seinen «Stolz» und seine Fahne; seine Vorsitzenden und seine Sekretäre; seine Vereinsabzeichen und seine besondere Vereinssprache. Das verführt dazu, daß jeder Verein glaubt, er sei ganz allein auf der Welt. Es vergeht nicht lange Zeit, und er behandelt die Leute aus den anderen Klassen, den andern Vereinen, den andern Klubs wie Aschantineger oder Leute von einem andern Planeten. Sie tun alle so, als lebten sie auf einer Insel. Falsch: sie leben in einer Gemeinschaft, mit den andern.

Das fängt auf der Schule an.

Da gibt es die üblichen Kämpfe zwischen Klasse und Klasse; zwischen Klub und Klub; zwischen Verein und Verein, und es ist wie ein Rausch, der den einzelnen dabei überfällt. Er verliert sich an die Masse, der er gerade angehört; er verschwindet als Einzelwesen und ist auf einmal bloß noch «Mitglied». Untertertianer, Klubangehöriger. Und das ist eine verlogene Sache.

Es gibt eine Menge Jungen, die würden nie, niemals Sachen tun, die sie unbedenklich machen, wenn es sich um die Klasse, um den Verein, um den Klub handelt.

Sie glauben aber: wenn man einer Gruppe angehört, dann darf man das. Man darf es nicht, wenns unehrlich ist. Denn die Gruppe ist niemals eine Entschuldigung für eine schlechte Handlung. Entweder man darf stehlen, oder man darf es nicht. Darf mans nicht — dann darf mans auch nicht, wenn man damit dem Verein einen Dienst erweist. Aber es gibt eine Sache auf der Welt, die alles entschuldigt, scheinbar entschuldigt: das ist der Massenrausch.

II

Herr Schulze ist ein friedlicher Mann — er tut keinem was.

Wenn aber derselbe Herr Schulze auf der Straße in einen Auflauf gerät, der sich um einen gefaßten Zechpreller gebildet hat, sich von Minute zu Minute vergrößernd, — dann kann der Mann schreckliche Sachen begehen. Die Gruppe wird groß und größer, Neugierige, Beteiligte und Unbeteiligte, gesellen sich zum Wirt, zum Zechpreller, ein Schutzmann . . . Und plötzlich ruft jemand aus dem Haufen: «Haut ihn —!» Der Mann, der da aus dem Restaurant gelaufen ist, ohne zu bezahlen, hat dem Rufer gar nichts getan; der ist bloß aufgeregt, weil die andern aufgeregt sind; weil der Kellner so schreit, weil der Wirt so schreit, weil der Schutzmann den Mann am Kragen hat — da ruft er das: «Haut ihn —!» Und plötzlich gerät die Masse in Schwung, die hinten stehen, schieben nach vorn, die Vorderen, die ursprünglich gar nicht hauen wollten, werden näher auf den Übeltäter hingeschoben . . . der macht eine ungeschickte Bewegung, und schon hat ihm jemand ein paar hinter die Ohren geschlagen. Und nun gehts los. Und dieselben Leute, die noch vor fünf Minuten ganz friedlich auf der Straße gegangen sind, brüllen plötzlich alle durcheinander und schreien und fuchteln mit den Armen . . . und hauen alle zusammen auf einen Wehrlosen ein, der ihnen doch gar nichts getan hat. Der Massenwahnsinn hat sie angesteckt.

Und dieser selbe Massenwahnsinn «hat» die Leute, wenn sie in den Versammlungen schreien; wenn sie Demonstrationen machen; wenn sie in Massen einem zujubeln . . . einer entzündet sich am andern, einer wird vom andern beeinflußt — es ist wie ein elektrischer Strom, der die Leute durchzuckt. Das ist sehr, sehr gefährlich.

Es ist nämlich dann sehr gefährlich, wenn diese menschliche Eigenschaft von kalten und schlaunen Leuten ausgenutzt wird — denn man kann zwar einer Masse schwer widerstehen, aber man kann, wenn man klug ist, sie so lenken, daß sie das gar nicht merkt! Und dann wehe den Opfern!

Der kleine Straßenauflauf bildet eine Masse, und solche Massen sind in fast allen Fällen wie die Urmenschen oder wie die Tiere: sie haben nur einige wenige Vorstellungen, und zwar nur ganz einfache; sie geben jedem äußern Reiz nach, und wenn einer gut brüllt, brüllen sie: «Ja!» — und wenn ihnen die Nase an einem andern Mann nicht gefällt, dann rufen sie «Haut ihn!» — und das ereignet sich alles auch dann, wenn es lauter kluge Leute sind, die die Masse bilden, denn sie sind nur einzeln klug; im Augenblick, wo sie sich zusammenballen, ist es aus mit der Klugheit, und sie benehmen sich alle zusammen wie die wilden Kanaken. Das ist ein allgemeines Gesetz, auf der ganzen Erde.

Die Untertertia bildet keine Masse — die ist eine höhere Form der Masse: sie ist eine Gruppe. Aber auch diese Gruppen unterliegen alle, alle gemeinsamen Gesetzen, und davon gibt es keine Ausnahme. Ein Schüler macht, wenn einer plötzlich niesen muß und dabei so ulkig schnauft, zweierlei: je nachdem er das zu Hause sieht, wo er allein ist — oder wenn es in der Klasse geschieht, wo achtundvierzig Augen gespannt auf alles aufpassen. Da ist eben eine andere Luft.

Der Tennisklub ist eine Gruppe. Der Fußballklub ist eine. Der Schwimmverein ist eine. Und die Führer solcher Gruppen verfallen fast alle demselben Fehler: sie machen sich wichtig.

Sie glauben, der Verein, der Klub, die Klasse seien nur ihretwegen da — und nicht sie wegen des Vereins. Sie kriegen mit der Zeit eine «Würde» (wenn sie dumm sind) — sie pusten sich auf — sie sehen erst einmal auf alle Mitglieder herunter, die keine Führerstellung haben — und alle zusammen verachten wieder die Angehörigen der andern Gruppen.

Und von hier bis zur Kriegshetze ist nur ein Schritt.

Wer die Szenen der allgemeinen Betrunketheit im Jahre 1914 erlebt hat, der weiß Bescheid. Die Leute, die da auf den Straßen herumgegangen sind und gebrüllt haben, haben überhaupt nicht gewußt, worum es ging: noch vierzehn Tage vorher haben sie an nichts Böses gedacht. Aber die Zeitungen hatten es so gesagt und hatten sie beim Wickel gefaßt, wo die «Massenehre» sitzt. Und auf einmal waren alle Franzosen niederträchtige Kerle und alle Engländer Krämer und alle Japaner Affen — und es gab sogar ein paar Tage, da trugen die Leute auf den Straßen jeden Japaner, den sie zu fassen kriegten, auf den Schultern umher — sie glaubten nämlich, die Japaner würden mit Deutschland gehen . . . Die kleinen Japaner haben nicht schlecht gelacht, nein, sie haben nur höflich gelächelt . . . So betrunken sind damals die Menschen gewesen.

Einer Gruppe anzugehören — und sei es das Vaterland — das ist noch gar nichts. Man muß erst einmal diese Gruppe, besonders, wenn sie groß ist, genau kennen; man muß auch etwas für die Gruppe getan haben, also nicht nur Steuern gezahlt haben; man muß auch die andern Gruppen, die man da bekämpfen will, wirklich kennen. Davon ist bei Kriegsausbruch keine Rede gewesen — von einer Million Deutscher haben noch nicht zehn Leute die wirklichen Kriegsgründe und Kriegsursachen wirklich gekannt. Und auf der andern Seite ist das genau so gewesen. Das hat zwölf Millionen Menschen in Europa das Leben gekostet.

III

Seid nicht stolz, der Untertertia anzugehören. Seid stolz auf euch selber — wenn ihr Ursache dazu habt. Und werft euch nicht in die Brust und ruft nicht: «Wir von der Untertertia!» Und seid keine Hammelherde, die hinter einem Leithammel herläuft — sondern bleibt ruhig und gelassen und behaltet klaren Kopf, wenn eine Masse tobt.

«YOUSANA—WO—BI—RÄBIDÄBI—DÉ?»

Fremde Sprachen sind schön, wenn man sie nicht versteht.

Ich habe einmal den großen J. V. Jensen gefragt, wie er es denn gemacht habe, um Asien uns so nahe zu bringen wie zum Beispiel in den «*Exotischen Novellen*» — und ob er lange Chinesisch gelernt habe. . . «Ich reise so gern in China», sagte Jensen, «weil da die Leute mit ihrer Sprache nicht stören! Ich verstehe kein Wort.» Hat recht, der Mann.

Fremde Sprachen sind schön, wenn man sie nicht versteht. Ein Wirbel wilder Silben fliegt uns um den Kopf, und Gott allein sowie der, der sie ausgesprochen hat, mögen im Augenblick wissen, was da los ist. Wie nervenberuhigend ist es, wenn man nicht weiß, was die Leute wollen! «Da möchte man weit kommen», hat der weiseste Mann dieses Jahrhunderts gesagt, «wenn man möchte zuhören, was der andere sagt —!» Im fremden Land darf man zuhören, es kostet gar nichts — höflich geneigten Kopfes läßt man den Partner ausreden, wie selten ist das auf der Welt! Und wenn er sich ganz ausgegeben hat, dann sagst du, mit einer vagen Handbewegung: «Ich — leider — taubstumm und . . . kein Wort von dem, was Sie da erzählen . . .!» Das ist immer hübsch, es ist ausgezeichnet für die Gesundheit.

Das fängt an der Grenze an, wo der Zollmensch viele Sachen sagt, von denen wahrscheinlich die gute Hälfte aus Unannehmlichkeiten besteht — aber sie dringen nicht bis an unser Gehirn — sie gehen, wie die pariser Schauspielerin Maud Loti das einmal auf einer Probe zu ihrem

Regisseur gesagt hat, zu einem Ohr hinein und zum — ja, ich glaube, zum andern Ohr wieder heraus . . . Und wenn der Zollfritze nicht gerade Krach mit seiner Frau gehabt hat, besteht die Möglichkeit, daß er uns zufriedenläßt; das Idiotische ist ja doch stärker als alle Vernunft.

Nun ist das auf der ganzen Welt so, daß die Leute, wenn man sie nicht versteht, schön laut mit einem reden; sie glauben, durch ein Plus an vox humana die fehlenden Vokabelkenntnisse der andern Seite zu ersetzen . . . Und wenn du klug bist, läßt du ihn schreien.

Schön ist das, in einem fremden Lande zu reisen, und auf fremdländisch grade «Bitte!», «Danke!» und «Einschreibepaket!» sagen zu können — gewöhnlich ist unser einziges Wort eines, das wir auf der ganzen Reise nicht verwenden. Das mit dem Lexikon und den Sprachführern habe ich längst aufgegeben. Sagt man nämlich solch einen Satz den fremden Männern, so ist es, wie wenn die mit einer Nadel angepiekt seien — der fremde Sprachquell sprudelt nur so aus ihnen heraus, und das steht dann wieder im Sprachführer nicht drin . . . Aber wie schön, wenn man nichts versteht —!

Was mögen die Leute da alles sagen —! Was können sie denn schon alles sagen —?

Du hörst nicht, daß da zwei Männer sich eine sehr wichtige Sache wegen der Übernahme der Aktienmajorität des Streichholz-Trustes erzählen, und dann eine Wohnungsschiebung, und dann einen unanständigen Witz (alt! alt!) — und dann Gutes über eine Frau, die sie beide nicht haben wollen, und denn Schlechtes über eine, die sie nicht bekommen konnten —: das brauchst du alles nicht mitanzuhören. Der kleine Kellner auf dem Bahnhof ruft etwas aus, was wahrscheinlich nicht einmal die Einheimischen verstehen, und daß er mäßiges Obst verkaufen will, siehst du alleine. Sanfte Träumerei umspinnt dich — was mögen diese wirren, ineinandergekapselten, schnell herausgekolberten, halb heruntergeschluckten Laute nur alles bedeuten . . .! Andere Kehlköpfe müssen das sein — andere Nasen — andere Stimmbänder — es ist wie im Märchen und was du auf der Schule gelernt hast, hilft dir nicht, weil diese das offenbar nicht oder falsch gelernt haben; und ist es nicht schön, wie ein sanfter Trottel durch die Welt dahinzugehen . . .

«Na, erlauben Sie mal —! Wenn ich auf Reisen bin, da will ich aber ganz genau wissen, was los ist; man muß als gebildeter Mensch doch wenigstens etwas verstehen —!» Es ist so verschieden im menschlichen Leben . . .

Im Irrgarten der Sprache herumzutaumeln . . . das ist nicht eben vom Übel. «Schööör scheeh Ssä Reeh!» rufen die Franzosen; laß sie rufen. «Tuh hau wi paak!» gurgeln die Engländer; laß sie gurgeln. Und ich frage mich nur, was mögen wohl die Ausländer in Deutschland hören, mit ihren Ohren, wenn unsere Bahnhofsportiers, Schutzleute, Hotelmenschen ihnen etwas Deutsches sagen . . .?

Es ist ein kleines bißchen unheimlich, mit Menschen zu sprechen, ohne mit ihnen zu sprechen. Da merkt man erst, was für ein eminent pazifistisches Ding die Sprache ist; wenn sie nicht funktioniert, dann wacht im Menschen der Urkerl auf, der Wilde, der da unten schlummert; eine leise Angstwolke zieht vorüber, Furcht und dann ein Hauch von Haß: was ist das überhaupt für einer? Ein Fremder? Was will der hier? Und wenn er hier selbst was zu wollen hat: was kann ich an ihm verdienen? Und besonders auf den Straßen, vor den Leuten, die nicht gewerbsmäßig mit Fremden zu tun haben, fühlt man sich ein bißchen wie ein im Urwald auftauchender Wolf — huhu, Geheul unter den hohen Bäumen, der Wanderer faßt den Knüppel fester . . . und nur wenns gut geht, fuchteln sie dann mit den Händen.

Sonst aber ist es hübsch, durch eine Welt zu wandeln, die uns nicht versteht, eine, die wir nicht verstehen — eine deren Laute nur in der Form von: «Yousana — wo bi — räbidäbi — dé —» an unser Ohr dringen . . . Mißverständnisse sind nicht möglich, weil die gemeinsame Planke fehlt — es ist eine saubere, grundehrliche Situation. Denn wie sprechen Menschen mit Menschen —?

Aneinander vorbei.

GEBRAUCHSLYRIK

Vater, ich rufe dich!

Brüllend umdräut mich der Dampf der Geschütze!

Theodor Körner

Rauh hat das Schwert den alten Traum zerschlagen.

So lang bewahrt auf tiefstem Herzensgrund:

Geeint in Freiheit sollte Deutschland ragen,

Ein Bund des Volkes, nicht ein Fürstenbund!

Albert Traeger

Ob sie sich hinter Tarifverträgen verstecken.

Ob sie in Arbeitsgemeinschaften

mit unsern eigenen Organisationen

im Produktionsprozesse den Profit retten.

Mit unsern Bonzen Arm in Arm.

Oskar Kanehl

Es hat zu allen Zeiten eine Sorte Lyrik gegeben, bei der die Frage nach dem Kunstwert eine falsch gestellte Frage ist: ich möchte diese Verse «Gebrauchs-Lyrik» nennen. Nur scheinbar hebt hier ein Begriff den andern auf.

Der politische, ethische oder religiöse Zweck benutzt, um auf die

Massen zu wirken, die Formen der Kunst, deren nicht alltägliche Ausdrucksformen ihm sehr gelegen kommen. Die Wirkung soll sofort erfolgen, sie soll unmittelbar sein, ohne Umschweife — die These passiert also nicht die Kunst, sie wird nirgends sublimiert, sondern unmittelbar, in literarischer Maskerade, vorgeführt. Dergleichen hat nichts mit ›Tendenzkunst‹ zu tun, die das grade Gegenteil der Gebrauchslyrik ist: ein tendenziöses Gedicht ist ein Gedicht; die Verse der Gebrauchslyrik sind gereimtes oder rhythmisches Parteimanifest.

Junge Kommunisten haben mir gesagt, daß auf die deutschen Arbeiter die Verse Oskar Kanehls am meisten von allen revolutionären Versen wirkten, und nach Lektüre des Bandes *›Straße frei‹* (mit fünfzehn Zeichnungen von George Grosz, erschienen im Verlag Der Spartakusbund zu Berlin) kann ich mir das wohl denken. Alles, was Kanehl schreibt, ist glasklar in der Diktion, ohne weiteres verständlich, die Worte sind aus der Zeitung und dem täglichen Leben genommen, prägen sich leicht ein und kommen der Vorstellungswelt des Arbeiters weit entgegen.

Mit Kunst hat dergleichen etwa so viel zu tun wie die Verse Albert Traegers, jenes Vorkriegsliberalen, der, in der einen Hand ein Palladium, in der andern seinen im Winde wehenden Bart, jene Höhen erstürmte, auf denen Theodor Bäumer und Gertrud Heuss Flanell träumen, und tatsächlich hat Traeger genau so ›gedichtet‹, wie ein Oberbürgermeister redet, oder wie Külz denkt. Ich glaube nur, daß Kanehl und seine Zuhörer mit vollem Recht darauf pfeifen, ob diese Verse ästhetischen Ansprüchen genügen oder nicht. Eine literarische Prüfung solcher Gedichte ließe darauf hinaus, zu sagen: «Der Mann, der dort auf dem Marterbett angeschnallt ist, schreit eine Oktave zu hoch!» Man soll ihn losschnallen und seine Peiniger unschädlich machen — darauf kommt es an.

Um den Fall Kanehl zu beschließen:

Ich kann dieses Spiel nicht mitspielen, das darin besteht, jemandem Vorwürfe zu machen: er schreibe Verse für Proletarier und verdiene sich sein Geld als Regisseur an schlechten bürgerlichen Theatern. Auch die Kommunisten leben in einer kapitalistischen Welt; ein kommunistischer Steward ist sehr wohl denkbar und braucht keine lächerliche Figur zu sein. Ganz abgesehen davon, daß ja die meisten kommunistischen Arbeiter bei einem Kapitalisten arbeiten und durch einen Kapitalisten leben, wird man im allgemeinen diese Konstatierung ›der Diskrepanz zwischen Leben und Schaffen‹ meist von verkrachten Literaten und nur sehr selten von Proletariern hören. «Er trägt einen Anzug nach Maß» — dieser Vorwurf ist auf keinem proletarischen Gehirn gewachsen, sondern bei schlechten Feuilletonredakteuren, die der kommunistischen Sache mehr schaden als alle Scheidemänner zusammen. Besser ein Anzug nach Maß als eine Gesinnung von der Stange.

Die Gesinnung Kanehls nun ist durch und durch rein; seine Verse durchaus und durchum auf den Gebrauch zugeschnitten, für den sie bestimmt sind. Manchmal rinnen die Zeilen ineinander, manchmal sind sie so einprägsam gearbeitet, daß sie fest haften bleiben.

Nur nicht in euern Kämpfen
fließt unser Blut.
Wir sind die
Bonzen, Bonzen, Bonzen.
Uns gehts gut.

Das sitzt, Oder:

Das Vaterland ist in Gefahr,
Was gehts uns an?

Er sagt, was ist, und er sagt denen, die darunter leiden, wie sie es ändern sollen. Zweierlei Fragen aber sind bei der Lektüre solch eines Bandes Gebrauchslyrik zu stellen.

Erhöht sich der propagandistische Wert dieser Arbeit, wenn ein Künstler sie tut?

Diese Frage ist nicht immer zu bejahen. Die «Bildung», die der Klassenstaat dem Proletarier angedeihen läßt, sein Gesundheitszustand, die Zeit, die er überhaupt für Bücher übrig hat, setzen ihn nicht immer in die Lage, dem Künstler zu folgen. Es gibt Idealfälle, wo die stärkste künstlerische Formulierung zugleich die einfachste ist — das trifft nicht immer zu. Pathos ist für den Unverbildeten: Pathos, und er wirds immer verstehen und dumpf fühlen; Pathos liegt für den Ungebildeten sehr oft beim Gassenhauer mit umgekehrtem Vorzeichen; das «Volk» singt gar nicht seine schönsten Schöpfungen, es singt nichts aus des «*Knaben Wunderhorn*», sondern die opera operata wiener Operettenfabrikanten. Spricht aber einer direkt aus, was alle fühlen, indem er banale Worte rhythmisch da setzt, wo der Werkmeister etwa nur sagt: «Also, meine Ansicht ist ja nu — also ich stehe auf dem Standpunkt, daß dieser Streik nich dürf abebrochen wern . . .» so jubelt ihm das Volk zu. Der mit dem Sonett wird, mit Recht, in diesem Fall überhaupt nicht gehört werden — und was dazwischen liegt, ist Glückssache und Sache des Talents.

Welche Rolle hat, zweitens, in der proletarischen Bewegung einer zu spielen, der solche Verse schreibt?

Antwort: keine andere als die eines Helfers.

Damit wir uns auch recht verstehen: Oskar Kanehl etwa vorzuwerfen, er schreibe diese Gedichte aus «Spekulation», wäre eine klare Verleumdung; der Mann hat sicherlich weiter nichts davon als Spott und Unannehmlichkeiten im Erwerbsleben und einen anonymen Ruhm, den er vermutlich geringer einschätzt, als die ihm am Herzen liegende Wirkung seiner Arbeit. Die Proletarier sollen keine Verse beklatschen, sondern sich eine Sache einprägen.

Ein solcher Intellektueller aber spielt, besonders bei der Kommißhaftigkeit vieler deutscher Kommunisten, unter der auch Kanehl schon gelitten haben muß, eine traurige Rolle. Wie ich glaube, nicht ganz ohne Schuld. Er erwartet nämlich zuviel.

Die proletarische Bewegung hat keine Zeit und keine Kraft, uns zu hätscheln. Wer ihr dienen will, der soll ihr dienen — aber so wenig er davon große Einkünfte erwarten kann und darf, so wenig hat er für sich eine Stellung zu beanspruchen, die ihn über den Proletarier erhebt, dessen Kamerad er doch grade sein will. Insbesondere halte ich den helfenden Intellektuellen dieser Gattung nicht für geeignet und legitimiert, den Arbeitern politischer Führer zu sein.

Es ist mehr als billig, den deutschen Proletariern heute Vorwürfe zu machen, sie hätten in der Revolution versagt. Man kann das beklagen, wie wir es hier oft getan haben — aber wir haben kein Recht, zu schelten, da bei dieser Gelegenheit die delikate Frage gestellt werden darf, wo denn die scheltenden Intellektuellen in den Januartagen des Jahres 1919 gewesen sind. Auf den Barrikaden in Lichtenberg? An den Straßenecken mit dem Revolver in der Hosentasche? Im Ruhrgebiet? Und später im mitteldeutschen Aufstand? Also haben sie zu schweigen, also haben wir in diesem Punkt zu schweigen.

In einer Kampfbewegung kann man sich nur durch zwei Dinge als Führer legitimieren: durch politische Einsicht von überragendem Maß oder durch Opfer. Lenin hat beides getan. Wer aber nur besser schreiben kann als ein Proletarier; wer nur dessen Schmerzen so ausdrücken kann, daß jener sie nun doppelt und dreifach als aktivistisches Stimulans fühlt; wer ein Mann der Formulierung und weniger der Tat ist, der biete seine Hilfe an, tue sein Werk und schweige. Führer sollen andere sein.

Ob und wie allerdings diese Hilfe angenommen wird, das ist für Deutschland ein trauriges Kapitel.

Ich sehe noch den Damenschneider Breitscheid auf einem Klubabend stehen und etwas gegen die «Intellektuellen» in der Partei murmeln, der Stuhl, an dem er sich festhielt, bog sich vor Lachen. Um aber von ernsthaften Politikern zu sprechen:

Die deutschen Kommunisten sehen vielfach die gute Hilfe nicht, die ihnen von den Intellektuellen dargebracht werden kann, und sie haben eine seltsame Auswahl getroffen: sie sind durchsetzt mit schlechten, verkrachten, viertrangigen Intellektuellen, und die sind es, die gegen den Geistigen und das Geistige in der Partei wettern, die hartgebräunten Arbeitsmänner. Nun will ich mir ja gern von einem Grubenarbeiter, der sein Leben im mitteldeutschen Aufstand aufs Spiel gesetzt hat, sagen lassen, wofür ich taue und nicht taue —; aber jene Zwitter, die zwischen dem Volksschullehrer und dem entlaufenen Handwerksge-sellen stehen, täten gut, fein stille zu sein. Wer zu schwächlich oder zu

unfähig zur manuellen Arbeit ist, ist noch kein Intellektueller, und sehr viel mehr stellen viele unter ihnen nicht vor. Es sind gehemmte Maschinenschlosser. Das Motiv für ihr Verhalten ist in den meisten Fällen nichts als eine nur zu begründete Angst vor der Konkurrenz.

Die sozialdemokratische Partei hat in ihrer guten Zeit mit den Intellektuellen zusammengearbeitet, denn Eisner und Landauer und Jogiches und Liebknecht sind keine Metallarbeiter gewesen und haben sich auch niemals so kostümiert. Sie ist gut dabei gefahren, die Partei. In ihrer schlechten Zeit hat sie das getan, was heute so viele Kommunisten tun: sie hat die brauchbaren, anständigen und sauberen Intellektuellen zurückgestoßen, sie wollte abstoßen, und sie tat es — und das Resultat war bei der SPD eine Versumpfung auf der ganzen Linie, die selbst den klaren Willen der großen Provinzopposition durch die geriebene Taktik ehrgeiziger verkrachter Studenten oder geölter Funktionäre glatt an die Wand spielt.

Sieht die KPD, die heute die Rolle der alten SPD in Deutschland spielt, nicht, was für Folgen die Verkäfferung der ‹Sozialverräter› gezeitigt hat?

Beabsichtigt die KPD, denselben Weg zu gehen? Soweit ich informiert bin, will keiner aus unserm Kreise einen Führerposten in der Partei haben, und wer ihn haben will, ist auf dem Holzwege. Aber helfen wollen wir — wobei denn die Befolgung der notwendigen Parteidisziplin zu fordern und auch zu bekommen ist. So aber stehen wir tatenlos herum; selber eine Partei zu gründen, scheint mir ein Fehler, denn aus Brennholz kann man keinen Ofen bauen, und unsere Kraft verrinnt in sehr vielen Fällen ungenutzt.

Ich halte einen Zusammenschluß der radikalen Intellektuellen mit der KPD für einen Segen und für ein Glück. Dazu gehört: auf unserer Seite der Sinn für Disziplin, für das stetige Arbeiten im Alltag und für politische gesunde Vernunft; dazu gehören auf der Parteiseite guter Wille, Einsicht in die Struktur dieses Landes, das nun einmal nicht Rußland heißt, und die Entfernung von Funktionären, die den Bodensatz dessen darstellen, was wir sind.

DAS LÄCHELN DER MONA LISA

Ich kann den Blick nicht von dir wenden.
Denn über deinem Mann vom Dienst
hängst du mit sanft verschränkten Händen
und grienst.

Du bist berühmt wie jener Turm von Pisa,
dein Lächeln gilt für Ironie.

Ja . . . warum lacht die Mona Lisa?

Lacht sie über uns, wegen uns, trotz uns, mit uns, gegen uns —
oder wie —?

Du lehrst uns still, was zu geschehn hat.

Weil uns dein Bildnis, Lieschen, zeigt:

Wer viel von dieser Welt gesehn hat —
der lächelt, legt die Hände auf den Bauch

und schweigt.

DIE DAME IM VORZIMMER

Die Privatsekretärin als Gouvernante, Bollwerk und Amme

Jedes Unternehmen hat einen Generaldirektor. Jeder Generaldirektor hat ein Vorzimmer. In jedem Vorzimmer sitzt eine Privatsekretärin.

Die Privatsekretärin will nicht ihren Chef heiraten. Das haben die Romanschreiber erfunden. Die Privatsekretärin ist verlobt, wird sich verloben, hat sich gerade entlobt und entledigt sich überhaupt ihrer Gefühlsüberschüsse außerhalb des «Ladens». Jede kluge Privatsekretärin weiß, daß man mit dem Mann seines, sagen wir, Herzens nicht zusammenarbeiten soll: darunter leiden die Arbeit, der Teint und die Liebe.

Was aber ist nun die Privatsekretärin in Wirklichkeit —?

a) Die Gouvernante.

Eine gute Privatsekretärin ist streng, aber gerecht. Unmerklich schwebt die Rute der Frau Damokles über dem Haupt des nichtsahnenden Chefs — ahnt er etwas, so ist es eben keine gute Privatsekretärin. Ist der Chef artig, dann strahlt die Privatsekretärin und belohnt ihn mit doppelt spitz geschärften Bleistiften, mit wenig Post und angenehmen Nachrichten; ist er unartig, dann strahlt die Privatsekretärin auch, aber es ist ein eigenartiger Glanz in ihrem Strahlen. Und hier beginnt ihre Erziehungsarbeit.

Eine gute Privatsekretärin (abgekürzt: «PS») lenkt die Fäden und die Arbeitseinteilung so, daß der Chef und sie selber abends um fünf Uhr fix und fertig sind. Denn jeder Chef ist zu ziehen und zu erziehen — er darf es nur nicht merken. Er muß sanft und unter Gestreichel dahin gebracht werden, wohin man ihn haben will — auch, wenn er rauhborstig ist. Es gibt da so kleine Tricks, die der Verfasser, der selbst in diesem Feuer geglüht hat, gegen Zahlung eines kleinen Betrages oder gegen Naturalien gern verrät.

Manche Chefs verlangen morgens um zehn die unterschriftsfertige

Post; das kann man ihnen abgewöhnen. Manche verschwatzen die Zeit, statt zu arbeiten, denn wenn manche Frauen wüßten, was manche Männer so unter «arbeiten» verstehen, so ließen sie sich nie mehr wegen ihrer zu langen Telefongespräche Vorwürfe machen. Manche Chefs machen eine zu kurze Mittagspause, manche eine zu lange. Es kommt für die gute PS nur darauf an, sich so unentbehrlich, so notwendig, so im besten Sinne des Wortes wichtig zu machen, daß sich der Chef an ihre unmerklich leise Herrschaft gewöhnt. Man lasse dem Erziehungsprodukt nicht zu viel freien Willen; dann schlägt er leicht über die Stränge. Die PS ist aber auch

b) das Bollwerk.

Man glaubt gar nicht, wer alles einen Chef sprechen möchte. Nun weiß jeder Einsichtige, daß diese Besucher in den meisten Fällen höchst unnütz sind — sie halten nur sich und andere auf und stören das Geschäft. Die Besucher zerfallen in drei Klassen: die einen wollen etwas haben, was sie doch nicht bekommen; die zweiten wollen daran erinnern, daß sie etwas nicht bekommen haben, und die dritten wollen überhaupt nichts, sondern sie wärmen sich beim Chef nur die Füße auf dem guten Teppich. Die Summe dieser Besucher ergibt das Geschäft. Diese Besucher sind fernzuhalten.

Die abgebrauchte Ausrede: «Der Herr Generaldirektor ist nicht da», tuts selten. Das haben die Besucher zu oft im Film gesehen, um noch daran zu glauben. Besser ist schon, Unerfahrene warten zu lassen, bis ihnen schwarz vor Augen wird. Die gute PS wird aber natürlich noch andere Auswege zur Verfügung haben. Da ist jene «Konferenz», die nur zu diesem Zwecke erfunden worden ist — etwa drei Viertel aller Geschäftsleute halten sich bekanntlich in Konferenzen auf, weil sie ihre Besucher satt haben. Die Privatsekretärin lege sich zu diesem Zweck ein wichtiges Konferenz-Gesicht zu; sehr wirksam ist auch ein Telefongespräch mit einer nicht bestehenden Stelle, die dann bestätigt, daß der Herr Generaldirektor leider vor neun Uhr abends nicht zu sprechen sein wird.

Die Privatsekretärin lasse sich nicht bestechen — es gibt Besucher, die sich nicht entblöden, ihr Schokolade mitzubringen. Sie biete vielmehr ihrerseits Zigaretten an, in ganz schweren Fällen auch einen Kognak; dergleichen entwaffnet selbst den verhärtetsten Warter völlig. Kurz: die Privatsekretärin sei der Riegel an der Tür des Chef-Büros, denn was kommt schon aus solchen Besuchen heraus? Angenehmes gewiß nicht — höchstens Arbeit.

Die PS ist endlich

c) *die Amme*
ihres Chefs.

Nur sie kennt den Chef wie eine Mutter ihr Kind. Sie weiß, wann das Kind morgens zu schreien anfängt; wann es auf das Töpfchen der Arbeit gesetzt werden will, und wann es genug hat. Sie achtet darauf, daß sich das Kind nicht übernimmt, daß es alles tut, was der Onkel Doktor verordnet hat, und daß es nicht mit andern Kindern spielt, die nicht aus feinen Familien stammen — sie hege dieses Kind an ihrer (allegorischen) Brust, auf daß es wachse, blühe und gedeihe. Dazu gehört natürlich, daß auch die Amme einen gescheiten Lebenswandel führt, denn es gibt zwischen Chef und PS geheime, unsichtbare, niemals wahrnehmbare Fäden: schlechte Laune springt von einem zum andern über, gute auch, es entsteht so eine Art Symbiose, was leider nichts Unanständiges ist. Wie das Gescherr, so der Herr, heißt es da, und man sieht ja noch manchem Jungen von vierzehn Jahren an, ob er mit der Flasche oder mit der Amme groß geworden ist. So auch die PS.

Ich schließe:

Niemand lernt einen Mann so genau kennen wie eine kluge Frau, die mit ihm täglich zusammenarbeitet — ja, ich behaupte, daß diese Vereinigung dauerhafter, klarer und fester sein kann als eine eheliche oder eine voller Liebe. Ein Mann kann sich nämlich sehr oft verstellen (meist macht er das sehr dumm) — aber in zwei Situationen kann er sich gar nicht verstellen: die eine davon ist seine Arbeit am Schreibtisch. Da ist er ganz er selber: in seiner Unbeherrschtheit, in seinem Ehrgeiz, in seinen nachlassenden Pausen, in seinem Zorn und in seiner Nervosität.

Merke: Eine gute PS ist unsichtbar, unhörbar, nur wahrnehmbar, wenn sie einmal nicht da ist.

DER PRIVATMANN IM THEATER

Man hat mich oft nach dem Unterschied zwischen dem französischen und dem deutschen Theater gefragt. Hier ist einer: das französische Theater hat ein zugleich raffinierteres und naiveres Publikum als das deutsche. Denn wie geht der Deutsche ins Theater —?

Jeder Dramatiker hat bei einem deutschen Publikum eine sehr merkwürdige Schwelle des Widerstandes zu überwinden: nämlich den hohen Zaun, der bei uns den «Privatmann» von einer Öffentlichkeit trennt, vor der er Angst hat. Einer der Gründe, weshalb es in Deutschland kaum eine wahre Öffentlichkeit wie in romanischen Ländern gibt, ist, daß der Deutsche sich auf das strengste die Annahme verbittet, *er* könne am Ende selber mit dem gemeint sein, was da öffentlich abgehandelt wird. Daher sieht der deutsche Zuschauer sehr oft so aus:

Er ist ganz hingeeben an die Kunst, die ihm da vorgeführt wird;

er versteht auch etwas vom Theater und verlangt viel von ihm (viel mehr und anderes als der Franzose von seinem, das denn auch — für deutsche Begriffe — recht jämmerlich ist). Der Deutsche nimmt schwer teil, er «sieht sich die Sache mal mit an». Aber es bedarf einer ungeheuern Energie der Künstler, bis er mitgeht. Er fühlt sich so selten getroffen — er will sich nicht getroffen fühlen, außer, wenn man ihm schmeichelt.

Aber mach ihn auf Unvollkommenheiten aufmerksam; zeig ihm, wie lächerlich vieles in unserm Leben ist; wie oft wir alle versagen; wie die Würde von hinten aussieht, der Beruf, das Tamtam der Ämter, die falschen Ansprüche der Politiker, der Ärzte, der Literaten, der falsch-mondänen Frauen: er wird es, vielleicht, für diesen Fall anerkennen. Aber niemals, niemals für sich selbst.

Das, was sich da auf dem Podium abspielt, einen halben Meter höher als die Leute im Parkett, hat für eben dieses Parkett seine eigenen Gesetze, ist gewissermaßen außerhalb der Welt, ist für sich — soll nicht in das Privatleben hineinreichen. Versuche, an die innern Seiten der Hörer zu rühren: sie liegen so tief, so versteckt, so gut verpackt, daß sie nur sehr, sehr schwer schwingen. Schade, daß man kein Theaterpublikum fotografieren kann. (Karl Arnold hats einmal gezeichnet: mit den offenen Nasenlöchern, den runden Augen, dieser merkwürdigen Mischung von Hingebung und Abweisung) — schade, daß man es nicht fotografisch getreu aufzeigen kann.

Dann sähe man nämlich diesen scharfen Zug um die Nase, der da besagt: «Bis hierher und nicht weiter.» Der besagt: «Ja, aber *ich* doch nicht!» Der besagt: «Ich sitze hier, bin richtig und tadellos angezogen und gewaschen und rasiert; ich habe eine mir zustehende Fünfstückwohnung, und es ist überhaupt soweit alles in Ordnung. Nun macht mir mal was vor.» Die Distanz ist ungeheuer groß.

Der Lateiner, vor allem: der Grieche, der im Franzosen steckt, fühlt viel schneller, daß auch er natürlich gemeint ist; daß ihn nichts, aber auch gar nichts von der Figur da oben trennt — daß er kein feierlicher Einzelfall ist, den es nun nie wieder auf der Welt geben wird. Er identifiziert sich leichter, weil er seine Individualität in der Öffentlichkeit nicht so hoch bewertet wie der Deutsche. Das ist eine Feststellung, kein Lob oder Tadel — wie ja überhaupt bei Vergleichen zwischen Völkern mit Lob und Tadel nicht viel getan ist. Man kann immer nur beschreiben. Geändert wird dadurch nichts.

Ich glaube nur, daß diese Haltung der deutschen Privatperson, die überall — im Theater, im Reichstag, in der Volksversammlung, auf der Universität, im Geschäft — einen komisch anmutenden Trennungsstrich zwischen dem «Menschen» und dem «Fachmann» zieht, einen kleinen Rechenfehler macht: es gibt nämlich beide nicht. Es gibt keinen reinen «Menschen», und es gibt kein Ding, das den «Menschen» weggepackt hat und nur noch «Fachmann» ist, den ganzen Tag über Fach-

mann. Eines durchdringt so sehr das andere, daß keiner das Recht hat, Unstimmigkeiten dem einen Konto ab- und dem andern gutzuschreiben. Vom lieben Gott aus gesehen, gibt es nur das lebende Individuum — und weiter nichts.

Und darum ist der deutsche Zuschauer im Theater so sehr schwer zu packen, tief innen, da, wo die «Kunst» aufhört und das andere anfängt. Sie schämen sich. Sie haben eine leise Furcht. Sie glauben, es ginge etwas von ihrer Würde ab, und das tuts ja auch, denn diese Würde ist nicht regendicht. Große Kunst macht den Beschauer klein, und der Deutsche hat das nicht sehr gern. «So kann sich vielleicht Wallenstein gebärden — aber ich, der Generaldirektor Schlichter? Das wäre ja noch schöner.» Und sieht nicht, daß zwar das Heldenhafte selten ist, aber nicht das Leid Hauptmannscher Figuren, das Erdenleid bei der Kollwitz, die Komik bei Sinclair Lewis, die Unzulänglichkeit, die Schwejk uns empfinden läßt. Alles geben sie zu — nur nicht die Anwendung des Vorgeführten auf die eigene Person. Die bleibt hübsch draußen und spielt Privat.

Bei uns ist jeder allein — sie könnten einen Reichsverband Deutscher Einsiedler gründen. Denn jede deutsche Einsamkeit ist viel kollektiver, als sie glauben, und jeder Individualist viel mehr Maschinenware, als er glaubt. Es sind nur Einzelabgüsse derselben Form: der deutschen.

Der Lateiner hat nicht die starken Ansprüche an die Öffentlichkeit, er nimmt sie nicht so ernst und sich erst recht nicht. Daher die weit- aus größere Glätte im Verkehr, in den Beziehungen der Menschen, die — bis zu einem gewissen Grade — so entgegenkommend sind, weil sie einen kleinen, äußeren Teil ihrer Person neutralisiert haben. Was allerdings danach kommt ist, ist noch privater als privat.

O du Privatmann im deutschen Theater, in der deutschen Öffentlichkeit! Sitz nicht da, als hätten sie dich auf Draht gezogen; zieh dein Kinn nicht ein; lockere die Würde und die Bremsen deines Selbstbewußtseins! Denn auch du, Onkel Fachmann, bist — was du auch sagen magst — nur das, was du leider nur zu Hause im Pyjama, im Schlafrock und in der Badewanne zu sein wagst: ein Mensch.

BESCHLUSS UND ERINNERUNG

Am 3. Dezember 1928 jährt sich
zum zweiten Mal der Todestag
Siegfried Jacobsohns

Bei allem, was ich tu und treibe,
denk ich an eine starke Hand;
die lenkt mich heut noch, wenn ich schreibe,

ob auch der Freund uns jäh entschwand.
 Der Freund — ich nannt ihn dann und wann:
 den kleinen Mann.

Er war uns viel.
 Der wollt nicht dämpfen,
 er packte wuchtig seine Zeit.
 In Lärm und Streit und lauten Kämpfen;
 ein Blick — wir wußten gleich Bescheid.
 Und kämpf ich heut — wie fehlt mir dann
 der kleine Mann!

Er hat uns vieles hinterlassen:
 den Dienst am Werk und Schuld und Pflicht.
 Ich will im Lieben und im Hassen
 so tun wie er — stets kann ichs nicht.
 Ich hab mich oft in Zweifeln still gefragt:
 «Was hätte wohl S. J. dazu gesagt —?»

In seinem Sinn will ich mir Mühe geben:
 die Wahrheit an das helle Taglicht heben —
 aus Liebe streiten — in der Stille leben . . .
 Das sieht von oben freundlich lächelnd an
 der kleine Mann.

DIE SICHERUNGSVERWAHRUNG

«Für die Ablehnung der Todesstrafe stimmten die Sozialdemokraten, die Kommunisten, Frau Lüders (Demokrat) und Doktor Kahl (Deutsche Volkspartei). Vor der Abstimmung hatte der Vorsitzende des Ausschusses, Doktor Kahl, erklärt, daß er nur unter der Voraussetzung für die Abschaffung der Todesstrafe stimme, daß die Annahme seines Antrages zur Sicherungsverwahrung erfolgen werde.»

Im Strafrechtsausschuß geht ein Kuhhandel vor sich, so gemein, so niedrig und so empörend, daß wir dagegen aufstehen. Die Fürstenabfindung ist ein Verbrechen am deutschen Volk gewesen; der Panzerkreuzer eine konsequente Inkonzessenz der Sozialdemokratie, deren Führer nun offenbar den letzten Rest von Vernunft und Scham eingebüßt haben — aber was hier vorbereitet wird, darf nicht Gesetz werden. Die Dinge liegen so:

Die Diskussion über die Beibehaltung der Todesstrafe wogt hin und her. Wir sind Gegner dieses staatlich konzessionierten Mordes — ich halte nicht jeden Anhänger dieser Strafart für einen Sadisten;

die meisten Menschen, die dafür stimmen, machen sich die Folgen ihrer Stimmabgabe nicht klar, und die Berechtigung eines Gemeinwesens, über das Leben seiner erzwungen eingeschriebenen Mitglieder zu verfügen, ist höchst diskutabel: zum mindesten ist die religiöse und philosophische Seite der Sache einer Untersuchung wert, die höher zu sein hätte als die kümmerlichen Unterhaltungen im Ausschuß. Hier steht Meinung gegen Meinung: man soll in solch subtilen Fragen seine Gegner nicht beschimpfen, sondern man soll seinen eigenen Standpunkt klar und sauber darstellen. Soweit gut.

Der alte Kahl war vor dem Krieg das Urbild juristischer Reaktion, wird aber heute von den Sozialdemokraten recht geachtet und geehrt, denn alte Leute verstehen sich untereinander gut, und weil jene nach rechts gerückt sind, glauben sie, er sei nach links gegangen, ein beachtliches Beispiel Einsteinscher Relativitätstheorie.

Der alte Kahl, der gesehen hat, daß er die Todesstrafe kaum durchbekommen würde, schon gar nicht, nachdem im Falle Jakubowski und in andern Prozessen die verantwortungslose und schludrige Arbeit der Kriminalpolizei und der Gerichte nachgewiesen worden ist, zog sich langsam zurück. Nicht, ohne das Feld der Diskussion sachte zu verschieben. Die Diskussion über die «Sicherungsverwahrung» ist ausgesetzt worden.

Vorläufig halten sie noch bei der Todesstrafe und ihrem mordenden Ersatz. Die Frage der «Sicherungsverwahrung» ist noch gar nicht angeschnitten — noch ist gar nicht entschieden, ob es sie überhaupt geben soll: da finden sich bereits 9 (in Worten: neun) Sozialdemokraten, die dem alten Kahl um den mit Paragraphen besetzten Bart gehen und ihm alle Mühe abnehmen. Hier ist die Stelle, wo jener seine Sicherungsverwahrung einschmuggelt — die Sozis immer mit. Kommen nun die grundsätzlichen Paragraphen später zur Beratung, so ist sie schon da! man kann schon darauf hinweisen, man kann sagen: «Meine Herren, Sie haben diese Strafart für den Mord als Ersatz der Todesstrafe angenommen — nun brauchen wir sie noch in andern Fällen . . .», und wieder werden sich die neun und, wie wir die Partei kennen, wird sich die ganze Partei bereit finden, für diesen Wahnsinn zu stimmen. Was sie davon hat? Der SPD ist es vorbehalten geblieben, einen neuen Verrätertypus in die politische Geschichte eingeführt zu haben: den Judas ohne Silberlinge.

Die Sicherungsverwahrung ist viel, viel gefährlicher als sie zu sein scheint. Warum —? Was ist die Sicherungsverwahrung —?

§ 59: «Wird jemand, der schon einmal zum Tode oder zu Zuchthaus verurteilt worden war, nach § 78 als ein für die öffentliche Sicherheit gefährlicher Gewohnheitsverbrecher zu einer Strafe verurteilt, so kann das Gericht daneben auf Sicherungsverwahrung erkennen.»

§ 60: «Die Unterbringung dauert so lange, als es ihr Zweck erfordert.»

Das heißt: lebenslänglich. Und die weiteren Absätze des § 60 geben das auch, sanft verklausuliert, zu. Lebenslänglich.

Wer ist nun ein Gewohnheitsverbrecher? «Das», sagt eine berliner Redensart, «bestimmst du mit deinem schmutzigen Hals.» Der § 78 sagt uns nicht. «Hat jemand, der schon zwei Mal wegen eines Verbrechens oder eines vorsätzlichen Vergehens zum Tode oder zu Freiheitsstrafe von wenigstens sechs Monaten verurteilt worden ist, durch ein neues Verbrechen oder vorsätzliches Vergehen eine Freiheitsstrafe verwirkt, und geht aus der neuen Tat in Verbindung mit den früheren Taten hervor, daß er ein für die öffentliche Sicherheit gefährlicher Gewohnheitsverbrecher ist . . .» Das ist keine Erklärung — das ist eine Handhabe.

Danach können also Bettler und herumlungernde Arbeitslose zu lebenslänglicher «Sicherungsverwahrung» verdonnert werden. Keine Gewähr gibt es, daß diese in einem «Arbeitshaus» zu verbüßende Strafe nicht unter viel grausameren Bedingungen abgemacht wird als im Gefängnis — die öffentliche Kontrolle dieser «Erziehungsanstalten» ist sehr gering, und was sich da an privatem Sadismus, an wahnsinnig gewordenem Geltungsbedürfnis breit macht, wissen nur die, die unter den Direktorial-Subalternen leiden.

Viel schlimmer, viel gefährlicher aber ist der politische Mißbrauch, der mit dieser Strafe getrieben werden wird.

Die Delikte «Hochverrat», «Landesverrat», «Störungen der Beziehungen zum Ausland» und «Angriffe gegen die Wehrmacht oder die Volkskraft» haben nicht nur den von den Franzosen erfundenen Begriff «potentiel de guerre» in das neue Strafgesetz eingeschmuggelt, sondern sind derartig formuliert, daß ihre zu befürchtende Anwendung zu einer völligen Knebelung der freien politischen Meinung führen wird, soweit die noch frei ist. Es ist für jeden Reichsgerichtsrat eine Spielerei, aus einem konsequenten Politiker einen «Gewohnheitsverbrecher» zu machen und damit einen, den man — hei! — lebenslänglich einsperren kann. Er kann froh sein, wenn man ihn nicht, wie Herr Böters das neulich im «Berliner Tageblatt» vorgeschlagen hat, kastriert.

Auf diese Richter ist nicht der leiseste Verlaß. Eine solche unerhörte Erweiterung ihrer Ermächtigung ist unangebracht, gefährlich und ein Verbrechen an der politischen Entwicklung Deutschlands, die, wenn es mit diesem Gesetz ernst wird, damit aufgehört haben wird, zu existieren. Dann ist es aus.

Über die «Begründung» dieses Anschlags ist, wie über die gesamte Begründung des Entwurfs, kein ernsthaftes Wort zu verlieren. Seine Begründung begründet gar nichts — in traurigem Deutsch wird dort der Gesetzestext wiederholt, breitgewalzt, kommentiert —: von einer echten Begründung ist auch nicht ein Hauch zu spüren. Die «Sicherungsverwahrung» darf in keiner Form Gesetz werden — in keiner.

Wenn die Sozialdemokratie wiederum — zum wievielten Male! — ihre Anhänger verraten will, so ist das deren Sache. Wenn diese Partei aber glaubt, höchst listig gehandelt zu haben, so muß ihr gesagt werden, daß sie, wie immer, höchst dämlich handelt — sie hat bisher bei allen Koalitionen kein Kompromiß, sondern immer nur Kompromittierungen erreicht — und was sie dieses Mal vor hat, ist schlimmer als das.

Da haben sich im Dunkel der Ministerien ein paar Ärzte, wie der Doktor Heindl, dieser Schädling der Kriminalistik, ein paar Jugendpfleger, die weder wissen, was Jugend ist, noch imstande sind, jemand zu pflegen, ein paar Pastöre und ein paar Professoren etwas ausgeknobelt, über dessen Folgen sich nur die sehr gerissenen Juristen vom Bau klar sind. Das wird in fast unannehmbarer Form den Volksvertretern vorgeworfen. Nun wird geschachert.

Und diese Hammel lassen sich wirklich auf den Handel ein, der um ihre eigenen Häse geht — um die ihrer Auftraggeber, um das Leben ihrer Wähler. Sie glauben ganz im Ernst, sie hätten etwas erreicht, wenn sie ein paar Ornamente entfernen, und weil die Referenten am Reichswehr-Etat gelernt haben, wie man das macht, so bleibt das Fundament unverändert. Denn das kann kein Deutscher: zu einem Entwurf, der von der Regierung kommt, schlicht Nein sagen. Mit Feuerfaulheit stürzt er sich darauf, blättert, macht sich Notizen, schwätzt und tut der Regierung den Gefallen, zuzustimmen, nachdem er stolz seinen kleinen Antrag eingebracht hat: «Im zweiten Absatz wird das Wort <und> durch <oder> ersetzt.» Sieg auf der ganzen Linie.

Nämlich auf der andern. Die lachen sich ins Fäustchen. Die paar Tage, in denen dieses finstere Werk überhaupt dem <Volk unterbreitet> ist, gehen rasch vorüber, und mit vollen Mappen und zufriedenen Mienen verlassen die Vertreter der Bürokratie das Schlachtfeld, auf dem kaum gekämpft worden ist. Ihre Scheuern sind voll. Ein paar Brocken hat auch die Opposition zugestanden bekommen, denn dem Ochsen, der da drischt, soll man das Maul nicht verbinden.

Der Kuhhandel: hie Todesstrafe — hie Sicherungsverwahrung ist eine Schande. Die arbeitenden Massen, die Angestellten, die oppositionellen Politiker, die Pazifisten — sie alle sollen wissen, was ihnen blüht. Die lebenslängliche Deportation ins eigne Land.

Mit diesem Gesetz kann jeder Esel regieren; wie sollte Leipzig damit nicht fertig werden! Gibt sich die Sozialdemokratie zu diesem Schimpf her, so hat sie damit das letzte, mögliche Maß überschritten, das ihr auch der Nachsichtigste einräumen kann.

Wir ändern aber stehen gegen einen Versuch auf, dessen Autoren selber mit Sicherungsverwahrung zu strafen sind, und zwar mit der umgekehrten: das Betreten öffentlicher Gebäude hat diesen Männern untersagt zu sein.

Die herrschende Klasse schmiedet sich eine Kette, die ein neues Patent darstellt: man kann sie beliebig verlängern, verkürzen, verstärken — wie man sie braucht. Schlagt diese Kette in Stücke! Nieder mit Kahl! Nieder mit der Sicherungsverwahrung —!

DER MANN, DER NICHT GUT HÖRT

«Ick heere nemlich 'n bisken schwer. Der Doktor sacht, ick soll ma lassen schpüln — denn wird et schon. Et wird aber nich. An manche Tahre is ja besser — aber wenn es is rejnerisch un naß, denn is es reine wie wech, mit den Jeheer. Ja. Mit diese Maschinen — diß is ja ooch nichts. Wer will denn immer son schwarzen Kartoffelpuffa ant Ohr haltn, mit sone Schnure — da brilln denn die Leite unten rein, un ohm soll ich heern . . . Nee — det is nischt. Wie mein Sie? Ob et mir steert? Nu, es is lestich is es mitunter.

Sehn Se — da is die Sache mit Kyritz an der Knatter. Da ham doch die armen Jutsbesitzer, die ham da doch nu demonschtriert, newa? Also wie det Uchteil is rausjekomm — da heßt et denn: Alle Mann kriejn Bewährungsfrist, kriegen die . . . also auf deutsch, se brauchen nich zu brumm. Weil es sind feine Herren. Wie mein Sie —? Aba wat nu die Arbeeter sind, zum Beispiel im Ruhrrevier . . . also wenn die sowat machn . . . ick heere imma un heere —: aber von Bewährungsfrist steht da nischt drin! Det muß woll an mein Jeheer liejn. Lestich is diß —!

Sehn Se, da sind nu die Sozis, wa? Wie die in de Rejierung jegangn sind, da ham se vorher bei die Wahlen jebrillt: Nieda mit den Panzerkreuzer! Un: Keinen Jroschen dieser Flotte! und so. Wie mein Sie —? Na, un kaum sind se da . . . wumm! wird mein Hermann den janzen Klamauk bewillijen. Na, det Jebrill uff de Ssahlahmde! Mensch, wat ham die anjeehm! Aber nu . . . ick horche imma, ich bieje det Ohr nach vorne —: aber ick kann jahnischt heern . . . Det muß woll an mein Jeheer liejn. Lestich is diß —!

Da ham se nu also den ssehnjährjen Erinnerungstach an den neunten November jefeiert, nicha? Ick besinn mir noch janz genau — ick war damals Untaoffssier in Westn jewesen, da kam Erzberjer bei uns durchjefahn, un da ham se Hoch jerufen, det hatte sich rumjesprochn, wer det wah . . . Na, un er hat et ja denn auch jemacht. Komisch — wennt schief jeht, denn schickn se imma 'n Zivellistn vor . . . ja. Un die Franzosen solln ihm ja mächtig een aufjedrickt ham; aba Hindenburch hatte gesacht: Jehn Se man, sacht er, ick habe jade keene Zeit . . . öh . . . un wenn et nich anners is, denn nehm Sie man allens an! Immer nehm Sie alles an — sacht er. Na, un denn, wie sie Erzberjern denn hinjemacht hattn, da dacht ick: Na — dacht ick — nu

wird er doch 'n Wocht finden, für den Mann . . . schließlich . . . Aba ick heere un heere —: ick heere nischt. Er hat bloß jesacht: Ich habe diesem Erzberger niemals die Hand jedrückt. Ein sojenanntes Demento mori is diß. Ja. Aba sonst hab ick nischt mehr über die Sache jeheert. Det muß wohl an mein Jeheer liejn. Lestich is diß —!

Wie meinen Sie —? Bei die Damen? Och, ick habe enne alte Liebe, die is 'n bisken doof uff eene Backe; wenn ick det nich alles heere, wat die sacht, is et ganz scheen. Iebahaupt, ick will Sie mah wat sahn: Schade, daß der liebe Jott nich vor de Ohrn hat sone Deckels einjericht wie vor de Oohren — wat meinen Sie, wie wohl wer die Leite! Ick brauche det ja nich; wenn ick meine naßn Tahre habe, denn kenn die Leute reden — Einweihungsreden un Parlamentsreden un Predichten un für den Anschluß un jejn den Anschluß un wat se so sahn, wenn sen Anschluß nich verpaßn wolln —: ick heer det nich. Ick kann ja auch bei die Reichswehroffssiere jehn oder bei die Richter — die kenn ooch nich heern, wat man se sacht, un so jleicht sich det aus. Wie mein Sie —? 'n Satz mit Jeheer? Mach ick:

Je hehr eina uffrickn dut, desto dammlicher wird er. Un det bleibt ihm denn fiert ganze Lehm. Juhn Nahmt —!»

DER GRÜNE FRACK

Die Aufnahme Paléologues in die
Académie Française

Aufblenden. Ein alter, versoffener Mann mit roter Schwammnase er bietet sich, meinen Platz vor den Türen, wo das Volk nach Einlaß ficht, so lange freizuhalten, bis es los geht. Dafür verlangt er den Tagelohn eines Arbeiters, und ich handele so schlecht, daß man sich von der Differenz Villen bauen kann — er bekommt sein Geld. Davon kann er vier Tage in einem Bett schlafen. Ich gehe inzwischen vom Institut mit seiner runden Kuppel fort und kaufe, was der Mensch braucht: Schnürsenkel, bunte Bleistifte, eine Grammophonplatte, ein paar Bücher des Herrn Paléologue, der heute in die Académie aufgenommen werden soll, und Fruchtsalz. Fünf Minuten vor eins bin ich wieder da — mein Mann steht ganz vorn an der Tür, und hinter ihm eine lange Kette von Menschen. Autos fahren vor, der stille Platz ist gar nicht mehr wiederzuerkennen. Türen auf — hinein.

Das ist eine Kapelle des ehemaligen Collège Mazarin, in dem bei feierlichen Gelegenheiten alle fünf Akademien mit einemmal thronen: die Académie des Inscriptions et Belles-Lettres, die Académie des Sciences, die Académie des Beaux-Arts, die der Sciences Morales et Politiques und endlich die eigentliche, die große: die Académie

Française. Braunes Tageslicht, hohe Kuppel, sehr einfach im Stil — kreuzförmig angeordnete Tribünen, in der Mitte ein kleiner Zirkus, davon die Hälfte mit eingeladenen Gästen angefüllt, und da stehen die halbrunden Bänke für die Unsterblichen. Es ist gesteckt voll.

André Maurois ist da (im Publikum), ein feiner Kopf, der Mann hat die vortreffliche Biographie Disraelis geschrieben und sieht aus, als sei er Seidenwarenhändler, und er ist es; François Croisset, der Mitarbeiter des seligen de Flers; und da, in Purpur, sitzt der Kardinal Dubois, wir werden gleich sehen, warum. Bassermann könnte diese Rolle ganz gut spielen . . . Und der römische Botschafter, Herr Beaumarchais, und viele, viele andere — und an Frauen, was nur gut und teuer ist . . . alle warten. Immer wieder erstaunlich am französischen Publikum ist seine Mischung von Subtilität und Kindlichkeit — als sich Leute, die zu spät kommen, auf die grünen Plüschbänke setzen wollen, lacht die Kinderklasse — wie man überhaupt den Eindruck hat, als würden hier Schulprämien an die Primusse einer Anstalt verteilt. Aber das ist nur *ein* Glockenton im Orchester.

Trommelwirbel — die Unsterblichen kommen herein.

Der Vorsitzende dieser Feier, der Justizminister Louis Barthou — der Kanzler der Académie, der Herzog de la Force, der ständige Sekretär, Herr Doumic — dann die andern: Paléologue, Poincaré, Hanotaux — nicht alle tragen den traditionellen Frack, dessen Stickerei übrigens wenig kleidsam ist: nur Paléologue, Hanotaux, Abel Hermant (vom *Temps*) und einige andere. Millerand erkenne ich und — ohne Frack — den Marschall Lyautey — und nun sitzen sie alle, und ohne lange Förmlichkeiten eröffnet Barthou die Sitzung. Herr Paléologue hat das Wort.

Wenn man wissen will, wie Frankreich von innen aussieht, kann man sich verschiedener Methoden bedienen: die Kenntnis der französischen Familie ist erforderlich, deren gute Qualitäten die Fremden meistens nicht kennen; man kann auch in eine Klassiker-Aufführung der Comédie Française gehen — oder aber in die Académie. Hier ist reines und, trotz allem, großes Frankreich.

Ich muß gestehen, seit Jahren keine so elegante, klassische und vollendete Rede gehört zu haben wie die Paléologues — weder vor den Gerichten, noch in Versammlungen, und in der Politik schon gar nicht. Es ist eine Rede im ciceronischen Stil — klar, durchgefeilt, bis ins letzte logisch, eine reine Freude, was die Form angeht.

Es ist Tradition in der Académie, daß der neue Mann seinen Vorgänger, auf dessen Stuhl er sitzt, zu preisen hat. Erfüllt er diese Formalität nicht, so ist er trotz erfolgter Wahl nicht offizielles Mitglied der Académie. So haben zum Beispiel Clemenceau und Porto-Riche diese Reden niemals gehalten — sie sind zwar gewählt, aber sie sind eigentlich keine Akademiker.

Die Aufgabe Paléologues ist nicht allzu schwer: sein Vorgänger ist der Diplomat Charles Jonnart gewesen, dessen Wahl eine der letzten Nachkriegswahlen gewesen ist — so sind ja auch die Marschälle Foch und Joffre Mitglieder der Akademie. Jonnart... nun, wir werden hören.

Paléologue erhebt sich. Ein scharfer, gut profilierter Kopf, Monokel an schwarzem, breitem Bande, das gedruckte Manuskript in der Hand. Aber er liest nicht nur ab — am nächsten Tag werden alle Zeitungen hervorheben, daß er leichte Gesten gemacht habe — ja, er habe gerade so getan, als spreche er wirklich frei — das ist ein Novum! Von seinem Publikum und seiner Rede kann man in der Tat sagen, was er selbst von einem kleinen Frühstück sagt, das Gambetta dem jungen Charles Jonnart gegeben hat: «Nombreuse compagnie — chère délicate».

Jonnart hat viel gesehen und hat viele hohe Posten innegehabt — wenngleichen bei seiner Wahl die mokante kleine pariser Presse nach den Werken Jonnarts fragte, welche Frage übrigens nicht richtig gestellt wurde: denn in der Académie sitzen nicht nur Literaten. Jonnart war Generalgouverneur von Algier; er war es, der den damaligen Regimentschef der vierzehnten Husaren, Lyautey, nach Afrika berief, wobei das Wort gefallen ist: «Den Eingeborenen muß man die Kraft zeigen, damit man sie nachher nicht anzuwenden braucht.» Jonnart war «Directeur des affaires politiques» — und der Charme, mit dem Paléologue die Diplomatie vor einem Publikum, das an sie glaubt wie an ein Dogma, zugleich lobt und scheinbar preisgibt, indem er zärtlich übertreibt, ironisch liebkost, harmlos zupackt, um gleich wieder loszulassen — das ist meisterhaft. Und nun wird die Rede eminent politisch.

Die Vorkriegszeiten werden lebendig; die Besorgnisse Jonnarts; der Kaiser — wenn doch alle Deutschen wüßten, was dieser Mann dem Ruf seines Landes geschadet hat! — und inmitten der perlenden, glitzernden Worte des Redners muß ich aufhören. «Heine», sagt er, — Haß? — nein! Er sagt: Heinrich Heine...! Und zitiert eine jener merkwürdigen, fast visionären Prophezeiungen, wie sie dieser Jahrhundertkerl in seinen pariser Jahren so oft geschrieben hat — eine, in der er die kommenden Völkerkatastrophen voraussieht und den Franzosen zuruft, «daß unter den Göttern des Olymp eine Göttin war, die stets — auch während der Feste — den Helm aufbehielt: Pallas Athene». Und dann ein echt Heinescher Zusatz: «Es war die Göttin der Weisheit.»

Nun spricht der Redner vom Krieg. Jonnart war «unbeugsam zu den letzten Opfern entschlossen...» Ich höre das nicht gerne. Zu den Opfern — wessen? Wen wollte er opfern? Wen wollten sie alle opfern? Aber es ist sehr einfach: den Sergeanten Grischa, den Soldat Suhren und die unbekannten Soldaten aller Armeen —!

Jonnart ging nach Griechenland, wo er die Absetzung des deutsch-

freundlichen Königs Konstantin herbeiführen half. Es ist merkwürdig, wie der Republikaner Paléologue in einer republikanischen Académie so hübsch für die Monarchen eintritt — immerhin darf man aus diesem Paradox keine falschen Schlußfolgerungen ziehen — Frankreich wird in absehbarer Zeit keine Monarchie werden, und die Politik wird zwar in der Académie besprochen, aber dort nicht gemacht. Jonnart also sprach, als es in Griechenland nicht recht vorwärts gehen wollte, den schönen Satz: «Meine Heimatstadt Arras ist von den Deutschen ohne jeden militärischen Grund zerstört worden. Wenn Sie hier nicht nachgeben, dann mache ich, so schwer mir das ankommt, aus Athen ein zweites Arras!» Was den *«Temps»* zu geradezu verzweifelten Kapriolen veranlaßt hat: das, Bauer, sei ganz etwas anderes — und man hätte auch nicht auf das historische Athen, sondern auf Neu-Athen geschossen, und was man so sagt, wenn sich Rabbi und Mönch zanken.

Paléologue ist dann, wie bekannt, lange in Rußland gewesen — darüber ist in seinen Memoiren manches Gute zu lesen. Und nun bekommt der Kardinal von Paris, Monseigneur Dubois, seine Zuckerchen. Es ist die klare und radikale Widerrufung der Ideen Waldeck-Rousseaus: falsch die Trennung von Kirche und Staat; falsch, keinen Gesandten beim Vatikan gehabt zu haben, was sich im Kriege bitter gerächt hätte — die deutschfreundliche Haltung Roms wird so zart wie möglich vor die Soutanen gelegt; Irrtum auf Irrtum aus dem Jahre 1905 — und Lobgesang auf Herrn Millerand, der das Malheur korrigiert habe. Und mit Freude und Wohlgefallen hören es die Priester vor allem — auch Monseigneur Baudrillart, der mit seinem roten Käppchen unter den Akademikern sitzt. Das schließt mit einem starken Appell an den Patriotismus — und der Schlußbeifall ist beinahe so stark wie der Applaus an der Stelle, wo Herr Paléologue von der Diplomatie gesagt hat: «Meine Herren, ich sage es Ihnen ganz leise, damit es mein Nachbar zur Rechten nicht hört: es ist nicht leicht, ein Amt anzutreten, das vorher Herr Poincaré innegehabt hat.» Der weißhaarige Nachbar zur Rechten rührt sich nicht — aber eine Demonstration für ihn, Poincaré, setzt ein, die zeigt, wie fest verwurzelt dieser Mann mit den maßgebenden Kräften seines Landes ist.

Herr Barthou antwortet. Das ist ein kleines Männchen, bebartet, mit nervösen Händen — derselbe Mann, den neulich einmal Daudet in der widerwärtigsten Weise mit Schmutz beworfen hat, übrigens erfolglos. Das ist nun eine ganz andere Art der Rede.

Auch dies ist eminent französisch: eine flirrende Ironie, sehr leicht, sehr leise — mitunter etwas angesäuert, man fühlt, daß die wahren Gegner nicht im Saale sind. Unter der Kuppel sitzen nur Freunde, so scheint — auch hier die große Verbeugung vor der Kirche, der Kardinal Dubois-Bassermann bewegt ununterbrochen seine in roten Handschuhen steckenden Hände und kommt aus dem Applaudieren gar

nicht heraus. Dann: die traditionelle Lebensbeschreibung Paléologues.

Achtundvierzig Jahre in der «Carrière»; Posten auf der ganzen Welt: in Afrika, in Peking, in Rußland, in London, in Paris, in der Abteilung der «Affaires réservées» des Auswärtigen — und auch hier wieder ein bezaubernder Spott über sich selbst und das Metier. Wer sich nicht selbst zum besten halten kann . . .

Paléologue hat die internationale Literatur von nah gesehen: er hat noch Turgenjew gekannt, Ernest Renan (der Kardinal verzieht keine Miene), Pierre Loti, auch hat er selbst geschrieben, und während Herr Barthou seinen Stil lobt, erinnere ich mich, wie ein Direktor des französischen Strafvollzuges mir eines Tages einen ministeriellen Erlaß zeigte, der, mit der Maschine geschrieben, ganz und gar mit der Feder überarbeitet war. «Er hält so auf den Stil», sagte der Direktor anerkennend. «Wissen Sie: Il est de l'Académie.» Und dann spricht Barthou wieder von der Politik.

Am schlimmsten bekommt es Ferdinand von Bulgarien ab — hier war die einzige Stelle, an der ich das Maß überschritten fand. «Dieser degenerierte Bourbone ist im Grunde nur ein Harems-Asiat; er hat sich in der Zeit und im Ton geirrt. In ganz Europa nicht — nicht einmal in Deutschland — hat es einen Souverän gegeben, der . . .» Zu böse.

Das beruhigt sich wieder. Nun ist von den Werken Paléologues die Rede: von seinen Studien über chinesische Kunst; von seinen Romanen — ich weiß, wie offiziell das alles ist und daß die junge Generation Frankreichs anderes zu tun hat, als gerade diese Romane zu lesen — aber hier wird eine Flamme bewahrt. Zweihundert Jahre lang, von Richelieu angezündet, brennt hier die helle Flamme des französischen Geistes — hier, in der Académie.

«Ein Diplomat, der kein Psychologe ist», sagt Herr Barthou, «ist seiner Mission nicht wert.» Ach, ich erinnere mich, in diesen letzten Jahren Diplomaten gesehen zu haben, die gar nicht das von Barthou zitierte Pascalsche Wort beherzigten, die gar nicht wußten, wie ihr Verhandlungspartner innen aussah und die sich so über ihre Bedeutung und ihre Wichtigkeit zum Schaden ihres Landes täuschten . . . Das ist ein weites Feld. «Sie», sagt Barthou zu Paléologue, «sind nie ein Briefträger gewesen.» Und rühmt, daß Paléologue auch niemals nur in seinem Arbeitszimmer gesessen habe, sondern daß er sich bemüht habe, aus dem engen Zirkel diplomatischer Geselligkeit herauszukommen — und das ist abermals ein weites Feld. Erinnerungen häufen sich auf Erinnerungen . . . eine Welt steigt auf, eine blutige Welt. Wie Paléologue den Zusammenbruch Rußlands zwei Jahre vorher vorausgesagt habe, während die französischen Sozialisten noch Propagandareisen nach Petersburg machten . . . Barthou schließt mit einer entzückenden Wendung, die auf die Verteilung der Preise anspielt, die die Académie Française jährlich zu verteilen hat, was nicht ohne einen

ganzen Salat von Intrigen abgeht: «Bleiben Sie auch hier Diplomat!» sagt er. «Sie werden es brauchen!»

So wenig, sagen die Zeitungen am nächsten Tage, ist hier noch nie von Literatur gesprochen worden. Und so leicht und plaudernd hat noch lange kein Akademiker gesprochen wie Paléologue.

Kalk ist unsterblich und Feuer ist unsterblich — beides ist hier zu finden. Neben allem leicht Angestaubten aber, neben einer instinktiv errichteten Tradition wird hier die Flamme bewahrt. Beneidenswertes Land, wo nicht jeder für sich allein von vorn anfangen muß.

Bänkerücken; Rauschen des Volkes; Geplauder; Stimmengewirr; gemischtes Zwielficht aus trübem Tag und hellen Lampen unter der Kuppel. Die Motoren der Wagen draußen springen an; die Menge zerstreut sich. Abblenden.

SPRECHSTUNDE AM KREUZ

Unter den vielen Biographien, die zur Zeit auf uns herunterprasseln, scheint es mir eine zu geben, die nicht zu schreiben ist: das Leben Jesu. Der Mann ist nicht «interessant» gewesen, und es ist sehr bezeichnend, daß die guten Bücher, die über ihn handeln, ganz etwas andres zum Thema haben als ihn und seine höchst verschwommen überlieferte Legende — sie befassen sich nämlich alle mit dem, was aus seiner Lehre geworden ist, und nicht nur mit dem, der sie in die Welt gesetzt hat.

Eine Zeitlang fielen die Oberlehrer über die Historie her, vorher waren es die Priester gewesen, die einen und andern examinierten die armen Helden ja nicht schlecht: wie hältst du mit der Religion? und es gibt ganze Gebiete, wie zum Beispiel die deutsche Literatur, die nur von den transpirationsduftenden Lehrern mit den erhobenen Zeigefingern überliefert wurde. Daß Hölderlin oder Goethe den Deutschen durch Herrn Eduard Engel vermittelt wird, ist bitter. Goethe hat es vorausgewußt.

Nach den Paukern kamen die Ärzte, und im Nu verwandelte sich der Olymp in eine kassenärztliche Sprechstunde. Mohammed: ein Epileptiker; Buddha: ein schizophrener Irrer, kaltes Sitzbad, raus; Napoleon: ein wildgewordener Psychopath d. u. — und so fort und so fort. Nach den Ärzten kamen die Soziologen, die das Einkommen Robespierres prüfen, und da halten wir heute noch. So schafft sich jede Zeit die alten Helden zu neuen Männern, nach Maß, wie sie sie grade braucht.

Unter den ärztlichen Geschichtsdeutern, deren darwinistischer Größenwahn ebenso unerträglich ist wie ihre spießige Kleinheit, die da glaubt, mit einem Fachausdruck ein Leben zu erklären, hebt sich ein seltsamer, heute fast vergessener und bewußt in der Vergessenheit gehaltener Fall hervor. Das ist Oskar Panizza.

Vor mir liegt die Nummer 5 der *«Zürcher Diskussionen»*:

«Christus in psicho-patologischer Beleuchtung» — der Doktor Panizza, der an einer Paranoia zugrunde gegangen ist, liebte eine private Rechtschreibung, die im folgenden ausgemerzt sein soll. Die kleine Schrift ist ein Unikum, und weil ihr vollendeter Unglaube, hinter dem fast unhörbar ein böses Gewissen klopft, nicht alltäglich ist, scheint sie mir ein gutes Beispiel für Geschichtsbetrachtungen durch einen Spezialisten, denn: «Was», hat einer der Beteiligten gesagt, «was ist Wahrheit!»

«Welcher Leute Kind er gewesen, scheint schwer zu ermitteln. Die Mutter war jedenfalls eine ganz einfache Frau, der das exaltierte Wesen ihres Sohnes, wie das sich gemeiniglich findet, höchst zuwider war, und die alles tat, ihn einem sogenannten bürgerlichen Lebensberuf zuzuweisen.»

«Ich bin in der Schule gelernt worn . . . » sagt Datterich, und was bei solchen Sätzen zusammenzuckt, ist das Schulkind, dem sie das Gehirn massiert haben. Es gibt ein Sakrileg auf der Welt: es besteht darin, den Helden einer Kategorie mit den Maßstäben einer andern zu messen, was meistens zu Lächerlichkeiten, Karikaturen, Bosheiten führt. Manchmal zur Wahrheit.

Panizza ordnet die Figur Jesu medizinisch ein; er kommt dabei für kirchliche Begriffe zu bösen Resultaten, zu guten Ergebnissen aber für Leute, die kühl genug sind, in scharfer Beobachtungsgabe noch keinen Mangel an *verecundia* zu sehn. Es ist nur ein ärztliches Gutachten — nur: denn das, was aus dieser Figur geworden ist, läßt sich auf solche Weise nicht einfangen. Aber es ist wenigstens ein wertvolles Gutachten, mindestens so visionär wie das Objekt des Referats, und da Panizza kein Gerichtsarzt, sondern ein Kenner gewesen ist, so läßt es sich hören.

Die Legende der Zeugung wird «obszön» genannt; der Verfasser ist nicht gegen seinen Patienten eingenommen — er liebt ihn, auf seine Weise; es ist da etwas, was er nicht mit seinem Latein auflösen kann, er will es auch gar nicht, und diesen Rest liebt er.

Zunächst der Arzt:

«Wir haben hier eines jener psychischen Ur-Phänomene vor uns, wie sie zwar nicht selten sind, aber doch selten in so befruchtender Weise in die Geistesgeschichte von Völkern eingreifen und deren Gemütslage bestimmen. Dieses Identifizieren der eigenen, heftigen und nicht zu bewältigenden Gefühle mit «Gott», oder irgendeinem hochklingenden Symbol — hier, wenn den Evangelien zu glauben, «der liebe Vater im Himmel» — ist das Urbild eines geistigen Prozesses, die psychische Zwangslage eines nach Gründen suchenden, innerlich heftig bewegten Menschen, der Satz des zureichenden

Grundes nach innen gekehrt und anthropomorphisiert, wie wir ihn heute mit fast experimenteller Sicherheit erweisen können.»

Der Visionär:

«Wie er aber dann das Resultat seines jünglinghaften Empfindens und Denkens, die Frucht jahrelanger Isoliertheit und melancholischer Anwandlungen, die Stimmung einer ganz reinen, von sinnlichen Regungen freien, fast homosexuell gearteten, dabei glücklich und heiter veranlagten Seele in seinen lehrhaften Gesängen und Preisungen einer menschenumfassenden, selbstlosen Nächstenliebe aushauchte und ausströmte, das war von einer Innigkeit, Süßigkeit und von einer Neuheit, daß man glaubte, die Nachtigall schlagen zu hören; hier lag der Punkt in seiner Psyche, wo er nicht zu überwältigen war —»

das klingt nun gar nicht nach den überheblich dekretierten Krankenberichten monistisch verbildeter Ärzte, die mechanistisch und sonst gar nicht zu denken vermögen.

Sicherlich ist manches in Panizzas hervorragendem Bericht bestreitbar. War Martin Luther wirklich ein Paranoiker? Ich glaube das nicht; vielleicht aber ist meine Anschauung durch Thomas Münzer und die soziale Betrachtungsweise unsrer Zeit so beeinträchtigt, daß ich vor Abneigung und Verachtung das sanft lebende Fleisch zu Wittenberg nicht richtig sehen kann.

Was da bei Panizza aufsteigt, ist ein Bild von großer Wahrscheinlichkeit.

«Überall, wo grade Gelegenheit ist, beim Fischfang, auf der Hochzeit, bei Leichenbegängnissen, an der Zöllner-Schranke, während der Sabbat-Ruhe greift er ein, knüpft an die kleinen Tages-Ereignisse an und wirft, wie Sokrates, den harmlos Dahinwandelnden seine scharfen Antithesen in den Weg. Auch die Tricks damaliger Wundertäter — die unvermeidliche Zugabe, um sich das Air eines Übermenschen, eines Geistesgewaltigen, eines Zauberers zu geben — hat er sich alle zu eigen gemacht und beherrscht sie mit großer Bravour und Eleganz. Gar aber, wenn er eine glückliche Korona junger Landmädchen, erschöpfter Arbeitsfrauen, gutmütiger Prostituierten und naiver Tagelöhner um sich versammelt hat, und darf sie die ganze zauberische Wirkung seiner innersten Herzensregungen mit einem «Selig sind die Friedfertigen! Selig sind die Armen! Selig sind, die reines Herzens sind!» spüren lassen, und nimmt von diesen geplagten Proletarier-Naturen die Angst und den Schimpf ihres Daseins, und öffnet ihnen den Himmel, der eigens für sie, mit Ausschluß der Reichen, bereit ist — dann hat er sie alle.»

Es ist das Urchristentum, das so gepriesen wird, und hier ist nichts von jener faden Bonhommie, die uns dartun will, Rousseau und Luther und Nero und Philipp von Spanien seien ebenso klein gewesen wie die

Leute in einem wiener Caféhaus. Es hat Größe gegeben — auch wenn man ihre falsche Romantik abzieht, hat es welche gegeben, und es wird immer Größe geben.

Die Erzählung des Prozesses ist von schärfster Prägnanz; die bekannten Zusammenhänge zwischen den jüdischen Orthodoxen und den Römern . . . das ist brillant dargestellt. Nach dem «Marsch auf Jerusalem»:

«Die römische Behörde mit ihrer kolonisatorischen Schulung und ihrem großartigen Blick für Parität vermied es ängstlich, sich in die religiösen Streitigkeiten dieser Duodez-Völkchen zu mischen, auch wenn ihr der örtliche Kult — der nicht einmal eine Ausbeute nach der sinnlichen Seite für Rom erlaubte — weniger widerwärtig gewesen wäre. Und die jüdische Kult-Behörde andererseits hielt streng auf die Selbständigkeit und die Unverletzlichkeit ihrer Anordnungen im Hinblick auf die Pastorisierung des Volkes, die einzige Freiheit, die ihr geblieben war.»

Das autistische Denken der Christus-Beschreiber, ihre fast immer affektbetonten Untersuchungen über das Christentum spalten die Betrachtenden: in Indifferente, die da glauben, zwei Pfund Rindfleisch gäben eine gute Bouillon; in Juden, die dem Christentum mit jener Ängstlichkeit gegenüberstehn, die gar nichts mit Religion, aber sehr viel mit Rassenkämpfen zu tun hat, und die jene ewige Frage «Ist das gut für die Juden?» auch hier nicht unterdrücken können; in Christen, die es nicht sind, die aber, wenn sie sich das «schwarze Babykostüm» des Richters anziehen, glauben, der Staat müsse auch noch in der Metaphysik geschützt werden — und in Christen, die es sind. Die kann eine solche Untersuchung, ihre Terminologie, ihr Blickwinkel, ihre soziologische Betrachtung überhaupt nicht berühren.

Das psychiatrische Element der Arbeit Panizzas ist höchst beachtlich; weil es nicht vorherrscht. Er sieht nicht nur den Patienten; er sieht den Aufwiegler. Der unterlag — warum?

«Aber in Jerusalem stand die Reaktion bevor, und die Behörden hatten nach der ersten Überraschung sich rasch alliiert. Wie hier Verstärkung der Energie, so war auf der andern Seite, bei Jesus, Erschlaffung nach einer furchtbaren geistigen Leistung eingetreten. Und wenn eine Sache nicht vorwärts geht, dann geht sie immer zurück. Was konnte der unvergleichliche Jüngling, der mit dem Frühlingssturm seines Gefühles alles vor sich her niedergeworfen und begeistert hatte, in dieser weit ausgedehnten Stadt an Staatseinrichtungen schaffen, an praktischer Theokratie leisten? Mit was wollte er den trocknen bürokratischen Apparat, der hier das tägliche Leben in Ordnung hielt, und der doch nicht in seinen Händen war, ersetzen, er, der nur Seligpreisungen hauchen, oder, im günstigsten Fall, harangieren und fanatisieren konnte? Bei der franzö-

sischen Kommune handelte es sich um Leute, die an Ort und Stelle gelebt hatten, den Gang der Geschäfte kannten, und ihn, tant bien que mal, wenigstens aufrecht erhalten konnten. Aber hier handelte es sich um Fischer — wie in Portici bei Masaniello — um Fischer, um Handwerker, um einen Haufen zusammengelaufenen, gutmütigen, aber gänzlich unfähigen Volks. In solchen Fällen ist die Niederschlagung des Putsches immer mit Sicherheit zu erwarten.»

Er wurde niedergeschlagen.

Es scheint aber so, als ob die Menschheit auf dem Wege der reinen Erkenntnis überhaupt nichts erreichen kann — sie muß etwas wollen, um zu erkennen; nur von da kommen die Flamme der Energie, der Sieg, aber auch die ungeheuerlichste Unduldsamkeit, die die Wahrheit mit Polizeiknüppeln, mit Handgranaten, mit dem dritten Grad und dem elektrischen Stuhl aus den Wahrheitssuchenden hinaustreiben will. Es gibt wohl keine Wahrheit ohne vergossenes Blut.

Es gibt aber auch keine Lüge ohne vergossenes Blut, das diese Lüge nie zur Wahrheit machen kann; das nie verhindern kann, daß sich immer Leute finden, die der jeweiligen Gehirnepidemie nicht untertan sind und die immunisiert die Wahrheit wenigstens suchen. Hieß es früher *«cuius regio — eius religio»* — so dominiert heute über Städte und Wälder das *«Vaterland»*, ein lächerlicher Popanz, hinter dem sich ein Schweinekoben voll Gestank, Geilheit, Gemeinheit und Geldgier aufzutut. Wie eine weiße Stichflamme hat hier die Erkenntnis hindurchzuzischen — Talare sind kein Argument, Revolver sind kein Argument, Fahnen sind kein Argument. Dumpfer Trieb und Gewalt werden ewig da sein; es fragt sich nur, wem sie dienen. Worauf zu antworten: sie dienen gar nicht. Sie herrschen und machen sich eine Metaphysik zu-recht, wie sie sie brauchen.

Aus diesem Sumpf leuchtet wie eine Sonne die Reinheit des ersten christlichen Empörers, aus dem sie auch einen Superintendenten und einen Kardinal gemacht haben, und wohl nur aus Zufall nicht einen Feldrabbiner.

Er war rein — er war mehr als das. Er hatte Charakter. Er hätte sich retten können — er hat es nicht getan.

«Die Evangelienschreiber haben den Prozeß der Legendisierung an diesem wunderbaren Anarchisten bis zur Übersüßung und Rührseligkeit vollzogen. Und das meiste an diesem herrlichen Charakterbild ist verschwommen und unsicher. Aber eines scheint sicher zu sein: Das allmähliche und ruhige Aufwachsen und Keimen des eigentümlichen Ideengehalts bei ihm, das echt paranoische, primär durch die Vererbung gegebene und dann mit konsequenter Sicherheit bis zur Felsenhärte fortschreitende Anwachsen jener Ideen, jenes Wahns, jenes geistigen Fixums, das sich die Welt unterwerfen wird — und dann das *Nunquam retrorsum!* das Niemals zurück!

auf dem einmal eingeschlagenen Pfade geistiger Entwicklung, das Aushalten bis zum letzten Moment . . . «Du sagst es!» —

Und dies muß ihm selbst der Atheist, der Psychologe lassen. Daß er in Jerusalem vor dieser erbärmlichen Sorte von Advokaten, Winkelschreibern, Polizisten, Staatsbeamten, Doktoren, Geheimschreibern und Bürokraten, von denen jeder auf einen Wink des Kaisers für eine Gunstbezeugung, einen Orden, eine Gehaltserhöhung, alles, aber auch alles getan hätte, nicht zurückhufte, keine Konzessionen machte, nie um Gnade bat, sondern als einzige Verteidigung diesen Kasuisten das blanke Ehrenschild seiner reinen Absicht und seiner rührenden Herzensgüte entgegenhielt, das wird ihm zum unauslöschlichen Ruhmestitel gereichen, wenn längst der letzte leipziger Orthodoxenschädel im Grabe vermodert sein wird.»

So schließt die Schrift Oskar Panizzas.

Christus aber dient auch weiterhin einem ungeheuren Verein als Firmenschild, Plakat und Reklamezeichen — und was wird nicht alles unter dieser Marke verkauft! Christentum? Vielleicht; trotz Jesus. Die Wahrheit? die von Trieben ungerührte Erkenntnis? Pilatus hat hierzu das Schlußwort gesprochen, und wer heute etwas will, das er deshalb für das Gute hält, weil seine Anlagen ihm nicht gestatten, etwas andres zu wollen, der nehme sich seine Lehren nicht aus dem Neuen Testament, aber ihren Schöpfer als Vorbild an Mut und Reinheit des Charakters.

Die Schriften Oskar Panizzas können nicht wiederaufgelegt, die unveröffentlichten nicht herausgegeben werden, weil die Familie sich dem widersetzt, brave Bürgersleute in Hamburg.

Ein Mann, weit stärker als Wedekind, ist mundtot gemacht.

Das sind die Folgen eines wahnwitzigen Urheberrechts, das die Produkte des Geistes wie einen Käseladen vererbt.

NOLA

oder: Fotomontage des Lebens

Electrola EG 765

Die schwarzen Platten tragen die Erinnerungen
und saugen auf, was sie mit uns erlebt . . .

«Nola —»

haben die Männerchen gesungen

«Nola — I love you —»

die Membrane bebt . . .

Holznadel. Von vorn.

Und im Gesange schwebt heran
ein früher Tag im Herbst, mit allem Drum und Dran:

Das dicke Lottchen
mit einem Wickel um den Hals —
die «Nola» tönt — ich liege auf dem Bauch
und lese, während alle Pulse klopfen,
den neusten, dümmsten Kriminalroman:
«Die vier Verräter». Der Premierminister
von England wird mit Mord und Tod bedroht,
wenn er . . .

Ja, gurgele nur mit Kali —

«Nola
A girl like you —»

die Polizei ist fieberhaft im Schwung,
die viere graben einen schwer geheimen Gang —
Manfred verrät. Verrät er? Oder nicht?

«Nola —»

Nun wird der Abendhimmel sanft und blau —
das Lottchen ist mit Wonne krank und lieb und freundlich,
ich trage ihr Kamillentee ans Bett —

«a girl like you —»

und stürze mich von neuem in den Keller,
wo Manfred gräbt. Das Attentat gelingt!
Tot wird der Chef in seinem Kabinett gefunden,
das Lottchen liest das Thermometer ab,
und das geht nach —

verhallend: «Nola —»

Da ist Paris. Herr Tiger haben wohl geschlafen?
Platten bewahren alle Ströme auf, die sie jemals trafen —
Die hellen Herbstesnächte sind entflohn . . .

Erinnerung, du süßes Grammophon —!

WAHNSINN EUROPA

Im Jahre 1902 wird in der italienischen Kleinstadt Cerignola ein Proletarier geboren, der di Modugno heißt. Erst Landarbeiter, dann Bauarbeiter, gleitet der klassenbewußte junge Mensch rasch in die Gewerkschaftspolitik; er wird mehrere Male verhaftet, das erste Mal schon im Jahre 1921, also vor der Herrschaft der Faschisten, und als die ans Ruder kommen, lernt er ein Gefängnis nach dem andern kennen. Flieht im April 1927 aus Italien, denn es ist eine Flucht, die Italiener lassen ihn nicht heraus, ein Auslandspaß ist eine Gnade. Geht nach Frankreich, nach Luxemburg, arbeitet dort, geht wieder nach Frankreich und denkt: Italien, und hat eine Idee im Kopf: Italien. Denn in Italien sind Frau und Kind.

Nichts einfacher, als Frau und Kind nachkommen zu lassen? Das erlauben die Italiener nicht; Frau und Kind sind Geiseln für den Entflohenen, und überhaupt «hat der Italiener im Ausland nichts zu suchen». Die Frau di Modugnos versucht es mit einer Wallfahrt nach Lourdes — man verweigert ihr dennoch den Paß. Sie bittet und beschwört die Behörden — man verweigert ihr den Paß.

Im Jahre 1927 macht di Modugno in Paris neue Anstrengungen. Das Spiel der Ämter beginnt von neuem. «Da müssen Sie erst . . .» Gesuch; Beglaubigung des Gesuchs durch die französische Polizei; Beglaubigung der Beglaubigung durch das italienische Konsulat; Formulare, Gänge, Warten, Warten . . . und dabei ist nie zu vergessen, daß das ein Arbeiter in seiner Freizeit macht, daß er müde ist, unausgeschlafen, gereizt durch all den Widersinn . . . Frau Modugno schreibt aus Italien: «Liebster, wieder ist mein Gesuch abgeschlagen, aber ich habe gute Beziehungen, und ich glaube, dieses Mal wird es doch gelingen. Ich habe einen Anwalt genommen . . .» Also um einen gewöhnlichen Auslandspaß zu erlangen, braucht man in der Ordnungszelle Italien einen Anwalt, denn es muß doch Geld unter die Leute kommen. Di Modugno wartet, in Paris.

Und eines Tages, als es gar nicht weiter geht, am 12. September 1927, steckt er einen Revolver zu sich und geht noch einmal aufs italienische Konsulat. Der Generalkonsul ist zu seinem Glück nicht da, den jungen Arbeiter empfängt sein Vertreter: ein Graf Nardini. Das kleine Büro ist von dem Warteraum nur durch eine dünne Wand getrennt. Die dort Sitzenden hören eine kurze Unterhaltung, dann die Stimme des Arbeiters, dann Nardini, auf italienisch: «Ich kann nicht! ich kann das nicht!» dann zwei Schüsse. Di Modugno hat den Konsularvertreter Italiens in Paris erschossen. Da sitzt er, auf der Anklagebank.

Der Flügel des Palais de Justice ist in weitem Umfang abgesperrt, drei Reihen Schutzleute sind zu passieren, ehe du heraufkommst — der Saal ist halb leer; in dem viel zu kleinen Zuschauerraum, der Forma-

lität halber, jene, die die Geduld gehabt haben, lange genug anzu- stehen; sehr viele Anwälte, auch weibliche, unter denen übrigens keine große Nummer ist; Zeugen, Presse, Polizei.

Di Modugno ist ein kleiner Mann, der recht kümmerlich vor seinen drei Wächtern in der Anklagebank hockt. Die drei Richter und der Staatsanwalt in roten Talaren; links die Geschworenen, mittleres und kleines Bürgertum. Die zwei Damen in Schwarz sind Frau und Tochter des Ermordeten, sie haben sich dem Verfahren als Nebenkläger angeschlossen, was nach französischem Recht möglich ist, wenn sie ein Interesse geltend machen; zu diesem Zweck wird, der Form halber, ein Franc Schadenersatz verlangt, und auf solche Art haben die natürlich nur moralisch Interessierten die Möglichkeit, mit ihrem Anwalt, Herrn Gautrat, in den Prozeß einzugreifen. Di Modugno wird von dem Donnerer Torrès und Herrn Lazurick verteidigt. Los gehts.

Warum? Warum haben Sie das getan —?

Di Modugno beginnt in einem harten Französisch, das er im Gefängnis gelernt hat, zu erklären . . . sein Temperament entläßt sich ungeschickt, er erzählt zu viel, zu viel Einzelheiten, die hier keinen Menschen interessieren, die für ihn aber Lebensfragen, Todesfragen gewesen sind: Italien und die Faschisten und die Gefängnisse . . . Die Rolle des Vorsitzenden, des Herrn Warrain, ist nicht beneidenswert; da sitzen Vertreter der italienischen Botschaft, sehr viel italienische Presse schreibt im Saal, und ein Angriff des Herrn Torrès ist kein Zuckerlecken. Trübe ist der Tag, die elektrischen Lampen glühen, sie leuchten nicht, die braune Holztäfelung schwimmt im Dunkel, da steht ein Fotograf und hält dem Angeklagten seinen Kasten vors Gesicht; die Anwälte gemahnen unfehlbar an Daumier, was mögen sich diese Schauspieler der Gerechtigkeit wohl nachher hinter den Kulissen beim Frühstück erzählen? Warum übrigens alle Gerichtssäle der Welt so schlecht gelüftet sind, bleibt ein ewiges Rätsel.

Di Modugno hat viel zu reden, aber nicht viel zu sagen. Man errät die unendliche Qual der Paßplackerei; er hat Pech, er ist kein «sympathischer Angeklagter», und außerdem hat er, wie das immer so geht, einen Mann getötet, der wohl einem System angehörte, aber selbst kein enragierter Faschist gewesen ist. Es trifft immer die Falschen.

Die Zeugen. Der Anwalt der Nebenklägerinnen hat Belastungszeugen zusammengeladen, aber sehr viel kommt da nicht zusammen. Der uralte Trick, den Ermordeten in hellstem Licht erstrahlen zu lassen, vor dem sich dann der Täter um so schwärzer abhebt, fällt ziemlich wirkungslos zu Boden: Torrès lobt den Grafen Nardini in den höchsten Tönen, übrigens werden dessen Qualitäten von niemandem bestritten. Die Belastungszeugen sollen aussagen, daß der Graf Nardini ihnen immer geholfen, daß er die Not der Emigranten nach Möglichkeit ge-

lindert hat, daß er sehr wohltätig gewesen ist, das ist alles unbestreitbar. «Hat er jemals den Eindruck gemacht, als ob er die Faschisten bevorzuge?» Nein, sagen die Zeugen. Das brauchte er auch gar nicht; das tat schon das Reglement, das etwa 150 000 Italiener in Paris ohne Paß läßt; Mussolini hat diese Leute sämtlich ihrer Nationalität beraubt, und was das heute in dem papierwütigen Europa bedeuten will, weiß nur der, der einmal darunter gelitten hat: so einer hat die gesamte Beamtenpest auf dem Halse. Torrès steht langsam auf. «Sind Sie, Herr Zeuge, Faschist oder Antifaschist?» fragt er lauernd. Und kriegt eine dicke Abfuhr. «Ich bin Italiener, Herr Rechtsanwalt!» sagt der Zeuge. Immerhin, er hats aus Angst gesagt, denn auf den Bänken horchen die italienischen Journalisten und die in Paris befindlichen Antifaschisten — es ist keine sehr freundliche Situation.

Die Entlastungszeugen. Hier ist zu sagen, daß im französischen Strafprozeß die Redefreiheit aller Beteiligten viel größer ist als im deutschen. Torrès hat Tod und Teufel vorgeladen: Cesare Rossi, den sie neulich aus der Schweiz mit Hilfe einer Frau zunächst in eine kleine italienische Enklave und dann nach Italien verschleppt haben, wo es ihm nicht gut ergehen wird, natürlich ist er nicht gekommen; Arbeiterführer und Journalisten und Politiker . . . Leute, die nur sehr mittelbar mit der Sache zu tun haben. Der Vorsitzende läßt sie reden. Er ist, hör es, o Deutschland, nur Leiter der Verhandlungen und kein Staatsanwaltsersatz. Die Stellung des französischen Verteidigers und die des deutschen . . . welch ein Unterschied! Dort ein geduckter Mann, der immer in leisem Verdacht der Mittäterschaft steht, von den strammen Vorsitzenden auch so behandelt wird und es sich gefallen läßt. Wie ja überhaupt das deutsche «Standesbewußtsein» nie da funktioniert, wo es gefährlich wäre — etwa dem Brotgeber, dem vermeintlichen «Vorgesetzten» gegenüber, sondern mehr auf Kongressen, in Reden und auf Wohltätigkeitsbällen. Dort also als Anwalt ein Mann Nummer sechs, hier eine Redefreiheit, die jedem deutschen Richter undenkbar vorkäme.

Es erscheinen nacheinander:

Antifaschisten, die die Geschworenen über Italien aufklären, soweit das noch nötig ist — und immer sind die Geschworenen die Hauptpersonen, nicht der Vorsitzende, der zuhört, schweigt und zuhört. Der große Journalist Albert Londres erzählt von Verzweiflungsszenen, die er in Spanien gesehen hat, wo sich paßlose Emigranten vor den Türen der Konsulate herumwälzten; der etwas zweischneidige Arbeiterführer, Herr Jouhaux . . . und ei! wer kommt denn da —?

Fräulein Margueritte Durand. Sieht auch so aus. Wie ein französisches Gretchen Schulze: das ist die Dame, die mit Herrn Rossi nach der Schweiz gereist ist, wo er dann — wie der Zufall spielt! — von den Italienern im Auto verschleppt worden ist. So sieht das also aus, wenn

die Spitzel Eros spielen lassen — hm. Eine spitze Nase, Fältchen um die Augen, ein böser Mund; hinter mir sagt eine Anwältin: «Sehen Sie sich die Frau an — gar nicht übel!» aber Frauen haben ja Frauen gegenüber meist einen merkwürdigen Geschmack. Fräulein Durand spricht mit leiser Stimme: «Ja, ich bin wochenlang in Rom eingesperrt gewesen . . .» Worauf sich einer der Geschworenen erhebt und freundlich fragt: «Und warum, verehrtes Fräulein, hat sich eigentlich der französische Konsul nicht um Sie gekümmert?» Sie habe an den Konsul geschrieben, sagt sie; aber der Brief muß wohl nicht angekommen sein. Ein beneidenswertes Metier.

Das Spiel geht weiter. Welch ein Kino der Justiz! Wie alles für die Geschworenen hergerichtet wird, bengalisch beleuchtet, verdunkelt oder ans falsche Licht gezerrt! Hier gilt es als eine Empfehlung, gegen die Bolschewisten zu sein — da ist es ein Verbrechen, sich mit Politik befaßt zu haben, denn das dürfen die europäischen Kinder nicht, dafür haben sie ihre Politiker, die Gott erleuchtet hat; und nun wird die Sitzung bewegter und bewegter. Maître Gautrat verschafft uns den seltenen Anblick eines Mannes, der eine Metapher zur Wahrheit macht: zum erstenmal sehe ich einen Redner, dem in der Tat der Schaum vorm Munde steht, seine Zähne zermalmen alle patriotischen Abstrakta mit einem Mal. Der leis grollende Donner von Maître Torrès schwillt an, der Mann hat das, was die Schauspieler «eine gute Röhre» nennen, und er macht brausend Gebrauch davon. Die kleinbürgerlichen Vorstellungen der Geschworenen werden von beiden Parteien nicht schlecht gekitzelt: Sentimentalität, Mutterliebe, Witwenränen und arme Waise, die leidende Familie in Italien, des Ernährers beraubt — hier wird noch die Wahrheit zur dramatischen Lüge. Übrigens leidet die Familie di Modugno in Italien wirklich: aus Wut über den Mann, der nicht zu fassen ist, hat Mussolini Frau und Kind auf eine böse Insel geschickt, in die Verbannung — «de l'ersatz», wie die Franzosen seit dem Jahre 1916 sagen.

Jetzt ist die Verhandlung ganz und gar politisch geworden.

Die Stimmung für die Italiener ist in Frankreich zur Zeit dieses Prozesses nicht günstig. Mussolini, Nobile und die ungeschickten Nachahmungen französischer Pseudofaschisten, die keine Rolle spielen, aber doch eine spielen wollen — und so sang neulich ein Chansonnier im Cabaret:

Nobil' serait Américain,
Suédois, Portugais, Norvégien,
En parler serait très possible;
Mais précisément le Destin
A voulu qu'il fût Italien —
Ils sont si, si, si susceptibles!

Il est parti l'premier . . . mais ça
 Bien des Italiens en sont là!
 Au Pôle il fait un froid terrible . . .
 Qu'est-c'que vous voulez, le pauvr' vieux,
 Il a eu peut-être froid aux yeux!
 Ils sont si, si, si susceptibles!

Auf diese Empfindlichkeit nimmt eigentlich nur der Vorsitzende Rücksicht, der «nicht duldet, daß von einer Schwesternation so gesprochen wird, von einer befreundeten Nation, von einer verbündeten Nation . . .» und Torrès donnert weiter. Wie angenehm aber auf allen Seiten die Anerkennung der Regeln für Florett und schwere Säbel, gegenüber dem Mangel an Ritterlichkeit in deutschen Gerichtssälen, wo man fast immer das Gefühl hat, einer polizeilichen Vernehmung beizuwohnen, nicht aber einem Kampf der Meinungen.

Und die Plädoyers rollen: die brausende Orgel des Zornes, die säuselnde Vox humana der Empfindsamkeit, Harfe des Herzens, Flöte des Spottes und die ganze türkische Musik. Wer hat hier recht —?

Du sollst nicht töten. Blut ist selten eine Lösung; erklärlich bleibt die Tat, zu loben ist sie nicht. Aber:

Die Anarchie der Staaten quält die Zwangsabonnenten zu Tode, und hier hat sich einmal einer gewehrt. Vergeblich weist Torrès auf die Verhandlungen in Genf hin, wo man für alle diese Menschen «zwischen den Staaten» einen Völkerbundspaß schaffen wollte, so wie es ja schon heute in seltenen Fällen einen Nansen-Paß gibt; dieser große Mann hatte ein Herz und keine Nationalflagge vor den Augen. Was ist es mit den Fremden in Europa?

Sie sind rechtlos.

Wäre es noch die verständliche Eifersucht der einheimischen Arbeiter, die für ihren Arbeitsmarkt fürchten und so mithelfen, die Freizügigkeit aufzuheben — wäre es nur das! Aber es ist der Wahnsinn einer übergeschnappten Bürokratie, die, um sich zu erhalten, längst Selbstzweck geworden ist, ohne Sinn, ohne Ziel, unfähig, auch nur ihre eignen Leute vor den Hochstaplern zu schützen, die sämtliche Pässe der Welt in Ordnung haben; unfähig, aber schikanierend; mit der Zeit und dem Geld der Steuerzahler, die den Apparat erhalten müssen, umgehend wie die Tyrannen, die sie sind.

Von Zeit zu Zeit entfesseln die pariser Zeitungen eine wilde Woge von Fremdenhaß, auf Bestellung, aber die pariser Presse ist vielerlei, unter anderm ein gutes Geschäft und ein Machtmittel — durchaus nicht Frankreich. In diesen Diskussionen gibt es nun ein Wort, das wir nicht mehr hören möchten —: das ist das Wort «Gastfreundschaft». «Er genießt hier bei uns Gastfreundschaft . . .»

Das ist nicht wahr! Der Fremde zahlt im fremden Land Steuern wie

ihr; er arbeitet wie ihr; er gibt dort sein Geld aus wie ihr — also habt ihr, solange er die Gesetze des Landes befolgt, kein Recht, ihn hinauszuwerfen! Er genießt nicht die Bürgerrechte — das ist ein andres Kapitel —, aber er ist auch nicht euer Gast. Denn es geht heute nicht mehr an, Europa in kleine Festungen aufzuteilen, wo man *«maître chez soi»* ist — und wenn hier einer einwirft, daß die Russen es auch nicht anders halten, so sei ihm gesagt, daß die Russen dann eben falsch handeln; wobei ihnen die wirklich vorhandene Verteidigungsstellung gegen eine Welt eingeräumt sei.

Ein Paß ist keine Gnade — und keine Regierung hat das Recht, ihre Leute bei sich einzusperren und sie etwa zu lebenslänglichem Italien zu verdonnern. Da gibt es ein italienisches Gesetz aus dem Jahre 1926, das bedroht den, der ohne einen sehr, sehr schwer zu erlangenden Paß die Grenze verläßt, mit einer Gefängnisstrafe von drei Jahren und Geldstrafe bis zu zwanzigtausend Lire. Da gibt es Schikanen gegen Armenier, Weißrussen, Rotrussen, Italiener — es ist nicht richtig, daß der Fremde nur ein geduldetes Wesen zu sein hat! Selbstverständlich hat er, entgegen allen nationalen Vorstellungen von dem, was *«taktvoll»* sei, auch das Recht, die Einrichtungen eines fremden Landes zu kritisieren; wir in Europa sind kapitalistisch längst eine große Familie, und die Einteilung in Staaten, wie sie heute sind, ist eine anachronistische Kinderei, eine gefährliche und eine unehrliche dazu. Wer ist hier im Recht?

Französische Geschworene haben sicherlich schon Fehlurteile gefällt. Aber sie haben eines vor den deutschen voraus: sie pfeifen oft auf die Autorität und unterliegen nicht sklavisch der Suggestion eines kleinen Landgerichtspräsidenten. Diese hier hatten auf folgende Fragen zu antworten:

1. Hat der Angeklagte eine Körperverletzung begangen?
2. Hat die Körperverletzung einen tödlichen Ausgang zur Folge gehabt?
3. Hatte der Angeklagte den Vorsatz zu töten?
4. Hat er die Körperverletzung vorsätzlich begangen?

Und nun geschah etwas sehr Charakteristisches. Die Geschworenen antworten nicht blind, sondern fragten zurück: *«Welche Folgen hat es, wenn wir die einzelnen Fragen bejahen?»* Der Vorsitzende klärte sie auf, worauf sie zugunsten des Angeklagten nur die erste Frage bejahten, alle andern aber verneinten — also entgegen dem klaren Tatbestand die Tötung leugneten. Witwe und Tochter des Erschossenen saßen in Trauer daneben.

Zwei Jahre Gefängnis — Anrechnung der Untersuchungshaft von einem Jahr.

Und ein Krach in der pariser Presse! Die Geschworenen hätten sich miteinander in Verbindung gesetzt; einer hätte den andern abends in

seiner Wohnung besucht . . . das wird auch gar nicht geleugnet. Der *«Matin»* war drauf und dran, die Institution der Geschworenengerichte überhaupt abzuschaffen; der *«Ami du Peuple»* des wohlriechenden Herrn Coty betonte, daß am selben Tag ein unehrlicher Steuereinknehmer wegen Unterschlagung zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt worden sei — als ob diese Justiz nicht immer Eigentumsvergehen am schärfsten geahndet hätte! Die Polizei stürzte sich mit Feuereifer auf neue Reglements gegen die Fremden, denen sie, wiederum nicht ganz zu Unrecht, vorwirft, einen etwas reichlichen Prozentsatz bei allen pariser Verbrechen zu stellen — und nun ging es auch jenseits der Alpen los.

Rede Mussolinis in der Kammer; Telegramm an die Witwe; Zähneknirschen, geschwungene Fäuste und drohende Reden — die soeur latine kreischte aus vollem Halse, und die französische Nation antwortet der Schwester lächelnd etwas, was ungefähr unserm *«Na und —?»* entspricht: *«Et ta soeur —?»*

Und keiner sieht den wahren Grund dieser Affäre.

Zugrunde liegt der Irrsinn einer nicht mehr haltbaren Idee: der absoluten Souveränität der Staaten. So wie überall durch die mangelnde Arbeitsgelegenheit, die übertriebene Einschätzung einer armseligen *«akademischen Bildung»* und der zunehmenden Sucht, sich schwerer Arbeit zu entziehen, ein Beamtenpartikularismus aufflammt, der das Leben von Tag zu Tag unerträglicher macht, so stemmt sich jedes dieser Staatengebilde mit aller Macht gegen die Entwicklung. Es wird ihnen nichts helfen. Es kommt das föderalistische Europa — trotz Genf.

Inzwischen weist Preußen lästige Ausländer nach Hamburg aus; Frau di Modugno darf nicht nach Frankreich kommen; die Engländer untersuchen in Newhaven die ankommenden Fremden auf Geschlechtskrankheiten — und unter einem Wald von flatternden Fahnen, blitzenden Messingwappen und herrlich bunt angestrichenen Generalen erbraust der Wahnsinn Europa.

OLLER MANN

Ein alter Mann ist stets ein fremder Mann.

Er spricht von alten, längst vergangenen Zeiten,
von Toten und verschollenen Begebenheiten . . .

Wir denken: *«Was geht uns das an —?»*

In unser Zeitdorf ist er zugereist.

Stammt aber aus ganz andern Jahresländern,
mit andern Leuten, andern Taggewändern,
von denen du nichts weißt.

Sein Geist nimmt das für eine ganze Welt,
 was ihn umgab, als seine Säfte rannen;
 wenn er an Liebe denkt, denkt er an die, die längst von dannen.
 Für uns ist er kein Held.

Ein alter Held ist nur ein alter Mann.
 Wie uns die Jahre trennen —!
 Erfahrung war umsonst. Die Menschen starten für das Rennen,
 und jeder fängt für sich von vorne an.

Für uns ist er ein Mann von irgendwo.
 Ihm fehlt sein Zeitland, wo die Seinen waren,
 er spricht nicht unsre Sprache, hat ein fremd Gebaren . . .
 Und wenn wir einmal alt sind und bei Jahren —:
 dann sind wir grade so.

GLÜCKLICHE DIPLOMATIE!

Paris, im Dezember.

Der pariser *«Temps»* ist so groß wie der Stoff zu einem guten Abendkleid, und wenn man ihn vors Gesicht hält, so sieht man von der Welt nichts mehr, nur noch Gedrucktes . . . Und auf der ersten Seite, gen Nordosten, gleich wenn Sie von der zweiten Spalte nach rechts abbiegen, steht folgendes:

Athen, den 10. Dezember.

Wie die Zeitungen melden, sind zwei Stenotypistinnen aus dem Büro des Ministerpräsidenten zu einem Attaché einer fremden Gesandtschaft in Beziehung getreten.

Das muß sofort nach Berlin ans *«Tempo»* telefoniert werden! Das ist mal eine Nachricht! Ob sie Extrablätter machen? Aber vielleicht wissen sie es schon, der athener Korrespondent hat es sicherlich schon gemeldet . . .

Zunächst bewegt den politischen Fachmann eine wichtige Frage: wieso zwei —? Der glückliche Attaché hat wohl geglaubt: doppelt hält besser, küßt besser und liebt besser. Wie mag das im einzelnen gewesen sein? Vielleicht so:

In der teppichgeschwollenen Wohnung des Diplomaten verbreiten bunte Stehlampen ein mildes Licht, bonbonrosa. Der Diplomaten-schreibtisch schimmert matt, links liegen die Geheimakten, rechts die streng geheimen Akten. In der Mitte ein französischer Roman, den der Attaché ächzend durchackert, bis er an die unanständigen Stellen kommt — er ist schon auf Seite 143, die besseren Sachen sind aber noch nicht dran. Auf dem kleinen Sofatischchen liegen Marzipankringel, auf

dem Sofa liegen, zu lieblichen Klumpen geballt, die beiden Mädchen, beide schwarz, mit lackroten Lippen, weshalb die eine von beiden in diplomatischen Kreisen den Spitznamen «das Lacktablett» bekommen hat; beide haben einen großen Schwips, den sie schwesterlich in zwei kleine Schwipse aufgeteilt haben. Auf einem Schränkchen spielt das Grammophon *«My heart stood still»*, das Lieblingslied des Prinzen von Wales. Es ist heiß in dem Salon . . .

Der Attaché einer fremden Gesandtschaft liegt, lässig, wie er das in den Romanen gelesen hat, in einem Fauteuil und sieht besitzesfroh auf die beiden griechischen Kätzchen. Seine Augen glimmen wie bei einem Schurken von Edgar Wallace . . . Leise steht er auf, seine Pumps funkeln in dem bonbonrosa Licht, er setzt sich zu den Beschwipsten und streichelt die eine und streichelt die andere . . . Der kleine Menschenknäuel atmet hastig, Gelächter und abwehrende Rufe — und da sagt der Attaché einer fremden Botschaft plötzlich mit verzehrend-heißer Stimme — —: «O Mädchen, o Mädchen, wie lieb ich euch?»

Nein. Er sagt, und seine Hand liebkost den Haaransatz im Nacken des einen Kätzchens: «Penelope, wie ist die Sache mit dem letzten Zusatz zum Finanzausgleichsgesetz vom Dezember 1927 —?»

Und während die tiefschwarze Julia an den Ringen des Attachés dreht und dreht, bis ihm die Finger schmerzen, flüstert Penelope wie ein süßes Liebesgeheimnis im besten athener Dialekt:

«§ 184. Werden im Anwendungsfall des § 103 die Positionen des Gesetzes vom 26. Februar 1904 von der Marinebehörde überschritten, so treten die Verordnungen XVII und CXI in Kraft, wonach die Paragraphen 765 und 450.»

— «*My heart stood still* . . .» zirpt das Grammophon; der Attaché notiert im Kopf die Sätze, kuschelt sich an alle beide, schließlich sind sie gar nicht mehr voneinander zu unterscheiden, und wenn jetzt der Außenminister des Attachés ins Zimmer käme und entsetzt fragte: «Herr Attaché! Was machen Sie da —?» so könnte der mit dem besten Gewissen der Welt sagen: «Herr Minister! ich denke scharf an den Dienst!»

Der *«Temps»* raschelt zu Boden. Wie soll ich das nach Berlin telefonieren? Glücklicher Attaché! Glückliche Diplomatie!

DIE LEGITIME GELIEBTE

Paris, im Dezember.

Neulich bin ich ins Palais de Justice gegangen, weil folgender Prozeß angekündigt war:

Ein junges Mädchen aus Paris hatte fette Waden. Das störte sie. Und da ging sie zu einem Arzt, der ihr versprochen hatte, ihr die

Waden abzunehmen. Das tat er auch. Diese Operation muß aber wohl nicht ganz ungefährlich sein: denn der Arzt tat des Guten zu viel und nahm gleich ihre Beine ab; das heißt: er war gezwungen dies zu tun, denn sonst wäre das junge Mädchen gestorben. Nun hat sie den Arzt auf Schadenersatz verklagt. Das kann ein hübscher Prozeß werden. Ich saß geduldig, bis die Sache herankam — und dann wurde sie vertagt. Aber Gott belohnt die Geduldigen.

Es trat an: Frau Grünwald gegen einen Arzt, der von dem großen pariser Rechtsanwalt de Moro-Giafferi vertreten wird. Worum handelt es sich?

Frau Grünwald hat mit einem Herrn Baillie zusammengelebt, zwölf Jahre lang. Dieser Herr Baillie bekommt eines Tages eine Lungenentzündung, begibt sich in Behandlung und stirbt: trotzdem, wie der Arzt sagt; deswegen, wie Frau Grünwald sagt. Und nun verklagt sie den Arzt auf Schadenersatz. Und dieser Prozeß wird verhandelt!

Worin eine klare Anerkennung des Konkubinats liegt, und das ist vernünftig. Im französischen Gesetz steht darüber nichts; wenn auch das Konkubinat ein wichtiges Beweisthema für eine Alimenterklage ist, denn der Satz «La recherche de la paternité est interdite» existiert nicht mehr im französischen Recht — er ist durch neue Gesetze überholt.

Frau Grünwald, eine dicke Dame in Trauer, ist da. Sie sitzt im Zuhörerraum, nein, sie sitzt eben nicht, sie wimmelt aufgeregt herum: der gegnerische Anwalt, ein Vertreter de Moro-Giafferis, plädiert.

Hier mag angemerkt sein, daß die französische Anwaltssprache eine lustige Einzelheit aufweist: sagen bei uns die Anwälte: «Mein Klient hat . . .» so identifizieren sich die französischen Advokaten mit ihrer Partei und sagen stets: «wir». Man kann also hören, wie ein Anwalt dem andern mit Emphase zuruft: «Wir haben nicht mit dem Marineoffizier geschlafen!» Dies nebenbei. Der Anwalt plädiert also für den Arzt und versucht, dem aufmerksam zuhörenden Gericht zu beweisen, daß der Arzt keinen Kunstfehler gemacht habe und der Patient trotz der Behandlung und auch ohne Behandlung gestorben wäre. Und darum ist die Frau Grünwald so böse.

Sie geht von einer Zuschauerbank zur andern; sie zupft ihren Anwalt am Talar; sie sagt, flüstert so laut, daß der ganze Saal es hören kann: «Na, das ist doch aber . . .» und wird schließlich von einem Beamten zur Ruhe verwiesen. Sie gibt aber keine Ruhe. Worauf der Beamte, um sich erst mal Luft zu machen, einen harmlosen Kriminalstudenten herausschmeißt, der in der warmen, wohligen Atmosphäre ein bißchen eingeschlafen ist . . .

Der Prozeß ist noch nicht entschieden. Aber er ist ein beachtliches Zeichen: trotz aller Widerstände sehen die Leute auf der ganzen Welt allmählich ein, daß man die Ehe — besonders die mit Kindern — zwar

nicht aufheben kann und soll; daß aber diese juristische Form des Zusammenlebens nicht mehr genügt. Zwischen dem Eintagsverhältnis und der fest fundierten, viel zu schwer löslichen Ehe fehlt etwas. Dieses Etwas wird sich in spätestens fünfzig Jahren herauskristallisieren.

«GUTEN MORGEN – DIES IST IHRE ZEITUNG!»

Da ist einmal eine Hotelier-Vereinigung in die Vereinigten Staaten gereist, um sich deren Hotels anzusehen, – und von dort haben sie manches mitgebracht.

Wenn du in einem größern deutschen Hotel morgens die Zimmertür öffnest, so liegt dort ein Lokalblatt, mit einem hellgrünen Zettel: «Guten Morgen! Dies ist Ihre Zeitung!»

Danke auch schön . . . Guten Morgen . . . ei, was es alles gibt! Was gibt es denn so alles –?

Es gibt zunächst einmal eine «Deutsche Fremdenverkehrswerbung», die wohl das Groteskeste darstellt, was auf diesem Gebiet möglich ist. Anstatt nämlich die Ware, die man verkaufen will, nach Möglichkeit zu verbessern: also im Lande herumzufahren, die Hoteliers auf Mißstände aufmerksam zu machen, Nepperei abzuschaffen, kurz, für die Fremden zu arbeiten – zeigen sie eine Ware an, die sie noch gar nicht haben. Der ganze Laden hängt voller Plakate. Die Ware? Die Ware sieht so aus:

Deutsche Lieferanten aller Art haben sich zu Verbänden zusammengeschlossen, die ein einziges Ziel haben: gegen den Konsumenten aufzutreten und jedes Risiko nach Möglichkeit auf ihn abzuwälzen. Diese Lieferungsverträge – bei Spediteuren, bei Hoteliers, bei Fabriken aller Art – sind ein Skandal, weil sie die Ausnutzung eines Notstandes sind; der Konsument nämlich kann sich nicht wehren, weil er einem Trust gegenübersteht: es ist die trockene Ausschaltung der Konkurrenz und die Stabilisierung einer kaufmännischen Bürokratie, der es ebenso wichtig ist, Geschäfte zu machen wie zu regieren. Man sehe sich darauf diese von den Herrn Syndici ausgekochten Verträge an, und man wird allemal finden, daß das Risiko, die Steuern, die Gefahr, die Zufälle vom Produzenten auf den Konsumenten abgewälzt werden. Der Konsument darf zahlen und hat ansonsten den Schnabel zu halten. Wir wollen ihn einmal auftun.

Die Sache fängt in den deutschen Hotels damit an, daß der Inhaber die Haftung für die eingebrachten Sachen des Gastes aufgehoben hat (§§ 701–708 BGB). Nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch haftet der Hotelier, wenn dem Gaste im Hotel etwas gestohlen wird – er kann sich nur mit der Fahrlässigkeit des Gastes exkulpieren, die er zu beweisen hat. Nach den vorgedruckten Vorschriften, die sich das Hotel vom Gast

unterschreiben läßt, besteht diese Haftung nicht mehr. Früher haben die Hoteliers das mit einem einfachen Aushang gemacht — das Reichsgericht hat entschieden, daß solch ein Aushang nicht genüge und daß eine besondere Abmachung zur Aufhebung der Haftung nötig sei. Nun ist aber das, was da im Empfangsbüro der Hotels vor sich geht, keine Abmachung, und das Reichsgericht ist wie immer scholastisch und lebensfremd.

Die wenigsten Gäste lesen überhaupt durch, was sie unterschreiben — damit rechnet doloserweise der Hotelier. Der Ankommende ist müde, möchte sich waschen, auspacken, ruhen — er ist nicht in der Laune, juristische Streitfragen zu lösen. Das nutzt der Hotelier aus. Immerhin wäre es Sache und Pflicht des Gastes, aufzupassen. Aber selbst wenn er liest, was ihm da vorgelegt wird, hat er doch in den allerseltensten Fällen den Mut, seinem Vorgesetzten, den jeder Deutsche hat und der in diesem Fall der ernste Mann im Büro ist, Nein zu sagen. Und sagt er selbst Nein, so riskiert er, vom Hotel nicht aufgenommen zu werden. Und das nächste Hotel macht es grade so. Das heißt:

Hier liegt überhaupt keine Abmachung vor, sondern eine durch die Festigkeit der Organisation erzwungene Zustimmung zu einer ungehörigen Rechtsminderung. Wie unanständig, wie peinlich, wie kleinlich ist das alles!

Das Hotel haftet nicht nur nicht für die Koffer des Gastes. Es schließt auch die Haftung aus, wenn der Zimmerinhaber im vierten Stock den Fahrstuhl wegen Betriebsstörung nicht benutzen kann und die Treppen hinauflaufen muß; es haftet nicht, wenn die gemietete Badezimmer-einrichtung nicht funktioniert; wenn die Zentralheizung nicht heizt; wenn das Zimmer-Telefon nicht instand ist — es haftet nicht, und der Gast muß den vollen Preis zahlen. Aber der Gast haftet für alle Beschädigungen . . . das alles unterschreibt er, ohne sich Gedanken zu machen. Der Syndikus hat sich welche gemacht.

Auch hier liegt alles Risiko beim Gast, der grade noch geduldet ist. Rechtlich hat der Hotelier in einer gradezu unsittlichen Weise die Oberhand. Es gibt aber keine Organisation der Gäste — es gibt nur Einzelpersonen, die einem festgefügtten Verband machtlos gegenüberstehen.

Dazu kommt, daß, abgesehen von den allerteuersten Hotels, vieles durchaus unzulänglich ist. Wo waschen sich eigentlich die Gäste, die kein Badezimmer bezahlen können, ihre Füße? In der Seifenschale? Warum weisen zahlreiche Badezimmer keine Brause auf? Warum gibt es nicht, wie in den dänischen Hotels sogar zweiter Ordnung überall kleine Brauseräume, die weniger kosten als ein Wannenbaderaum und weniger Platz fortnehmen? Achselzucken. Aber Fremdenverkehrswerbung.

Es ist so viel über das Trinkgeld gescholten worden und mit Recht.

Aber was in Deutschland zur Zeit vor sich geht, ist ein sauberer und rechtschaffener Betrug am Hotelgast.

«Das Trinkgeld ist abgelöst.» Es empfiehlt sich, jedesmal, wenn man ein Zimmer mietet, vorher zu fragen, wie hoch diese Ablösung in Prozenten ist — und man wird sein Wunder erleben. Das eine Haus nimmt 10 Prozent, das zweite 15, das dritte 20 Prozent — und kein Mensch weiß, warum; und kein Mensch weiß, wohin diese Gelder eigentlich gehen . . . die unter sich uneinigen Angestelltenverbände behaupten, daß sie nicht völlig in den Genuß dieser Summen kommen. Es ist ein Unding, einen einzelnen Posten der Unkosten herauszuheben und ihn dem Gast gesondert aufzubürden.

Die Kleinlichkeit geht ins aschgraue. Deutschland ist bekanntlich das Land mit der größten Schilderliteratur der Welt — wenn wir einen Bahnwagen in Betrieb setzen, so nageln wir vierundsechzig Schilder hinein, die verbieten, befehlen, bitten, beschwören, die uns erzählen, daß man sich die Nase nicht in die Hand schneuzen solle (Hamburg); daß man und wie man absteigen solle; daß man . . . daß man nicht . . . Polizeilich erschreckte Kinder.

In den Hotels wimmelt es von solchen Schildern, und ohne hinzusehen kann man darauf schwören, daß sie alle, alle gegen den Gast gerichtet sind. «Für Stiefelputzen berechnet der Hausdiener 20 Pfennig», «Für das nächtliche Öffnen der Haustür berechnet der Hausdiener 25 Pfennig» und so fort. Es ist so, wie wenn jemand ein Zimmer mietet und bezahlt, und hinterher wird ihm eine Rechnung dafür vorgelegt, daß es nicht hineingeregnet hat — also für etwas Selbstverständliches.

«In den erstrangigen Hotels», hat der kluge Weltreisende Richard Katz einmal gesagt, «in den erstrangigen Hotels ist das Personal frech, und die Gäste haben spanisches Hofzeremoniell.» Nicht nur das: sie spielen die Feinen auch, wenn sies nicht sind, grade wenn sies nicht sind, und sind viel zu feige, etwas zu monieren. «Das tut man doch nicht» — wobei denn allerdings zu bemerken, daß bei uns der sanfte Tadel in höflicher Form auch meist nicht angebracht, weil wirkungslos ist. Es scheint wohl so zu sein, daß in Deutschland immer einer von zweien frech sein muß — dann ist der andere höflich.

Neulich haben die Hotelierverbände eine große Zusammenkunft in der Schweiz gehabt. Ich hätte nie gedacht, daß Hoteliers reisen. Nach ihren Einrichtungen zu urteilen, kann man sich das nur schwer vorstellen.

Probiert denn niemand dieser Herren eine Wascheinrichtung aus, bevor er sie bestellt? Wo waschen sich diese Leute? In den Waschbecken ihrer eigenen Hotels? Dann stoßen sie sich den Kopf an einem Glasbrettchen und an den Wasserhähnen, die entweder zu kurz oder zu lang sind — ist es wirklich so schwer, die paar restlos zu schablonisieren-

den Bedürfnisse des Reisenden zu betriedigen! Es muß doch wohl sehr schwer sein — denn so etwas hebles Hingehudeltes wie diese Baderzimmer und Waschbecken sucht seinesgleichen. Hoteliers reisen nicht. Sonst wüßten sie, daß es kaum ein richtig beleuchtetes Hotelzimmer gibt: die Beleuchtung in der Mitte hängt fast immer zu hoch; die Nachttischlampen sind in einem Blindenheim konstruiert und beleuchten alles mögliche, nur nicht das Stückchen Bett, wo ein Buch liegen kann — kurz: alles ist von „Fachleuten“ nach den altbewährten Gesetzen der Schlendrian-Routine angebracht — ausprobiert haben das die Besteller wohl noch nie. Sie begreifen nicht, daß man auch für Material eine zärtliche Liebe haben kann, ohne ein Snob zu sein.

Die Einrichtung der meisten, auch zweitrangigen Hotels ist auf falschen Prunk gestellt — nur ganz langsam dringt hier die vielbeschriebene Sachlichkeit durch. Und weil solcher Tadel zwei Feinde hat, wollen wir uns recht deutlich erklären.

Der eine Feind steht rechts und zuckt die Achseln: das sind die feinen Leute, von denen die Fremdenverkehrswerbung glaubt, es gäbe nur sie. „Man“ steigt eben im ersten Hotel ab. Ganz abgesehen davon, daß auch da das Gebotene in keinem rechten Verhältnis zum Preis steht —: es ist überflüssig und uninteressant, dafür zu kämpfen, daß ein Reisender, der mit einem Tagesetat von zweihundert Mark reist, noch besser untergebracht wird, als es bereits der Fall ist. Er kann sich allein helfen. Der andere Feind steht links und macht bei solcher Kritik klassenbewußt darauf aufmerksam, daß es Arbeitslose gibt, die überhaupt nicht wissen, wo sie nachts schlafen können. Es muß einmal gesagt werden, daß diese Frage selbstverständlich für jeden anständigen Menschen als grundlegend zu bewerten ist — daß sie aber nicht ausschließt, daß man sich gelegentlich mit der gerechten Verausgabung des sauer verdienten Gehalts jener beschäftigen darf, die weder unter den Brücken noch im ersten Hotel übernachten. Und diesen Angestellten, Bürobeamten, Telefonistinnen, Wanderern und Reisenden aller Art gehts in des Wortes wahrster Bedeutung ziemlich dreckig, wenn sie durch Deutschland reisen.

Ich kenne nun die französischen und die deutschen Hotels so gut wie einer sie kennen kann, der sie oft benutzt hat — aber wenn ich doch nur wüßte, woher eigentlich der Aberglaube rührt, daß die Deutschen gar so reinlich und die Franzosen gar so schmutzig seien! Einzelbeobachtungen führen zu nichts: man muß aber betrunken durch die Welt reisen, um zu diesem Beobachtungsergebnis zu kommen. Der unbestechliche Baedeker hat zwar jene Probe nicht gemacht, die ihm die Legende nachsagt: er hat nicht eigens das schlechteste Zimmer in einem guten Hotel belegen lassen, um zu sehen, wie der Gast dann behandelt wird — aber seine Tendenz ist es schon immerhin, auch bescheidene Häuser anzu führen, „in denen man bei geringen Preisen ordentliche Unterkunft

findet», wie er mir schreibt. Und in diesen deutschen Häusern gehts gar nicht so sehr sauber, so sehr billig, so sehr zweckentsprechend zu — das sagt nur die Fremdenverkehrswerbung.

Die sollte, anstatt den Mund ungebührlich voll zu nehmen, in Amerika weniger brüllen und lieber auf die liebe Heimat achten. Da gibt es viel für sie zu tun: und besonders in den Hotels, wo man falschen Luxus bietet, anstatt wahrer Bequemlichkeit, Fassade statt praktischer Einrichtung, und wo man dem Reisenden mit Auto ein Paradies vor-täuscht und den «gewöhnlichen» Reisenden überteuert und ausnutzt.

DER PORTIER VOM REICHSKANZLERPALAIS SPRICHT

«Ja, man hat ja so allerhand erlebt in der letzten Zeit. Früher — Gott! war diß jemietlich! Da kam wirklich mal hier und da Majestät zu Bethmann zum Frühstück, aber sonst war alles still, janz still. Und wenn ick noch an den Pudel von ollen Bülow zurückdenke, denn wird mir janz schwummrig, und ick muß jleich 'n Schnaps trinken . . . Ja, früher . . . Also diß is nu vorbei. Schon in'n Krieg jing die Aufrejung los. Da kam eines Tages ein Mann her, das war der neue Reichskanzler Michaelis, der bekam son mächtigen Schreck bei seine Ernennung, daß er sich die janze Zeit nich davon erholen konnte . . . Und denn kam son alter Herr, der wackelte immer mit 'n Kopp, und denn dachten die Leute, er sacht: Ja — und da machte jeder, wat er wollte. Na, und denn kam Prinz Max von Baden — und denn jing der Klamauk los . . . Sehn Se ma, früher, da stand ick morjens um neune auf, und denn fegten die Frauen det Jächtchen und den Flur, und ick sah mir das alles mit an, und wenn nicht jrade een Besucher kam, den ick anschnauzen mußte — denn jing es mir soweit janz gut. Aber nu? Also am neunten November — det weeß ick noch wie heute — da kamen auf einem Male Autos anjessaust, und denn kamen solche Kerls hier rin, die guckten an die Decke, fühlten sich mächtig unbehaglich, und ick sachte: «Zu wen wünschen Sie?» sachte ick. Aber die sachten: «Nu regieren wir!» Und ick jing denn janz ruhig in meine Portierklause und dachte: Immer regiert ihr man! Ihr werdet det schonst über kriejen! Und denn regierten die. Und einmal, einmal, da stand Liebknecht vor die Türe und hielt eine große Rede — und ick dachte schon, nu kommt der mir hier ooch noch rin — aber dann schrien se alle «Hoch» und «Nieder», und denn war es ja wieder jut. Na — und eines Morgens — ick sahre noch zu meine Olle: «Du» sahre ick, «mir is heute so merkwürdig» — da kam denn son Herr an, so einer mitn Bart und 'n Jesicht wie'n Bürovorsteher — der sachte: «Morgen! Ich bin hier nu Reichskanzler!» Na, ick jing denn janz ruhig in meine Klause und dachte: Mach man! Diß wird dir bald über werden!

— und denn jing det so ne ganze Weile. So fein wie früher war es ja nu nich. Die feinen Leute, die noch so manchmal so von früher herkamen, die lachten mir denn immer so vertraut an, so, als wollten sie sahren: Was? Wir zwei beide haben doch schon bessere Tage gesehn! Aber ick sachte janischt und stand mit meine Olle auf den Boden der gegebenen Tatsachen. Na — und neulich, am dreizehnten März — ick sahre noch zu meine Olle: «Du», sahre ick, «jib mir mal 'n Kümmel — mir is heute so komisch» — da kloppt et ganz frühmorgens zu nachtschlafende Zeit an mein Guckfenster, und draußen steht 'n Herr — und lacht und sagt: «Nu regieren wir hier!» Na, ick jing denn ganz still in meine Klausen und dachte: Macht man! Diß wird euch bald über werden! Und richtig: das wurde sie auch. Erst liefen ja hier mächtig ville Offiziere rum, mit Monokel, und Ludendorff kam auch, und ick riß die Knochen zusammen und jrüßte ihm, und er winkte jnädig ab — und denn rejierten sie da. Aber wie das so is: eines Morgens — da waren sie weg — und zwei Stunden später — da kloppt et an meine Türe, und da stand der Herr von früher und sachte: «Morgen! Morgen!» sacht er. «Ja — nu rejieren wir hier!» Und ick jing ganz still in meine Klausen . . . Und jeden Morgen, wenn ick uffstehe un meine Olle sich die Zeppe uffstecken tut, denn die hat se, denn steh ick ans Fenster und gucke so uff die leere Wilhelmstraße, wo die Spatzen in die Pferdeäppel picken, und denn denk ick mir so: Wer kommt nu —?»

START

*Du wirst mal Kanzleisekretär —
mä —! bä —!*

Dann hängt dir vorne ein Bauch von Schmeer
und Briefmarken sammelst du nebenher,
und du liebst die Autorität und das Heer —

Na, nu weine man nicht!
Na, nu weine man nicht!
In der Röhre stehn Klöße,
du siehst sie bloß nicht! —

*Du wirst mal Geschäftsprinzipal —
mä —! bä —!*

Untenrum dick und obenrum kahl,
mit dem Maulwerk egalweg sozial,
und im Herzen natürlich deutsch-national —
Na, nu weine man nicht!

Du wirst mal Landgerichtspräsident!

Kille-kille!

Einer, der die Gesetzbücher kennt,
einer, der in den Sitzungen pennt,
und die Fresse zerhackt wie ein Korpsstudent —
kille . . . kille . . . kille . . .!

Du wirst mal eine große Hu —

hopla-hopp!

Du liebst, wenn er zahlt. Und lächelst dazu.
Und gehts mal schief, verlier nicht die Ruh.
Du hast ja Geld — *dir* treiben sie deine Sorgen ab im Nu . . .
hopla-hopp!

Du wirst mal Gewerkschaftssekretär —

na, nu weine man nicht —!

Zunächst gehst du klein und bescheiden einher;
doch hast du erst den feinen Verkehr,
dann kennst du deine Genossen nicht mehr —

in der Röhre stehn Klöße,

du siehst sie bloß nicht —!

Su — su —

Na, und du —?

Du, mein Junge, sollst mal auf Erden

ein anständiger Proletarier werden,

der ein Herz hat für seiner Klasse Beschwerden —!

Ein ganzer Mann.

Feste, geh ran —!

Das wirst du lernen, bist du einmal groß —:

Jede Klasse zimmert sich selber ihr Los.

INHALT

1928

Kurt Tucholsky haßt — liebt	7
Horoskop 1928	7
Die Leibesfrucht	8
Rechenmaschine aus USA	9
Journalistischer Nachwuchs	13
Der Mann am Spiegel	16
«mit»	19
Tourist	21
Schutz vor Schall	22
Auf dem Nachttisch	24
Nebenan	30
Zehn Gebote für den Geschäftsmann, der einen Künstler engagiert	31
So verschieden ist es im menschlichen Leben	32
Banger Moment bei reichen Leuten	34
Briefe an einen Fuchsmajor	35
Ist das deutsche Buch zu teuer —?	43
Ehekrach	48
«Neu-Erscheinung»	49
Auf dem Nachttisch	52
Bert Brechts Hauspostille	60
Riviera	63
Der Mörder und der Staat	68
Wie benehme ich mich als Mörder?	68
Berlin und die Provinz	70
Die Geschichte eines Witzes	73
Der Takt der Soldaten	76
Ersatz	77
Lenzliche Leitartikel	79
Apage, Josephine, apage —!	81
Die großen Familien	82
Casanova im Safe	85
Warten vor dem Nichts	85
«Gesunder Pazifismus»	87
Warum eigentlich?	90
Warum?	90
Kleine Sachen, die Spaß machen	91
Kleine Sachen, die unangenehm sind	92
Was einem so schmeichelt	92
Zuschriften aus dem Publikum	92
Für Maxim Gorki	94
Herr Wendriner diktiert einen Brief	95
Der neue Kürschner	99
Die Überlegenen	101
... das Geld aus dem Fenster!	102

INHALT

Rundfunkzensur	104
Deine Welt	107
Der Mann, der zu spät kam	108
Der Bär tanzt	109
Hände an der Schreibmaschine	114
Wer kennt Odenwald und Spessart?	117
Peter Panter	119
Meine Flieger — deine Flieger	120
Fragen an eine Arbeiterfrau	121
Sonntagmorgen, im Bett	122
Vor und nach den Wahlen	123
Auf dem Nachttisch	124
Dank vom Hause Stalin	130
Konjugation in deutscher Sprache	131
Das überholte Witzblatt	131
Was aus der großen Zeit	133
«Siegfried» oder der geleimte Mann	134
Das «Menschliche»	138
Der Quatsch	141
Der sympathische Mörder	143
Der darmstädter Armleuchter	144
I. Als Gottes Atem leiser ging	144
II. Le comique voyageur	151
Der Katzentrust	156
Der letzte Ruf	157
Das neue Gefangenen-Museum	160
Taschen-Notizkalender	161
Der Pont de l'Alma fliegt in die Luft!	163
Der Ruf auf der Straße	166
Was soll er denn einmal werden?	169
Deutschenspiegel	172
Eitelkeit der Kaufleute	178
Ein Schädling der Kriminalistik	180
Das flüsternde Sanatorium	190
Jahrgang 1905	192
Aus der Ferne	195
Es ist heiß in Hamburg	195
Olympiade	197
Heimarbeiter	198
Die Spitzen der Behörden	199
Mädchen aus Samoa	201
Heimweh nach den großen Städten	202
Mit einem Zuchthäusler?	205
Schiffstaufe	208
O you my sweet evening star!	209
Wo kommen die Löcher im Käse her —?	210
Gesang der englischen Chorknaben	214

INHALT

Grimms Märchen	215
Wenn die Igel in der Abendstunde	223
Das Lottchen	224
Ein schwedischer Sachse	226
Träumerei auf einem Havelsee	228
Kriminalromane	229
Asyl für Obdachlose!	230
Das Elend mit der Speisekarte	231
Das Weltwort	234
Konfusion um Zeisig	235
Die Republikanische Beschwerdestelle	238
Das zweite Heer	240
Sie schläft	247
Courteline	247
«Masse Mensch»	249
Frauen sind eitel. Männer? Nie —!	250
Die Glaubenssätze der Bourgeoisie	251
Berliner Herbst	255
Sieg im Atlas	256
Der Fall Mischewski contra Pimbusch	257
Verhetzte Kinder — ohnmächtige Republik	259
Es ist	263
Wie sieht der Erfinder des Reißverschlusses aus?	265
Jakubowski	268
Fahrt ins Glück	269
Die Beamtenpest	271
Wie war es —? So war es —!	285
Glück im Unglück	289
Liebespaar am Fenster	290
Der Mann, der ein Kind ertränkt	291
Das Sozialistengesetz 1878	295
Ludendorff oder der Verfolgungswahn	296
Ich bin ein Mörder	297
Deutsche Soldaten in der Pariser Oper	198
November-Umsturz	300
Was würden Sie tun, wenn Sie die Macht hätten?	301
Zehn Jahre deutsche «Revolution»	302
Don't gish me —!	302
Die Franzmänner	303
Pariser Gelächter	305
Was kosten die Soldaten?	308
Alter Burgunder wird versteigert	309
«Wir von der Unter-Tertia»	310
«Yousana-wo-bi-räbidäbi-dé?»	314
Gebrauchsliteratur	316
Das Lächeln der Mona Lisa	320
Die Dame im Vorzimmer	321

INHALT

Der Privatmann im Theater	323
Beschluß und Erinnerung	325
Die Sicherungsverwahrung	326
Der Mann, der nicht gut hört	330
Der grüne Frack	331
Sprechstunde am Kreuz	336
Nola oder: Fotomontage des Lebens	341
Wahnsinn Europa	343
Oller Mann	349
Glückliche Diplomatie!	350
Die legitime Geliebte	351
«Guten Morgen — dies ist Ihre Zeitung!»	353
Der Portier vom Reichskanzlerpalais spricht	357
Start	358

Paul Auster

Die New York-Trilogie Stadt aus Glas / Schlagschatten / Hinter verschlossenen Türen (rororo 12548)

Jeder der drei Romane wirkt zunächst wie ein klassische Kriminalgeschichte, aber bald stimmen die vordergründig logischen Zusammenhänge nicht mehr. Schritt für Schritt wird der Leser in ein Spiel mit seinen eigenen Erwartungen verstrickt. «Eine literarische Sensation!» *Sunday Times*

Nicholson Baker

Vox Roman

Deutsch von Eike Schöfeld
192 Seiten. Gebunden
Zwei Menschen sprechen über Sex - am Telefon. «Vox» ist ein erotischer Roman im besten Sinne und eine kunstvoll, lebensfrohe, ebenso ungehemmte wie vorurteilsfreie Auseinandersetzung mit Sexualität heute.

William Boyd

Stars und Bars Roman

(rororo 12803)
Mit himmelschreiender Komik erzählt William Boyd die Geschichte von einem feinsinnigen Briten, der nach Amerika kommt und sein blaues Wunder erlebt. «Eine Farce – aber eine raffinierte!» *Nürnberger Nachrichten*

Robert Olmsted

Jagdsaison Roman

Deutsch von Klaus Modick
288 Seiten. Gebunden
«Ein bemerkenswerter Roman, der die prekäre Balance zwischen spannendem Thriller und lyrischer Fabel hält.»
The New York Times Book Review



Luanne Rice

Ein Leben für Nick Roman

(rororo 12632)
Alles zu haben heißt auch, alles wieder verlieren zu können. Dieser Gedanke beschäftigt Georgina Swift, die in scheinbar behüteten Verhältnissen lebt und ihren Mann Nick, den scheinbar tadellosen, erfolgreichen Wall Street-Anwalt, abgöttisch liebt...

John Irving

Garp und wie er die Welt sah Roman

(rororo 5042)
«Diese Geschichte ist so absurd, so komisch, so tränentreibend, so kühl und sachlich, so wirklich und genau, daß man das Buch nicht wieder los wird.»
Nürnberger Nachrichten

Tom Robbins

Salomons siebter Schleier Roman

Deutsch von Pociao
540 Seiten. Gebunden
Der Altmeister des Underground-Romans, läßt die verrücktesten Typen, die schärfsten Sprüche und provokantesten Gedanken über die Seiten tanzen.

Barbara Taylor Bradford
Bewahrt den Traum Roman
 (rororo 12794 und als gebundene Ausgabe im Wunderlich Verlag)
 Eine bewegende Familiensaga: die Erfolgsautorin erzählt mit Charme und Einfühlungsvermögen vor allem die Geschichte zweier Frauen, die sich ihren Platz in einer männlichen Welt erkämpfen.
Und greifen nach den Sternen

Roman

(rororo 13064)

Wer Liebe sät Roman

(rororo 12865 und als gebundene Ausgabe im Wunderlich Verlag)

Barbara Chase-Riboud
Die Frau aus Virginia Roman
 (rororo 5574)

Die mitreißende Liebesgeschichte des amerikanischen Präsidenten Thomas Jefferson und der schönen Mulattin Sally Hemings.

Marga Berck
Sommer in Lesmona

(rororo 1818)

Diese Briefe der Jahrhundertwende, geschrieben von einem jungen Mädchen aus reichem Hanseatenhaus, fügen sich zusammen zu einem meisterhaften Roman zum unerschöpflichen Thema erste Liebe.

Diane Pearson
Der Sommer der Barschinskys Roman

(rororo 12540)

Die Erfolgsautorin von «Csárdás» hat mit diesem Roman wieder eines jener seltenen Bücher geschrieben, die eigentlich keine letzte Seite haben dürften.



Dorothy Dunnett
Die Farben des Reichtums

Der Aufstieg des Hauses Niccolò. Roman

656 Seiten. Gebunden im Wunderlich Verlag und als rororo 12855

«Spionagethriller, Liebesgeschichte, spannendes Lehrbuch (wie lebten die Menschen vor 500 Jahren?) - einer der schönsten historischen Romane seit langem.» *Brigitte*

Der Frühling des Widders

Die Machtentfaltung des Hauseses Niccolò. Roman

640 Seiten. Gebunden im Wunderlich Verlag

Das Spiel der Skorpione

Niccolò und der Kampf um Zypern. Roman

784 Seiten. Gebunden im Wunderlich Verlag

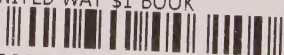
Marti Leimbach
Wen die Götter lieben Roman

272 Seiten. Gebunden im Wunderlich Verlag und als rororo 13000

Das Buch zum Film «Entscheidung aus Liebe». Die Geschichte von Hilary und Viktor.

40064000310 *92

UNITED WAY \$1 BOOK



400640003100

\$1.00